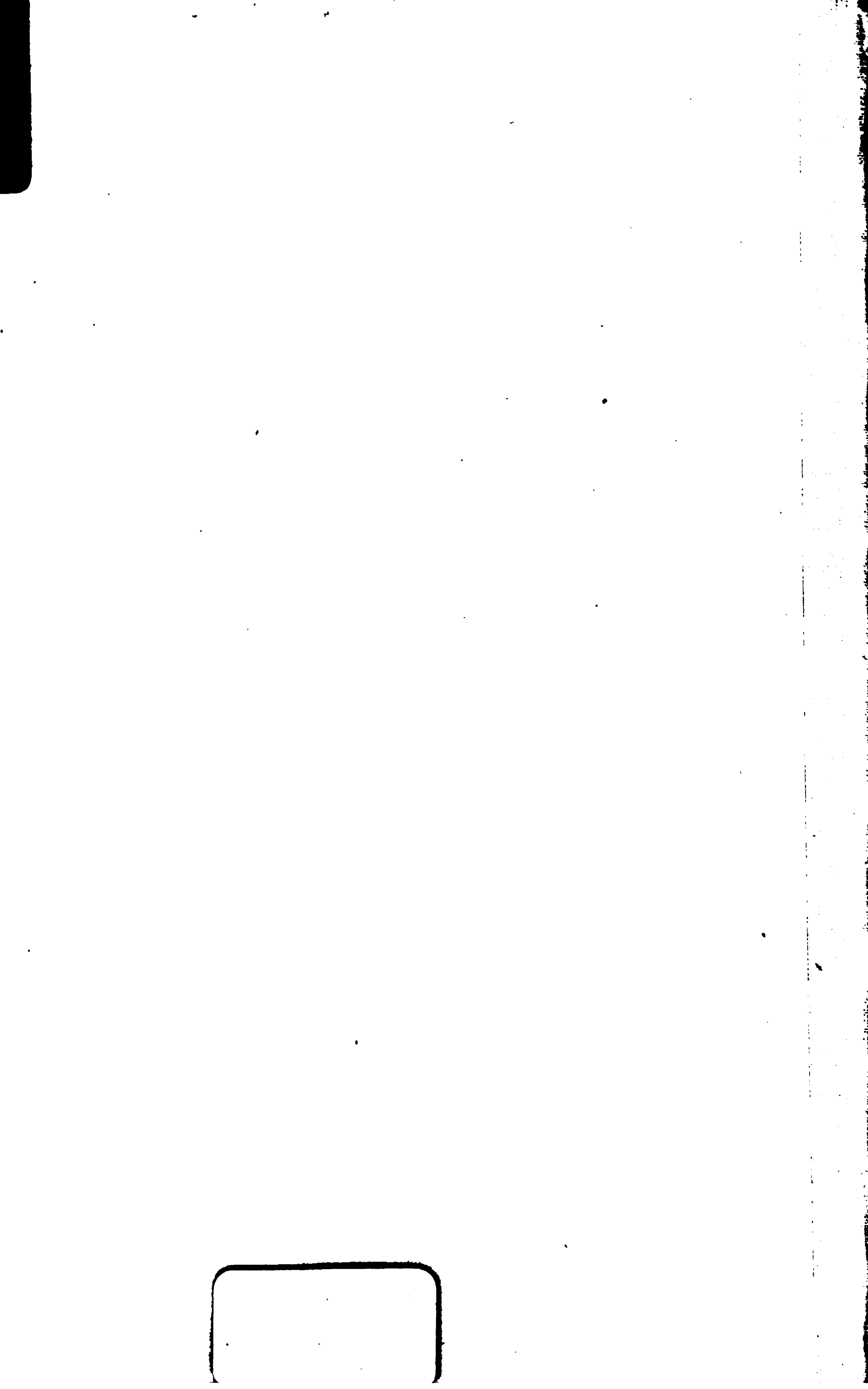
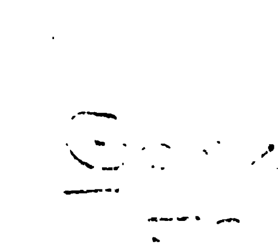
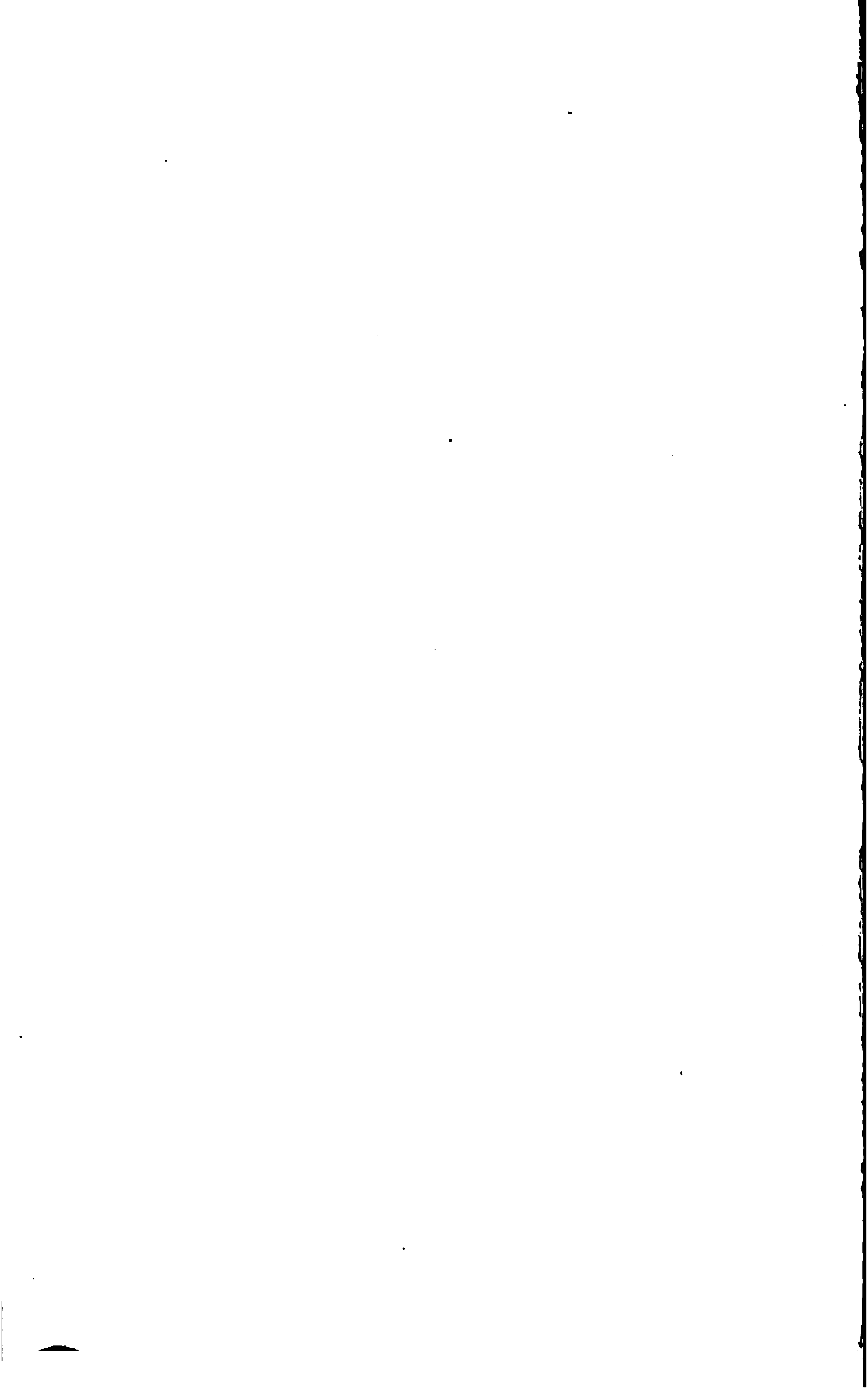
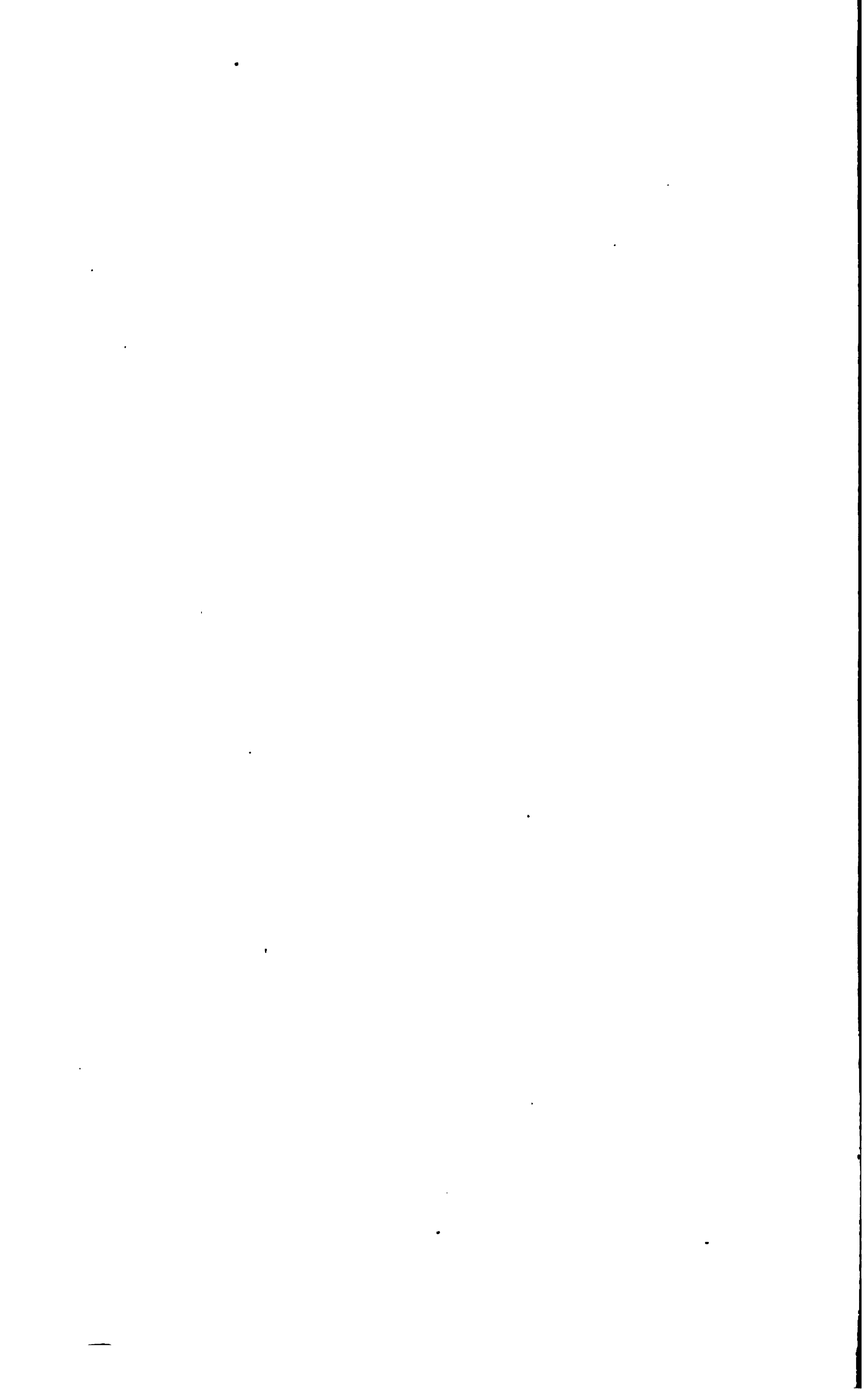
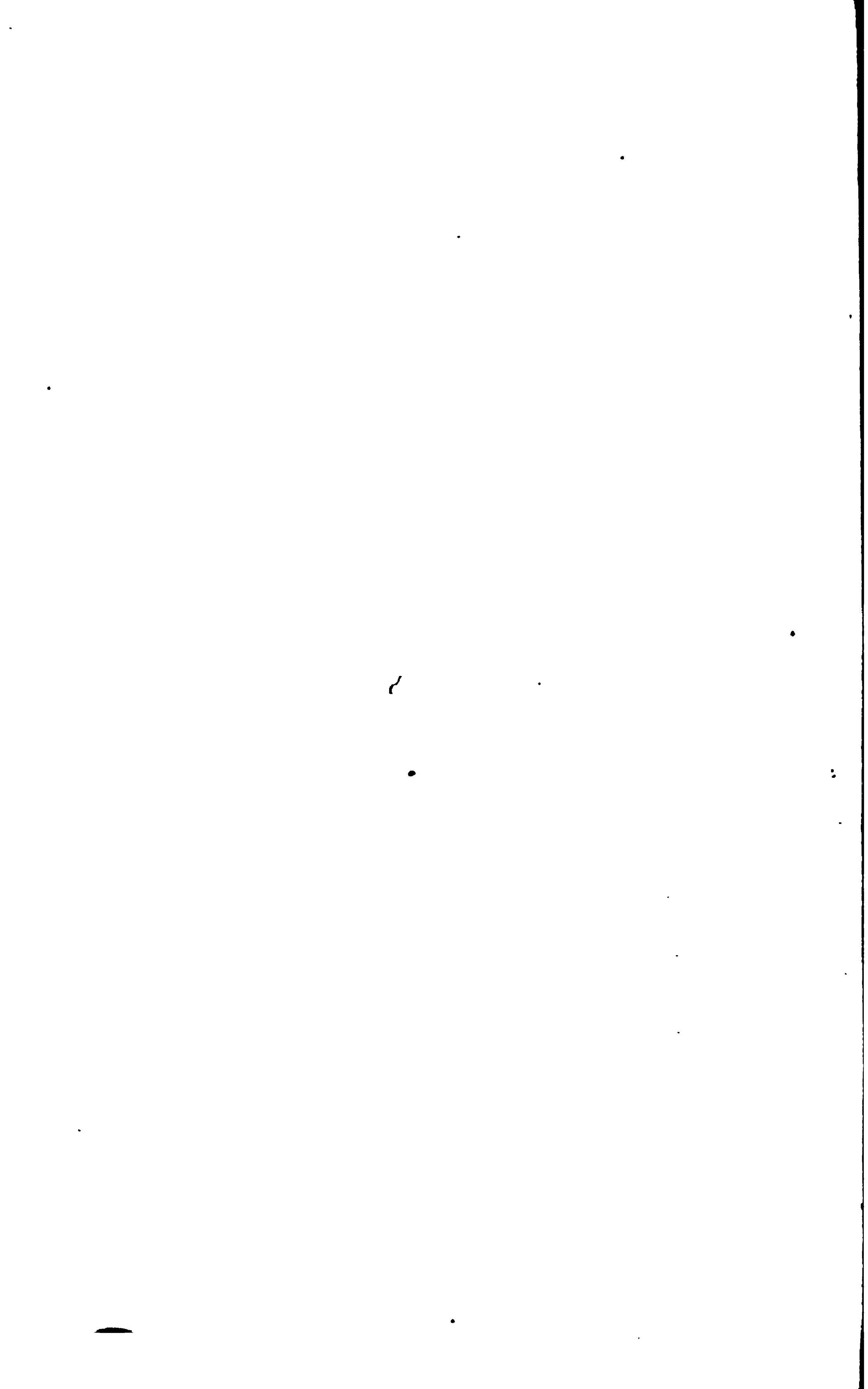






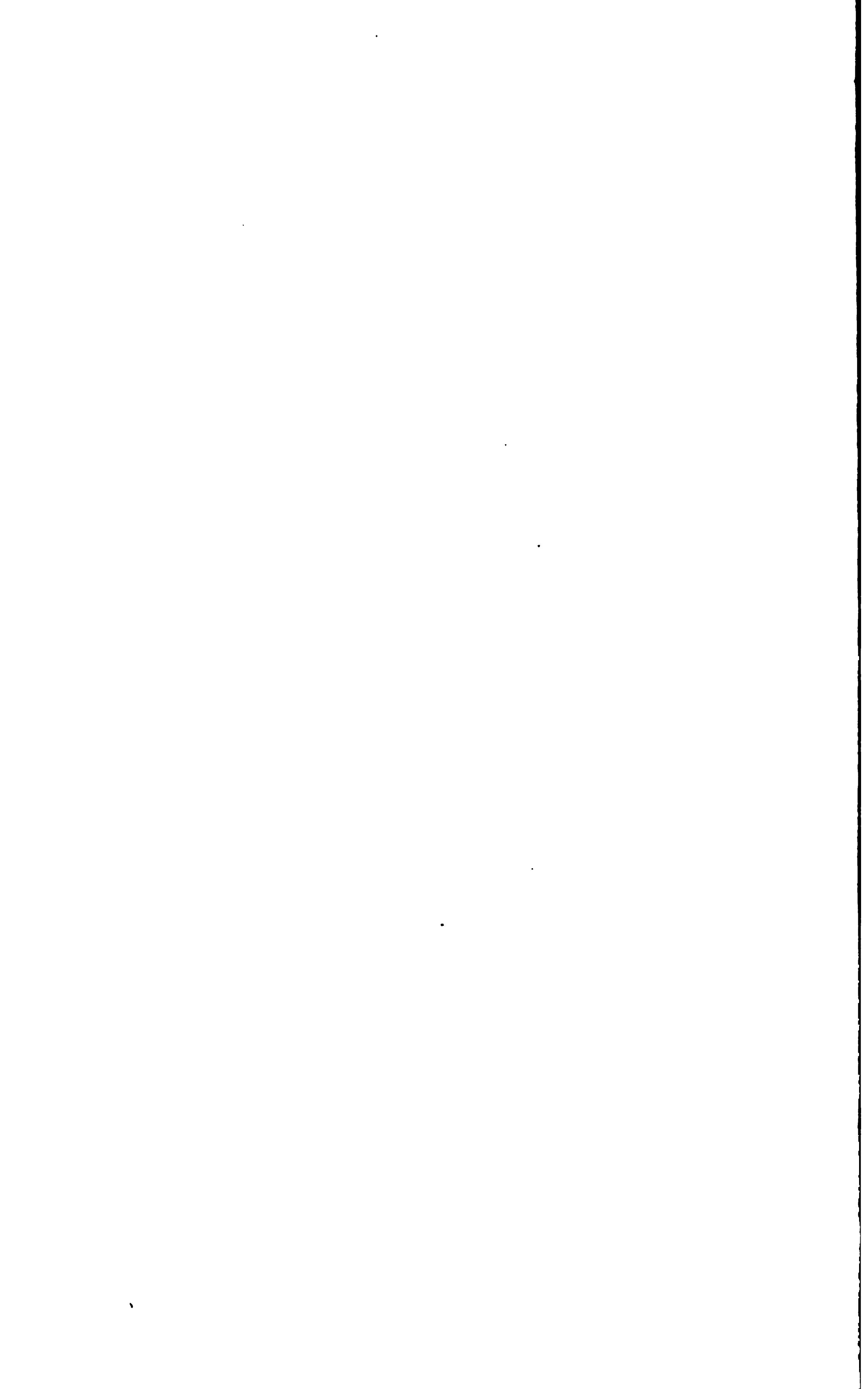






Aus dem Nachlasse

Friedrichs von Gentz.



Aus dem Nachlasse

Friedrichs von Gentz.

Erster Band.

Briefe, kleinere Aufsätze, Aufzeichnungen.



Wien.
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.
1867.

Vorwort.

Der Name Friedrich von Gentz knüpft sich so enge an die Ereignisse, welche die ersten dreißig Jahre unseres Jahrhunderts füllen, daß die Herausgabe seines Nachlasses — als eine reiche Quelle der wichtigsten Aufklärungen — im Interesse der Geschichte geboten ist. Sie ist es aber auch durch das Andenken an den Mann, der — der größte politische Schriftsteller Deutschlands — eine würdige Stelle in der Erinnerung seines Volkes einzunehmen verdient.

Dieser doppelten Pflicht zu genügen, habe ich die Papiere Friedrichs von Gentz, welche mir in beträchtlicher Anzahl zu Gebote stehen, in drei Abtheilungen geordnet, deren erste ich mit diesem Werke der Oeffentlichkeit übergebe. Es enthält die auf Gentzens Persönlichkeit bezüglichen Schriften; und zwar:

Privatbriefe, im eigentlichen Sinne des Wortes, kleinere Aufsätze, Aufzeichnungen und Denkschriften.

Die zweite Abtheilung wird ein rein historisches Werk bilden: der Briefwechsel mit den Hospodaren der Walachei und Moldau aus den Jahren 1813 bis 1828.

In dritter Reihe endlich sollen die politischen Correspondenzen mit verschiedenen Staatsmännern folgen.

Weit entfernt die Zahl der Streitschriften vermehren zu wollen, halte ich es des Zweckes würdiger, dem Leser gegenüber einen möglichst objectiven Standpunkt einzunehmen. Ich habe daher diese Blätter nur mit den nöthigsten Erläuterungen versehen, ohne auf eine kritische Beleuchtung ihres Inhaltes einzugehen, und hoffe auf diesem Wege das beste Mittel zu einer klaren Beurtheilung ihres Verfassers geboten zu haben. Ob eine solche schon in unsern Tagen möglich sei, lasse ich dahin gestellt sein; die Interessen seiner Epoche reichen vielleicht noch zu weit in die unsere hinein, als daß wir uns über die Parteistandpunkte erhaben dünken könnten. Wenn es aber auch erst einer späteren Zeit vorbehalten sein sollte, das letzte Wort über Gentz zu sprechen, so kann man doch immerhin behaupten, daß wir derselben nicht allzuferne stehen, indem die Ansichten über diesen, oft so ganz entgegengesetzt beurtheilten Mann gerade in den letzten Jahren einen weit einheitlicheren und ruhigeren Charakter angenommen haben, als dies nach der noch vor Kurzem herrschenden Stimmung zu erwarten war. Vergleicht man in der That die leidenschaftliche Sprache älterer Charakteristiken mit der klaren Darstellung in Robert von Mohls „Geschichte der Literatur der Staatswissenschaften rc.“; erwägt man das entschiedene Uebergewicht, welches der gediegene Aufsatz in Bluntschli's „Geschichte der allgemeinen Staatswissenschaften rc.“ über alle feindseligen biographischen Schriften errungen hat, und wie die gehässige Kleinlichkeit dieser Angriffe durch die Großartigkeit jener Beurtheilung erdrückt worden ist, so kann die Wandlung zu Gentzens Gunsten nicht geleugnet werden.

Eine frühere Veröffentlichung seines gesammten Nachlasses würde diesen Umschwung entschieden beschleunigt haben, und manches Vorurtheil, dessen Grund auf einer Entstellung der Wahrheit ruht, wäre — ehe es sich festgesetzt — vernichtet worden. Das Leben eines Staats-

mannes gehört jedoch so wenig ihm selbst, und die Aufklärungen über dasselbe sind an so viele Rücksichten für Andere gebunden, daß selbst Gentzens wärmste Anhänger bisher darauf verzichten mußten, den Schleier, der seine Persönlichkeit noch in mehr als einer Richtung umhüllt, zu lüften. Die Wenigen, welche Gentz näher kannten, und denen auch vermöge ihrer Stellung ein klarer Einblick in den Gang der politischen Geschichte vergönnt war, — gerade sie — mußten den Gegnern das Feld überlassen; und obgleich Fürst Metternich selbst (wie mir aus sicherster Quelle bekannt ist) schon 1832 einen Theil dieses Nachlasses behufs einer späteren Herausgabe hatte ordnen lassen, so behaupteten dennoch die eben angedeuteten Gründe ihren überwiegenden Einfluß.

Das vereinzelte Erscheinen zerstreuter Aufsätze und Briefe, die — in der Zwischenzeit — von anderer Seite her zu Tage gefördert wurden, erlaubte und gebot aber ein allmäliges Aufheben der ursprünglich gezogenen Schranken. Die zurückgelegten Papiere erfuhren eine weitere Auswahl und sorgfältige Sichtung, und diejenigen unter ihnen, welche, bei Beobachtung aller Rücksichten — zur Ergänzung jener unvollständigen Sammlungen dienen konnten, traten nun an die Oeffentlichkeit; so vor Allem, als Schlesier das Denkmal „Schriften von Friedrich von Gentz. Mannheim 1840" herausgab, deren 4. und 5. Band ganz dieser Quelle entnommen ist.

Es sind somit allerdings nur mehr die Trümmer jenes Nachlasses, deren Zusammenstellung mir heute — nach einem Zwischenraum von mehr als 25 Jahren — zukömmt; doch genügen sie, gleich denen antiker Bauwerke, um den Geist und die Kraft zu kennzeichnen, die sie einst geschaffen hatten. Sie bilden den eigentlichen Kern, dem die vorweggenommenen Stücke zur Schale gedient hatten; und während

manche der letzteren erst im Zusammenhange mit den hier folgenden Schriften zur Geltung kommen können, ist der Abgang jener einzelnen Theile bei diesen — ob der Fülle des Stoffes — nicht fühlbar. Für ihren Werth — ihre Bedeutung — bürgt die Feder, der sie entstammen.

Im Februar 1866.

Der Verfasser.

Da ich es für das Verständniß dieses Buches nicht für unwichtig halte, an dieser Stelle das Bild Friedrichs von Gentz in der Erinnerung aufzufrischen, so füge ich schließlich einige Zeilen aus dem Tagebuche eines Gentz nahe gestandenen — auch mir nahe stehenden Mannes — bei, welche mir dadurch, daß sie auf unmittelbarer Anschauung beruhen, für diesen Zweck geeigneter erscheinen, als jede andere, aus verschiedenen Quellen geschöpfte und danach zusammengestellte Schilderung. Nur zur Unterstützung des eigenen Gedächtnisses, und durchaus nicht mit Rücksicht auf eine mögliche Veröffentlichung niedergeschrieben, besitzen sie den großen Vorzug der Unbefangenheit, und stellen Gentz so dar, wie er in der Erinnerung des Freundes fortlebt.

„Aus einem Tagebuch. 30. November 1834."

„Wäre ich um einige Jahre jünger gewesen zur Zeit als Gentz starb, oder hätte ich damals noch die Elasticität des Geistes und Herzens bewahrt, welche mit Zuversicht an eine liebe aber schwere Arbeit gehen und daran festhalten macht, so würde ich keine Aufgabe freudiger ergriffen haben, als die, das Leben und Denken dieses ausgezeichneten, höchst edlen und genialen Mannes zu schildern. In der Herabstimmung aber, die eben damals meine Kräfte erfahren hatten, war mir der Mann zu groß; ich wagte mich nicht daran, wie oft mich auch mein Herz an das, was mir fast wie eine Pflicht erschien, mahnte. Für wen hätte ich auch schreiben wollen? Für diejenigen, die mit ihm lebten und ihn nicht verstanden, wäre es vergeblich gewesen; was liegt auch an ihrem Urtheile? Für seine Freunde vielleicht? Aber hätte die Schilderung ihnen wirklich Freude gemacht, d. h. wäre sie gelungen? Für mich wohl; aber, wie gesagt, es fehlte mir der Muth. Für die Nachwelt? Ach, wird sie weniger oberflächlich und hochmüthig, eitel und geblendet, gekünstelt und leidenschaftlich als die Gegenwart sein? Ich glaube nicht daran.

Gentz war einer der schärfsten und kühnsten Denker, eines der weichsten und kindlichsten Herzen, eines der rechtlichsten Gemüther, einer der fleißigsten und unterrichtetsten Staatsmänner, welche Europa getragen hat. Sein Wohlwollen, sein Bedürfniß der Freundlichkeit, seine großartige Nachsicht gegen Unvollkommenheiten und Fehler in Andern, seine seltene und reiche Gabe der Aufmerksamkeit für Jedermann, seine rührende Treue für seine Freunde sind Eigenschaften, die hinreichen würden, den liebenswürdigsten Menschen auszustatten. Aber seine Seelentiefe, die Macht, mit welcher alles Große und Schöne an

sein Herz schlug und darin nachklang, die Poesie seiner Empfindung, seine philosophische Trauer, seine reine Humanität, die Stärke seines Rechtsgefühls, die Fülle, Ausdehnung und Tiefe seines Wissens, der Schwung und die Wurfweite seines Denkens, die Gabe des Ausdrucks endlich und die seiner ganzen Natur inwohnende Wahrheit gestalten ihn zu einer ebenso hinreißenden als großartigen Erscheinung. Wenn es kaum jemanden gab, der mit dem Fürsten Metternich an Redegabe, an Ruhe, an Ausgleichungsmitteln, an Kühnheit der Voraussetzungen, an Leichtigkeit der Auffassung, an Entschiedenheit des Wollens, an Tact des Passenden und Zweckmäßigen, an Unterscheidungsgabe des Wichtigen und Nichtwichtigen den Vergleich aushielt, so gab der Fürst doch selbst, was Wissen und Denken, sowie die Klarheit der Darstellung betrifft, Gentz die Palme. Leute die nichts für sich hatten, als sociale Stellung oder Rang im Amte, wagten oft Gentz aufzuziehen und hielten sich für klüger als ihn; er duldete das oft Monate lang und antwortete nur mit Wohlwollen; aber wenn der Augenblick kam, wo das Geschwätze nicht mehr blos ihn, sondern der öffentlichen Sache Nachtheil drohte, stand er auf wie ein Riese und schlug durch die Kraft seiner Logik, durch den Glanz seines Ausdrucks, durch die Pracht und Macht seiner Beredtsamkeit diese Gegner nieder. So im Herbste 1830, wo Gentz nicht blos — wie die Meisten — weil man den Krieg nicht unternehmen konnte, für den Frieden war, sondern aus Einsicht der Zweckmäßigkeit. Damals folterten ihn Groß und Klein; die Salons zuckten mitleidig die Achseln über ihn; Einzelne gingen weiter und suchten ihn zu verdächtigen; er blieb unerschüttert; doch als es einmal zum Ausspruche kam, so verstummte die Menge vor seinem gewaltigen Worte.

Eine mächtige Natur durch die angeborene Begabung, genährt von erster Jugend an durch das umfassendste Studium der Alten, war ihm alles Oberflächliche zuwider, und sein Trachten immer auf das

Wesentliche in den Lagen und Menschen gerichtet. Mit scharfem Auge sah er das Veraltete, das Morsche im Bau der Gesellschaft — das Göthe'sche: „Gesetz wird Unsinn, Wohlthat Plage"; — auch täuschte er sich nicht über den nothwendigen Wandel in allem Bestehenden, so wie über das, was den Werth und Unwerth des Fortschrittes ausmacht; doch haßte und verabscheute er alle Ueberstürzungen, wegen der ungeheueren Opfer, die sie hunderttausenden von Familien auferlegen. Er hat es daher richtig als die edelste Lebensaufgabe eines Staatsmannes betrachtet, sich unter „die Räder des Verhängnisses" zu werfen,*) nicht im Wahne es aufzuhalten, sondern um seinen Gang zu mäßigen und weniger Opfer zu zertreten. Zu allen Zeiten haben die Kleone über die Demosthene gesiegt, ist die Menge hinter jenen hergelaufen und hat diese verbannt, gepeinigt und gekreuzigt. Und doch war Gentz einer der liberalsten Denker, die ich je gekannt!

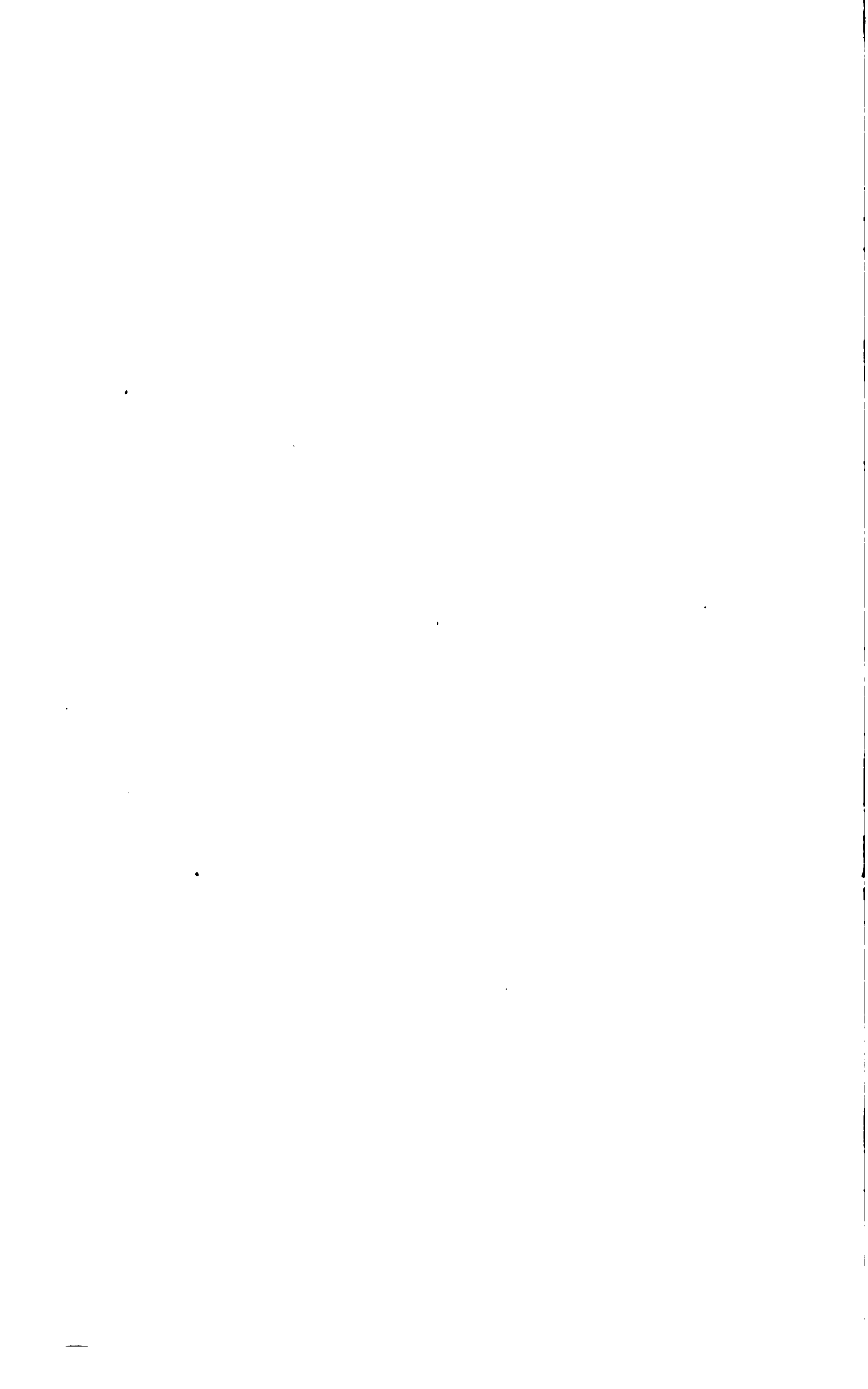
Sein Gemüth, sein Geist blieben jung, aber die Jahre ließen sich nicht aufhalten, und so kam er an die Marken des Lebens. Die Schnöde und Leere der Welt, die innere Armuth auch der Reichsten, das frevelhafte Getändel der Politiker, die Richtung der Civilisation im Ganzen, die traurigen Widersprüche zwischen dem inneren Werthe und der äußeren Schätzung, die ganze Condition des Menschengeschlechtes und der Gesellschaft zogen ihn immer mehr von dem Außen ab, und machten ihn in eben diesem Verhältnisse in und mit sich leben. Er klopfte an die dunkeln Pforten des Jenseits mit dem Geiste und Gemüthe zugleich; die Philosophie zeigte ihm nur die Schranken, die unüberwindbaren, und der Glaube schob sie nicht zurück, trat nicht heraus, um ihm zu sagen: „Komm' an meine Brust, hier wirst Du heilen." Er irrte vor diesen Pforten, wie die Schatten im Dunkel der

*) Bezieht sich auf die bekannte Stelle in dem Briefe an Amalie von Helwig. Schlesier V. 322.

Unterwelt. Er wandte sich an die Einfachheit, an die Natur, an die ungeschminkte Schönheit der Wahrheit, und es entspann sich die Neigung, die das Oel seiner beiden letzten Lebensjahre, die Quelle seiner Freuden in dieser Zeit war, eine Neigung, die man nicht verstand, mit Spott oder Schmutz bewarf, und die zu begreifen allerdings mehr Einsicht erforderte, als man im Salon erwerben, und mehr Seele, als man dort, ohne ein Wunder, bewahren kann. Es war aber, als wenn die Vorsehung, da sie die schönste Blume an seine Brust steckte, ihn zugleich bezeichnete, um weggenommen zu werden aus diesem Leben."

1. Theil.

Briefe.



Einleitung.

Der erste Theil dieses Buches enthält, wie bereits in dem Vorworte erwähnt ist, nur die Auslese aus einer ausgedehnten Reihe von Correspondenzen, und zwar diejenigen Briefe, welche im eigentlichen Sinne als Privatschreiben gelten können. Ihren Hauptstoff bildet — wie dies bei der Stellung, in der Gentz lebte, nicht anders zu erwarten — die Politik. In der That wird hier manch' neues Licht über die Geschichte der jüngst vergangenen Zeit verbreitet, und manche Lage erscheint von einer noch nicht bekannten, überraschenden Seite. Doch soll es der eigentliche Zweck dieser Sammlung sein, im Gegensatze zu den rein politischen Correspondenzen, deren Veröffentlichung später folgen wird, zunächst einen Einblick in Gentzens inneres Wesen zu gewähren, einen Beitrag zur Charakterisirung seiner Persönlichkeit zu liefern, und das kaum in den Umrissen feststehende Bild, das man von ihm hat, zu berichtigen und zu vervollständigen. Von diesem Standpunkte aus ist die folgende Zusammenstellung zu beurtheilen.

Ein Schreiben Ludwig XVIII *) und ein anderes des Herzogs von Blacas eröffnen die Reihe. Obgleich ohne jeden Zusammenhang, tragen beide viel dazu bei, Gentzens Stellung zu dem

*) Es befindet sich ebenso wie die folgenden Briefe an Collin in den Händen des Herrn Majors von Frank in Gratz, dessen Gefälligkeit ich ihre Mittheilung verdanke.

Könige näher zu beleuchten, und sind zugleich auch das Spiegelbild der damaligen royalistischen Bemühungen. Daß die in ersterem ausgesprochene Naturalisirung als Franzose nur eine Form war, durch welche einerseits Gentz seine Anhänglichkeit an Ludwig XVIII., so wie dieser andererseits seine Dankbarkeit für die Leistung manches wichtigen Dienstes *) beweisen wollte, braucht wohl nicht weiter hervorgehoben zu werden. Gentz erwähnt dieses — übrigens auch sonst ganz unbekannten Aktenstückes — selbst in seinem Tagebuche nicht, und schließt den Absatz, welcher seine Beziehungen zu dem Könige behandelt, blos mit der Bemerkung: „der König schrieb mir damals verschiedene merkwürdige, eigenhändige Briefe."

Diesem Schreiben folgen drei Briefe Gentzens an Heinrich Collin, den Dichter des Regulus, Coriolan ꝛc. Seit 1809 Hofrath bei der geheimen Credit-Hofcommission, war Collin, in jener Epoche der gefährlichsten Krisen, die rechte Hand des Finanzministers Grafen O'Donnel. **) Er, sowie die leitenden Minister, hatten Gentzens Befähigung für die den Staatshaushalt betreffenden Geschäfte erkennen gelernt, und so geschah es theilweise auf Collin's Veranlassung, daß Gentz nach längeren Unterhandlungen im Monate Februar 1810 von Prag — wo er sich eben aufhielt — nach Wien berufen, und in den Kreis der mit der Lösung der drohenden Finanzfrage betrauten Männer gezogen wurde. Collin behauptete hier, nach den Grafen O'Donnel und Mercy, den ersten Platz. Gentz berieth sich täglich mit ihm, und es entspann sich aus diesem Umgange ein so inniges Verhältniß, daß er den liebgewonnenen Verkehr auch später, als er unverrichteter Sache

*) Man vergleiche: Varnhagens Nachlaß, Tagebücher v. F. v. Genz, S. 41; Schlesier: Mémoires et Lettres inédites: „Mémoire sur la nécessité de ne pas reconnaître le titre impérial de Bonaparte" — Seite 1 — „Projet d'une déclaration de Louis XVIII etc. Seite 29 — und Schmidt-Weissenfels: „Fried. Gentz — Eine Biographie", Bd. I, S. 177.

**) Tagebücher, S. 233, u. f.

nach Prag zurückgekehrt war,*) brieflich fortsetzte. Die nachfolgenden Briefe, welche jener Zeit angehören, haben daher das hohe Interesse, daß sie Gentzens Ansichten über die damaligen Maßregeln auf das Unumwundenste aussprechen, und zugleich seinen klaren Blick in derartigen Angelegenheiten kennzeichnen.

Die Briefe an Pilat aus den Jahren 1813—1832 sind vor vielen andern dazu geeignet, Gentzens eigentliches Wesen, sowie sein Leben und Wirken während jener Epoche — der wichtigsten in seiner Laufbahn — eingehend zu beleuchten; denn nur an wenigen Orten durfte sich Gentz der rückhaltlosen Sprache bedienen, welche hier gefunden wird. Trotz des großen Abstandes, der zwei so ungleich begabte Männer wie Gentz und Pilat — den der erstere in jeder Richtung hoch überragte — trennen mußte, und trotz ihrer ganz verschiedenen Denkweise, waren ihre Beziehungen im Verlaufe eines langen dienstlichen Verkehrs so freundschaftliche geworden, daß dieselben — wenigstens innerhalb gewisser Anknüpfungspunkte — die sicherste Gewähr für die Offenheit ihres Gedankenaustausches bieten können. Diese Briefe besitzen deshalb nicht blos den Reiz, den nur die Mittheilungen eines im Mittelpunkte der Geschäfte stehenden Mannes üben können, sondern sie sind auch insbesondere für den vorangestellten Zweck von höchster Wichtigkeit, indem unter den unbefangenen Reflexionen und einfachen Erzählungen politischen oder anderen Inhaltes, das wahre Bild von Gentzens Persönlichkeit in vollem Leben aus ihnen ersteht. So — vor allen andern, und abgesehen von den beiden so merkwürdigen Briefen über die Religion — in den während der Reisen und von Gastein aus geschriebenen Zeilen. In fast kindlicher Einfachheit erscheint hier die Natur dieses Mannes; seine Empfänglichkeit für die Pracht der Schöpfung, seine Freude über die Schönheit einer Landschaft, eines

*) Tagebücher, S. 254: „Pour l'objet, qui a proprement amené ce voyage, je suis venu trop tard.

Gartens, und die Art, wie er sich diesen Genüssen mit ganzer Seele hingibt, — alle diese, bisher gewiß nur den Wenigsten bekannten Züge gestatten einen tiefen Einblick in sein Inneres, und mit Erstaunen fühlt man sich gedrängt, dieses Bild mit dem gemeinhin geltenden zu vergleichen, welches Gentz nur als einen oberflächlichen Weltmann und Schwelger hinstellen soll. Nicht minder deutlich offenbart sich auf andern Blättern die Vielseitigkeit seines regen Geistes und die rastlose Thätigkeit, mit der er den steten Drang nach neuem Wissen zu befriedigen bestrebt war. Der rein politische Theil der Correspondenz endlich gewinnt durch die vertrauliche Sprache eine ganz besondere Bedeutung; die unsichtbaren Leitfäden der Diplomatie und die geheime Geschichte mancher Verhandlungen (hauptsächlich während der Congresse) werden darin berührt; viele interessante Persönlichkeiten sind nach der Natur gezeichnet; die wahren Beweggründe treten hinter den scheinbaren hervor. Außerdem ist derselbe noch dadurch sehr bemerkenswerth, daß Gentz darin einerseits das zeitweise Durchgreifen seiner Ansichten und Vorschläge beschreibt, andrerseits aber auch wiederholt seine Mißbilligung über den in einzelnen Gelegenheiten eingeschlagenen Gang des Wiener Cabinetes zu erkennen gibt, und dadurch einen wichtigen Anhaltspunkt für die Abwägung des Einflusses bietet, den er auf so manche Maßregel geübt. Bescheidenheit, Abwesenheit jeder Kleinlichkeit und der großartigste Maßstab im Urtheil bleiben aber auch in diesen Fällen — gleich wie in allen andern — die Richtschnur seines Denkens.

Leider gestattet es die Beschränktheit des Raumes nicht, näher auf den Werth dieser Briefe einzugehen; ich will daher blos noch beifügen, daß meine Bemühungen, die lückenhafte Reihe, in der ich sie hier bringe, durch Einschaltung der fehlenden Briefe zu ergänzen, erfolglos geblieben sind. Diese Sammlung bildet somit — wenn gleich durch einige Auszüge,*) deren Gentz in seinen Notizbüchern eine große Anzahl der

*) Bei diesen fehlen die unwesentlichen Eingangs- und Schluß-Sätze.

mannigfachsten Art hinterlassen hat, verstärkt — zwar kein abgeschlossenes Ganzes, doch läßt der Reichthum des Inhaltes und der Ueberblick, den er gestattet, über diesen Mangel hinwegsehen.

Die nächsten fünf Briefe gehören der Ordnung der vorhergehenden an, und sind, obgleich zu verschiedenen Zeiten und an verschiedene Personen geschrieben, eben so viele Belege für die Ausdauer und Klarheit, mit der Gentz seine politische Richtung verfolgt hat. Ohne jede Täuschung über die Dauer und Tragweite des von ihm erwählten Systemes, liegt hier jeder seiner Aeußerungen das volle Bewußtsein seiner Aufgabe zu Grunde. Eine Vergleichung dieser Briefe mit andern, wie z. B. mit dem bekannten Schreiben an Amalie von Helwig, *) und mit den nachfolgenden Aufsätzen über Lemontey's Essai, über Cottu ꝛc., **) ergibt daher auch wohl die vollständigste Widerlegung jener — übrigens nicht sehr stichhaltigen — Beurtheilungen, nach welchen Gentz, dessen staatsmännischer Blick selbst von seinen Gegnern anerkannt worden ist, das ganze Leben hindurch über sein Ziel im Unklaren, endlich — in seinen letzten Jahren — das Trügerische desselben eingesehen haben sollte. Denn überall geht der eine Grundgedanke durch, den er bereits im Jahre 1795, in dem Aufsatze „über den Einfluß der Entdeckung Amerikas" ausgesprochen: ***) die nothwendige Berücksichtigung der aus der Ueberstürzung des Fortschrittes entspringenden Gefahren; und dieser ist es auch, der hier als der leitende erscheint. Durch die Ausartungen der französischen Revolution genährt, mußte diese Idee überdies in Gentzens streng conservativer Gesinnung eine mächtige Bestärkung finden; er weihte ihr sein Leben, und nahm den Kampf für die Erhaltung der bestehenden Institutionen auf, — doch nicht als „blin-

*) Schlesier V. 316.

**) Seite 255 und 258.

***) Weick, Ausgew. Schriften v. F. v. G., V. 173.

der Reactionär", wie ihm so häufig vorgeworfen worden ist, sondern im klaren Bewußtsein der Vergeblichkeit. In diesen, am Ende seiner Laufbahn geschriebenen Briefen spricht sich die Stimmung aus, in der Gentz — des langen Streitens müde — Schritt für Schritt dem überwältigenden Andrange der neuen Geistesströmung weichend, nur noch die Ehre seiner Fahne vertheidigt, und in ruhiger Fassung dem Tage entgegensieht, an dem er mit seinem Principe zu fallen entschlossen ist. Ich glaube daher auch wohl behaupten zu können, daß diese wenigen Blätter, besonders in der angedeuteten Zusammenstellung, für Gentzens Beurtheilung von größerem Einfluß sein werden, als manche bisher bekannte Schriften.

Der erste Brief, welcher an eine ungenannte, ihm jedenfalls sehr nahe stehende Persönlichkeit gerichtet ist, dient dem zweiten zur Einleitung, der für den Redacteur einer Zeitschrift (vielleicht des Journal des Débats) bestimmt war, jedoch nicht abgesendet worden ist. Beide behandeln Chateaubriands inconsequente und unwürdige Haltung nach seinem Austritte aus dem Ministerium,*) und geißeln dieselbe auf das treffendste. — Das an Ancillon gerichtete Schreiben, welches wohl Gentzens Denkungsart am deutlichsten wiedergibt, wird durch die bloße Hinweisung auf das vertraute Verhältniß, in welchem diese beiden, überdies durch Familienbande verbundenen Männer in früherer Zeit gestanden hatten, genügend erläutert. Im Laufe der Jahre durch politische Meinungsverschiedenheiten getrennt — wie dies aus mehreren noch ungedruckten Briefen zu ersehen ist — waren ihre Beziehungen zur Zeit, aus welcher diese Zeilen stammen, nur mehr ziemlich seltene geworden. — Ebenso ist auch zu den beiden Briefen an den Fürsten Wittgenstein nur zu bemerken, daß dieselben die Bruchstücke eines fortlaufenden Briefwechsels sind. Der Fürst war

*) Man vergleiche Guizot, Mémoires etc., I. 265, und Schmidt, Zeitgenöss. Geschichte, S. 112.

seit 1824 großherzoglich hessischer Gesandter in Wien und blieb es dort viele Jahrzehnte. In Frankfurt, wo er sich oft und für längere Zeit aufhielt, lebte er in stetem Verkehre mit den politischen Größen des dortigen Ortes und der an solchen Männern so reichen Umgebung.

Im Gegensatze zu den vorhergehenden Briefen, sind endlich diejenigen an Baron Salomon von Rothschild, welche den Schluß bilden, fast nur officieller Natur. Ihr Platz wäre deshalb eher unter den politischen Correspondenzen gewesen; doch bewog mich ihre Form als Privatbriefe, und ihr unmittelbares Anknüpfen an die eben vorausgegangenen, sie hier einzureihen. Durch Baron Rothschild, dem in jener drohenden Zeit sehr viel daran gelegen sein mußte, nicht nur in Wien, seinem gewöhnlichen Aufenthalte, sondern auch während seiner Reisen mit authentischen Nachrichten versehen zu sein, auf das Dringendste dazu aufgefordert, übernahm es Gentz — der dem Baron überdies in wahrer Freundschaft ergeben war — ihn unausgesetzt auf der Höhe der politischen Lage zu erhalten. Er unterzog sich daher diesem brieflichen Verkehr, gleich wie er in früheren Zeiten einen ähnlichen mit den Hospodaren der Walachei und Moldau unterhalten hatte *). Doch ist dabei zu bemerken, daß er die schriftliche Form dieser Mittheilungen zeitweise auch während des Barons Anwesenheit in Wien beibehielt, indem dieselben gleichzeitig zur weiteren Verbreitung unter den übrigen an andern Orten — insbesondere in Paris — wohnenden Mitglieder der Familie Rothschild bestimmt waren, und meistens noch den ferneren Zweck bargen, manchen officiellen Schritten zur Unterstützung zu dienen. Am deutlichsten ist dies in allen, Frankreich betreffenden Angelegenheiten zu ersehen, welche mit besonderer Ausführlichkeit behandelt sind, damit die französischen Minister, denen diese Blätter zeitweise zu Gesichte kamen, auf diesem Umwege die Stimmung in Wien erkennen sollten und dadurch gewissermaßen beeinflußt

*) Man vergleiche die erste Seite des Vorwortes.

würden. Ausschließlich den öffentlichen Angelegenheiten gewidmet, sind diese Briefe somit nicht als der Ausdruck von Gentzens Ansichten zu betrachten, sondern sie geben vielmehr nur die im Wiener Cabinete herrschenden wieder, und selbst diese nur in so ferne, als sie Fürst Metternich — der diesen Briefwechsel gerne zugab — durchblicken lassen wollte. Wenn deshalb auch das Ziel, welches ich zuerst verfolgt, nunmehr in den Hintergrund treten muß, so besitzen doch diese Mittheilungen andrerseits das hohe Interesse, daß sie den Standpunkt des Fürsten bezeichnen und die Ausdehnung seines Einflusses errathen lassen.

Louis XVIII. à Monsieur de Gentz.

A Varsovie ce 30. Mai 1804.

J'ai chargé M. l'Evêque de Nancy de vous exprimer, Monsieur, toute la sensibilité que m'a fait éprouver votre lettre à M. de Bonnay, mais en même temps, je me suis réservé de vous dire moi-même combien je suis touché du moment que vous avez choisi pour me demander de vous adopter. Oui, vous êtes Français, — Monsieur, vous l'étiez déjà par vos sentimens, vous l'êtes à présent par votre choix et par l'autorité qui m'appartient, et que j'abdiquerai aujourd'hui moins que jamais. Cette naturalisation scellée par le malheur vaut bien toutes les autres, et dans le noble mouvement qui vous a porté à la désirer, dans le présent que Dieu me fait aujourd'hui en vous, je vois un augure bien favorable à ma cause.

Soyez bien persuadé, Monsieur, de ma parfaite estime et de tous mes sentimens pour vous.

Louis.

Le Duc de Blacas d'Aulps à Monsieur Gentz.

Hartwell comté de Bukingham le 7. Avril 1813.

Le moment, Monsieur, où tous les amis de la justice se félicitent du triomphe qu'elle vient d'obtenir, est celui où je me crois autorisé à faire, près de Vous, une démarche, qui m'est d'ailleurs prescrite par l'intérêt du Roi mon maître, et que le motif Vous fera, j'espère accueillir.

Sa Majesté n'a point oublié la sagesse et la franchise avec lesquelles Vous Vous êtes expliqué sur ce qui La concernait, lorsqu'Elle a cherché dans Vos lumières un avis propre à La guider dans les efforts constants et difficiles que Ses devoirs Lui imposent, Elle Se rappelle surtout un mémoire que Vous remites en 1805 à M. l'Evêque de Nancy, relativement à un projet d'expédition en France dans le dessein d'y relever la bannière Royale. Vous démontriez alors le peu de succès que l'on pouvait attendre d'une semblable tentative dans la situation où se trouvait Buonaparte, lorsque les victoires les plus éclatantes, des traités bien plus avantageux encore, et la neutralité obstinée d'une puissance, dominée par ses intrigues longtems avant d'avoir été assujetie par ses armes, le mettaient hors de toute atteinte. Vous ajoutiez que, dans Votre opinion, une mesure de cette espèce ne pouvait être conseillée au Roi, ni recevoir l'appui indispensable des états menacés par l'ascendant de l'usurpateur, — „avant que son pouvoir colossal eût été rompu ou du moins fortement ébranlé, soit par une guerre malheureuse, soit par quelque catastrophe imprévue qui surviendrait dans l'intérieur.“ — L'une de ces deux alternatives vient d'être réalisée. Une guerre plus malheureuse pour Buonaparte qu'aucune de celles dont l'histoire nous ait transmis le souvenir, vient de le priver tout-à-coup de tout moyen de résistance aux progrès victorieux des armées russes. L'Allemagne soustraite à une domination que l'approche seule des vainqueurs suffit pour faire disparaître, ouvre les bras à ses libérateurs, et forme aussitôt le premier lien de la coalition la plus formidable qui ait encore essayé ses forces contre la puissance usurpatrice. La Suède qui n'avait guère offert que son adhésion nominale aux confédérations précédentes, va prendre une partie active aux opérations militaires; et l'Espagne qu'un grand forfait politique a rendue à l'indépendance, offre dans ses propres efforts, et plus encore dans ceux de l'Angleterre, un concours que n'avaient obtenu à aucune époque les puissances coalisées. Tout doit donc faire envisager la situation présente de Buonaparte

comme celle où la guerre pouvait l'environner des plus grands dangers: et lorsque Vous admettiez l'hypothèse des défaites qui ébranleraient son pouvoir, Votre imagination n'approchait pas sans doute, Monsieur, de l'effrayante vérité qui doit lui montrer aujourd'hui toute l'étendue de ses désastres. Vous ne supposiez pas une époque, où, ne pouvant même disputer la possession de ses conquêtes, il verrait une alliance, non seulement de Souverain à Souverain, mais de peuple à peuple, couvrir de ses ennemis les pays qu'il avait inondés de ses soldats, et ne plus laisser même à ses impostures le succès que leur refusent et l'expérience de ses perfidies, et le spectacle de ses revers.

Une seule exception se présente, il est vrai, à cette réaction universelle. L'Autriche, dont le nom seul rappelle toute la constance et tous les malheurs d'une longue résistance, mais qui succombant enfin à son isolement plus qu'aux efforts de son implacable ennemi, s'est vue réduite à chercher une déplorable garantie dans la résolution extrême que lui fit embrasser un éminent péril. Cette monarchie, plus intéressée que toute autre à une heureuse révolution, dont le premier objet est le rétablissement de la confédération germanique si insolemment anéantie par un simple décret de l'usurpateur, semble encore flotter entre l'intérêt de sa politique et les liens funestes qui l'en éloignent. Personne n'est plus que Vous, Monsieur, en état de prononcer sur le degré de probabilité que méritent les conjectures plus ou moins favorables que l'on peut former sur la conduite que tiendra la cour de Vienne. S'écartera-t-elle de la loi si impérieusement prescrite à tous les états, le soin de leur gloire et de leur conservation, au point de soutenir une puissance qui lui a tout ravi, contre celle qui peut, et qui veut même lui faire tout recouvrer? Cette supposition semble ne pouvoir être admise un seul moment. Celle d'après laquelle l'Autriche ne prêterait à l'un ou à l'autre des deux partis, qu'un concours limité et conditionnel, par lequel elle tenterait à la fois de réparer ses pertes et de maintenir la monstrueuse

alliance qu'elle a contractée, n'est pas moins contraire aux principes d'une saine politique. La délivrance de l'Europe peut seule rendre à cette puissance le rang qu'elle y tenait avant l'usurpation de Buonaparte, et ce n'est pas trop des efforts réunis de tous les états du continent pour obtenir ce grand avantage. N'embrasser ni les vues de ses alliés, ni celles de ses ennemis, c'est rester dans un isolement d'intérêts presque aussi dangereux qu'une inaction obsolue, et dont le vainqueur ne manque pas de Vous faire repentir.

Ces réflexions, Monsieur, que je soumets à Votre excellent esprit, pourraient Vous suggérer l'idée d'un mémoire relatif aux circonstances présentes dans leur rapport avec l'intervention du Roi. S. M. attacherait le plus grand prix à y trouver Votre opinion conforme à celle que Vous Vous étiez formée en 1805 dans la supposition d'une guerre malheureuse pour l'usurpateur.

Le Roi pense en effet que Sa présence en France et les moyens de persuasion qu'Il pourrait mettre en usage pour rallier les Français à la cause qu'ils méconnaissent encore, serait un avantage évident pour hâter l'accomplissement et garantir le succès du grand dessein formé pour la délivrance générale. L'Allemagne offre un exemple sensible de la nécessité absolue d'un mobile qui mette en action la haine qu'inspire la tyrannie. Dans un pays conquis, soumis à un joug étranger, et où l'on devrait supposer la disposition au soulèvement bien plus générale qu'elle ne peut l'être encore, a-t-on vu une insurrection formidable éclater avant l'arrivée des Russes? A-t-il suffi du bruit de leurs victoires pour armer les Allemands contre leurs oppresseurs? Non! parce qu'une population subjuguée est toujours impuissante devant une autorité armée et vigilante et que d'ailleurs l'espoir suspend alors le ressentiment et empêche d'entreprendre ce qu'on attend d'un événement vraisemblable. Il faut aussi à la France des libérateurs! le premier, le plus important de tous, c'est le Roi; c'est le Roi qui seul peut éclairer tout-à-coup les Français sur le facile moyen de mettre un terme à leurs malheurs; c'est le Roi seul qui peut remplacer

par une espérance assurée les alarmes que cherche à entretenir l'usurpateur sur l'anarchie qui suivrait la chute de son pouvoir; en un mot c'est le Roi seul qui peut communiquer à toute la France cette volonté dont la manifestation deviendrait bientôt aussi générale que l'est déjà l'indignation renfermée dans tous les coeurs. A l'égard des vues de S. M. sur les véritables intérêts de la France, elles lui sont invariablement inspirées par les sentiments de modération et de justice qu'un gouvernement légitime peut faire partager au peuple français. En garantissant à ce peuple malheureux une paix qu'appelle depuis si longtems le voeu national, le Roi ennoblira les sacrifices qu'elle exige. La nouveauté des usurpations opérées par les conquêtes revolutionnaires, facilitera le rétablissement d'un juste équilibre, tandis que l'étendue de ces bouleversements fera plus aisément admettre les changements qu'il sera peut-être inévitable de laisser subsister. Cet état de choses, avantageux sous ce double rapport, ne peut-il pas offrir quelques moyens de rassurer la cour de Vienne sur les résultats d'une guerre dans laquelle il lui est prescrit d'abjurer une alliance désastreuse? Et comment ne verrait-elle pas dans le rétablissement de l'autorité légitime la certitude de recouvrer tout ce qu'elle a successivement perdu en Italie et en Allemagne? Serait-il même impossible parmi les transactions territoriales qui apporteraient quelques changements à l'ancien état de l'Europe, d'en trouver une, qui, sous la garantie de l'Autriche et de la France, pût assurer la tranquillité et l'existence d'une princesse infortunée que le crime heureux eut l'audace d'associer à son sort.

Il me resterait, Monsieur, à Vous indiquer les espérances que le Roi croirait maintenant autorisées pour une expédition qui Le porterait en France, et Lui fournirait les moyens d'attaquer corps-à-corps l'usurpation, mais Vous apercevrez sans peine tout ce que la situation intérieure et extérieure du Royaume offre de chances favorables à une semblable entreprise.

La guerre prend le caractère d'universalité que Vous exigiez pour concourir aux efforts de S. M. Les dispositions de

la nation française ne sont pas douteuses malgré la servilité des discours adressés au tyran, et l'ostentation des misérables offrandes à l'aide desquelles il s'efforce de déguiser sa détresse. Le mécontentement n'attend pour éclater que l'occasion prochaine qui doit naître des périls dont Buonaparte va se trouver environné; et la difficulté de rassembler une armée capable de lutter contre les redoutables et nombreux adversaires que lui suscite sa mauvaise fortune, deviendrait insurmontable s'il se voyait attaqué à la fois au dedans et au dehors.

Le point de l'aggression intérieure serait nécessairement éloigné de celui où les armées de l'usurpateur combattraient pour défendre les frontières, puisque les côtes de l'ouest de la France seraient vraisemblablement choisies pour opérer le débarquement. Quel obstacle pourrait donc mettre Napoléon au premier effort du Roi, et quelle impression le résultat de ce premier effort ne produirait-il pas dans les esprits déjà préparés à voir la fortune abandonner cet audacieux parvenu? Le succès momentané d'une conspiration bien mal concertée, prouve à quel point la fidélité des cohortes de la garde nationale serait facile à ébranler; et c'est cependant sur cette espèce de troupes que Buonaparte pourrait uniquement compter pour repousser l'agression de l'armée royale.

Une objection se présente ici, et peut-être quelques personnes la soupçonneront-elles au premier abord d'être fatale au projet. De quelles troupes le Roi serait-il suivi? Quelle puissance en aura de disponibles à lui confier, et surtout en nombre suffisant pour qu'une pareille tentative ne puisse être taxée de témérité? Je répondrai que cette question peut devenir bien moins embarrassante, par la juste importance que l'on apporterait à l'objet de l'expédition. Si l'on regarde en effet le mode d'hostilité comme le plus propre à consommer la ruine de l'usurpateur; si l'on juge que l'effet de 18, 20 ou 30 mille hommes commandés par le Roi, se rendant aussitôt maîtres d'une province, s'y joignant aux nombreux partisans de la Royauté légitime, et aux indifférens même qui ne trouveraient que ce moyen

d'échapper à la pesanteur d'un joug accablant; si l'on juge dis-je que le succès d'une semblable opération équivaudrait aux résultats que l'on pourrait raisonnablement attendre des efforts de 60 ou 80 mille hommes sur un point moins exposé ayant en tête les meilleures armées que pourra employer l'usurpateur et bien plus éloigné du terme où la victoire couronnera leurs travaux: demandera-t-on encore où l'Europe entière armée contre Buonaparte trouvera assez de forces disponibles pour assurer le débarquement du Roi, et achever par là de détruire le prestige qui maintient l'autorité chancelante du tyran? Avec l'avance immense de tems et de moyens que donne aux alliés la campagne qui a littéralement anéanti l'armée du Corse, et qui de la Bérézina jusqu'au Rhin, ne fait du progrès des Russes qu'une simple marche militaire, est-il impossible, est-il même difficile d'embarquer un corps russe suffisant pour remplir une destination si importante? — Il est en outre une autre espèce de forces, dont S. M. pense qu'il est très-praticable de faire usage, et qui, sans coûter aucun sacrifice aux puissances coalisées, seraient peut-être plus propres que d'autres à ce genre d'invasion. Parmi plus de deux cent mille prisonniers qui sont entre les mains de l'Empereur de Russie ou du gouvernement britannique, il en est sans doute un grand nombre qui partageant les sentimens d'indignation excités si justement dans cette malheureuse armée, seraient disposés à saisir l'occasion d'un retour prompt et glorieux dans leur patrie opprimée, pour aller châtier le cruel auteur de tant de calamités; des corps français levés de cette manière et formant un noyau Royaliste dès le premier instant où le Roi paraîtrait avec un manifeste dicté par la clémence, par l'amour de la justice et de la paix, fourniraient des moyens de force et de persuasion indépendants de ceux qu'une armée étrangère donnerait à S. M. et réduiraient au plus petit nombre possible ces auxiliaires accordés par la grande alliance.

Tels sont, Monsieur, les principes et les vues que S. M. croit devoir associer à Ses espérances. Les grands intérêts qui

en dépendent m'ont engagé, sans avoir personnellement l'honneur de Vous connaître, à pressentir Votre opinion sur cet objet, et à Vous demander une communication qui intéressera vivement mon auguste maître.

Je réclame votre indulgence, Monsieur, pour une lettre dont j'aurais voulu abréger les détails; mais sur un objet de cette importance, vers lequel toutes mes pensées se tournent depuis tant d'années, je n'éprouve d'autre difficulté que celle de finir. Permettez que ce ne soit pas sans Vous prier d'agréer l'assurance des sentimens de confiance d'estime et de haute considération avec lesquels j'ai l'honneur d'être, Monsieur, Votre très-humble et très-obéissant serviteur

de Blacas d'Aulps.

Auf die Rückseite dieses Briefes schrieb Gentz: „A l'époque de cette lettre nous étions encore tous bien loin de songer au rétablissement des Bourbons."

Friedrich v. Gentz an Heinrich Collin.

Prag, den 7. April 1810.

Seit dem Kriege haben die Beschränkungen und Chicanen bei der hiesigen Censur so überhand genommen, daß auch ich, ob ich gleich sonst unter die vorzüglich Begünstigten gehöre, dabei zu leiden anfange. Es gehen mir z. B. Zeitschriften bis in den vorigen Monat September hinauf ab ꝛc. Ich sprach darüber diesen Morgen mit dem Grafen Wallis *), den, wie alle Autoritäten in der Provinz, auch bei dem besten Willen (den er gegen mich wirklich hegt) immer die Furcht vor einer möglichen Verantwortung hemmt. Ich sagte ihm — und was wahr ist — daß ich während meines ersten langen Aufenthaltes in Wien von Graf Cobentzl eine Verfügung an die Censurbehörde ausgewirkt hatte, die mir ungefähr volle Freiheit verlieh, daß ich diese aber jetzt nicht geltend machen möchte, weil dazu eine Correspondenz mit der Polizei-Hofstelle, Vorträge an den Kaiser und Gott weiß welche andere mir verhaßte Weitläufigkeiten erforderlich sein müßten. Darauf schlug

*) Gouverneur von Böhmen.

mir Graf Wallis, als ein „Expédient“, und, um mir seine Bereitwilligkeit zu beweisen, vor: ich möchte suchen den Grafen O'Donnell dahin zu bestimmen, daß er ihm in einem Privatschreiben, in jeder beliebigen Form, den Wunsch zu erkennen gebe, daß man mich in Rücksicht auf den Empfang auswärtiger Schriften mit möglichster Schonung und nicht nach der Strenge der Censurgesetze behandle; allenfalls hinzufügend, wie es ganz in meinen Verhältnissen liege, daß man mir die Mittel, mit der auswärtigen Literatur in beständiger Verbindung zu bleiben, auf jede Weise erleichtere. — Wenn Sie glauben, daß Graf O'Donnell, ohne daß es ihm weiter eine Ueberwindung koste und ohne Vortrag an den Kaiser, diesen einfachen Schritt thun würde, so bitte ich Sie, ihn in meinem Namen darum gehorsamst anzusprechen. — Wenn Sie hingegen Schwierigkeiten bei der Sache sehen, so lassen Sie sie fallen.

Ob ich gleich weiß, daß ich Ihnen kein sonderliches Vergnügen damit mache, kann ich mich doch nicht entbrechen, Ihnen folgende Stelle eines (nicht an mich gerichteten) Briefes aus dem nördlichen Deutschland über einen wichtigen Punkt unseres neuen Finanzsystems mitzutheilen. Nachdem in diesem Briefe über den Wiener Frieden und die Vermählung viel strenges und zum Theil furchtbares gesagt, auch große Klage über mich geführt worden ist, kömmt die Reihe endlich an das Finanzpatent vom 26. Februar. Und da heißt es denn: „Das Jubelgeschrei der Hölle über die Confiscation des geistlichen Vermögens werden Sie wohl schon vernommen haben; also rechte ich nicht mit Ihnen über den gleichgültigen Ton, in welchem sogar Sie von diesem schrecklichen Ereigniß reden. Die Geistlichkeit konnte allerdings eingeladen werden und würde in Oesterreich nicht vergeblich eingeladen worden sein, ihr ewigen Zwecken geweihtes Vermögen einstweilen dem Staate zu seiner Befestigung zu gestatten: aber welcher Dämon hat den fünften Paragraph des Finanzpatents dictirt? Wer spricht in Oesterreich von „den allgemein als rechtskräftig anerkannten Grundsätzen 2c.?“ Wer wagt es in Oesterreich sich darauf zu berufen? Wer macht die Ausnahme der glorreichen Vorfahren zu einer Regel für die Gegenwart? Muß ich das unselige Wort Cultus, feierlichen (i. e. auf die Sinne des schwachen großen Haufen wirkenden) Cultus in einem Patent

lesen, welches Franz II. unterschrieben? — — Von Freiheit ist also auch in Oesterreich in dem Stande nicht mehr die Rede, der die Freiheit des Gemüths behaupten soll? Auch dort soll er ambiren, hofiren, betteln bei der weltlichen Macht um das kümmerliche Taglohn für seine polizeilichen Täuschungen und für die Decorationen und Spectakel der geistlichen Schaubühne! Das heißt panem geben den Völkern und doch die circenses respectiren?"

„Die Reformation (Luther's nämlich) hat mit der Vereinzelung und Privatisirung der Herzen angefangen und mit der Confiscation der geistlichen Güter geschlossen; es gibt aber eine andere und ebenso verabscheuungswürdige, umgekehrte Reformation, die mit der Confiscation der geistlichen Güter anfängt und nothwendig mit der Zerstücklung und Zersetzung der gesammten Geistlichkeit, also der Kirche, also des menschlichen Herzens endigt. — Mißverstehen Sie mich nicht: die geistlichen Güter können hergegeben werden für die Bancozettel; ein Heiligthum kann das andere Heiligthum stützen; aber es muß mit Freiheit geschehen von Seite der Geistlichkeit, nicht die weltliche Macht muß beschließen. Das Recht der Geistlichkeit auf diese heiligen Grundstücke muß zuerst auf's Feierlichste bestätigt werden; am liebsten verpflichte man, wenn die Geistlichkeit dem Staate das Opfer mit Freiheit bringt (was in Oesterreich nicht ausbleiben konnte, wenn man es nur mit halber Geschicklichkeit anfing), jede Diöcese und jeden Sprengel, auf seine Kirchengüter ein angemessenes Capitel in Conventionsgeld oder in Zetteln zu borgen. Der Staat wird durch seine einseitigen Künste in Zeiten, wie die jetzigen, auf seine neue Aquisition wahrlich keine namhaften Summen in klingender Münze zu borgen finden. Dieser fünfte Paragraph ist eben so unpraktisch als frevelhaft."

„Ueber das System im Ganzen ließen sich Bücher schreiben. Ein nicht schwer zu errathender, scharfsiniger, hier sehr behutsam und leise auftretender Apologist desselben in der Allgemeinen Zeitung hat selbst schon erklärt, der Erfolg könne eigentlich nur darüber aussprechen. Wie dem auch sei, der obgedachte Paragraph macht es mir wenigstens unmöglich, mich tiefer in die Sache einzulassen."

„Und Gentz hat concurrirt dabei? Und nicht, so lange er noch Athem hatte, protestirt? Er 2c. 2c. 2c."

Ich habe Ihnen diese etwas stürmische Kritik mitgetheilt, um mein Herz zu erleichtern. In Wien konnte ich wenig oder gar nichts über jene von mir gewiß nicht gebilligte Maßregel sagen. Gegen Graf O'Donnell wagte ich es kaum das Geringste darüber zu äußern, weil dies unglücklicherweise der Punkt war, an welchem er gerade am unerschütterlichsten zu hängen schien. Gegen Sie, mein theurer Freund, versuchte ich es zwar hin und wieder, fand Sie aber gleichfalls in einer sehr entgegengesetzten Stimmung. Nichtsdestoweniger hat die Sache mir sehr kummervolle Augenblicke gemacht, und hätte ich an der Stelle des Grafen Metternich (der bei seinem ersten Gespräch mit mir Himmel und Erde aufbieten zu wollen schien, um den Schlag gegen die geistlichen Güter abzuwenden) in der Conferenz gesessen, ich glaube Sie hätten kein leichtes Spiel mit mir gehabt. Ich war sogar von Anfang an selbst über den praktischen Werth der Maßregel, der Meinung jenes Briefstellers. Denn beträchtliche Anleihen im Conventionsgelde bringen Sie auf die Hypothek der geistlichen Güter gewiß nicht zu Stande, wenigstens gewiß nicht innerhalb des zur Erreichung des Hauptzweckes erforderlichen Termines; für die zweite große Hülfsquelle aber, für das Arrosement der Obligationen, kömmt es auf Hypotheken, alte oder neue, nicht an, da die Ergiebigkeit dieser Quelle, wie Sie so gut und besser wissen als ich, durch ganz andere Umstände bestimmt wird.

Die Sache ist jetzt einmal im Gange und alles weitere Klagen darüber unnütz; auch können Sie fest versichert sein, daß ich meine Einwürfe dagegen durchaus in mich verschließen werde. Aber das glaube ich doch von Ihnen hoffen zu dürfen, daß Sie bei der Ausführung der die geistlichen Güter betreffenden Maßregeln alles thun und einleiten werden, was zur Milderung dieser Maßregeln und Schonung derer, die mit dem Princip derselben nicht einig sind, beitragen kann und daß Sie über keine ökonomische oder pecuniäre Rücksicht den großen moralischen Gesichtspunkt, der hier zu beherzigen ist, ganz aus den Augen verlieren werden. Wenn mir diese Hoffnung bleibt, werde ich es nicht bereuen, Ihnen mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit über diesen kritischen Gegenstand geschrieben zu haben. — Ich halte es übrigens für rathsam, daß Sie Ihrem Chef nichts davon sagen; ich ehre und liebe ihn so sehr, daß ich ihm ohne dringende Veranlassung

auch nicht eine unangenehme Minute bereiten möchte; dies wäre aber der Fall, wenn ich mit ihm rechten wollte über einen Punkt, in Ansehung dessen nun einmal keine Uebereinstimmung zwischen uns möglich scheint.

Meine Gicht macht mir sehr viel zu schaffen; ich verwende indessen alle Kräfte, die sie mir übrig läßt, auf das Ihnen bekannte Geschäft. Sollte irgend ein wesentlicher Schritt oder irgend eine bedeutende Modification in dem neuen System eintreten, so benachrichtigen Sie mich doch mit wenigen Worten davon, damit ich nicht den Lügen oder Plattheiten des unwissenden Publicums ausgesetzt sei. Leben Sie wohl, mein vortrefflicher Freund!

Gentz.

Teplitz, den 25. Mai 1810.

Da ich in der That schon anfing, mich ganz von Ihnen vergessen zu glauben, mein theurer Freund, so können Sie Sich leicht vorstellen, wie angenehm mir Ihr so eben erhaltenes Schreiben vom 21. d. sein mußte.

Der Tod des Grafen O'Donell ist eine von den Begebenheiten, deren Eindruck bei mir in vielen Jahren nicht verlöschen wird. Von allen Menschen, die sterben konnten, hätte ich ihn gerade am letzten sterben lassen. So viel Achtung und so viel Liebe zugleich hatte ich seit sehr langer Zeit für Niemanden empfunden. Seine vielen vortrefflichen Eigenschaften hatten mich dergestalt für ihn gewonnen, daß selbst seine zufälligen Irrthümer oder Schwächen — als wären sie ein unzertrennlicher Bestandtheil von jenen — mir ein geheimes Wohlwollen einflößten. Wie verwaiset Sie Sich fühlen müssen, kann ich mir denken, da selbst mir, der ich doch nur fern und in weit weniger vertrautem Verhältnisse mit ihm lebte, ganz so zu Muthe ist, als wäre mir ein naher und lieber Verwandter gestorben.

Was der Staat an diesem Manne verloren hat, wird sich in Kurzem ergeben; ich fürchte auf eine viel bedeutendere Art, als der Leichtsinn der einen, die Dummheit der anderen und die allgemeine stumpfe Indolenz, womit man jetzt auf die Zukunft zu blicken pflegt, es zu ahnen scheinen.

Meinen Vorsatz über das Papiergeld zu schreiben habe ich nicht nur nicht aufgegeben, sondern seit meiner Abreise von Wien mehr als je in mir befestigt, ja sogar einen Theil dessen, was ich in die Welt schicken wollte, schon wirklich zu Papier gebracht. Gleichwohl fürchte ich sehr, Ihren Erwartungen nicht entsprechen zu können, sobald Sie unter Beschleunigung die Vollendung dieser Arbeit in etwa sechs oder acht Wochen verstehen. Dies ist für's Erste mit dem Zustande meiner Gesundheit unvereinbar. Meine Gichtschmerzen, besonders im linken Arm, haben so zugenommen, daß ich das hiesige Bad ernsthaft und bis zu Ende Juni unausgesetzt gebrauchen muß. Bei einer solchen Cur ist an beharrliche und angestrengte Thätigkeit nicht wohl zu denken, ob ich Ihnen gleich versichern kann, daß ich mich von allen meinen (auf den Gegenstand Bezug habenden) Büchern und Papieren in einer eigenen Kiste hieher habe begleiten lassen, woraus Sie wenigstens meinen guten und ernsten Willen abnehmen werden. — Hiezu kömmt, daß ich ganz im Gegensatze mit anderen Schriftstellern, die immer mehr Dreistigkeit gewinnen, je mehr sie schreiben, in der Furcht vor dem Publicum, vor den Recensenten, vor dem Urtheil meiner Freunde, ja endlich vor meinem eigenen, von Tag zu Tage fortschreite, sobald es darauf ankömmt, etwas drucken zu lassen. Da ich Ihnen diese Schwäche freimüthig bekenne, so werden sie ungefähr ausmessen können, wie mir bei einer Arbeit zu Muthe werden muß, welche von allen Seiten die lebhafteste Opposition zu erwarten hat und welche — es müßte denn meinen Worten, ich weiß nicht was für eine Ueberzeugungskraft von oben her eingehaucht werden — selbst die günstigen Leser für ein Spiel meines Scharfsinns, die übrigen vielleicht für etwas viel ärgeres erklären werden.

Ich lasse unterdessen — darauf rechnen Sie mit Zuversicht — von meinem Plane nicht ab; und was mich tröstet, ist der Gedanke, daß die Schrift Ihnen im Falle einiges Gelingens nach vier oder sechs Wochen viel wesentlichere Dienste leisten wird, als sie heute thun würde. Erwägen Sie doch nur selbst das Verhältniß! Sie (ich spreche hier collectiv) erwecken jetzt von allen Seiten im Publicum die Hoffnung, das Papiergeld durch eine Menge kunstreicher Veranstaltungen nach und nach verschwinden zu sehen; ich hingegen beweise, daß das Papiergeld nicht etwa blos geduldet, sondern ebenso, ja noch mehr als die so-

genannte klingende Münze, respectirt werden muß, und daß da, wo es einmal die Oberhand gewonnen hat, gar kein vernünftiger Grund zu finden ist es auszurotten. — Daß diese beiden Tendenzen mit einander in einem gewissen Widerspruche stehen, ist klar. — Gesetzt aber, es ergäbe sich einige Monate nach der Einführung Ihres neuen Systems nicht nur, daß das Papiergeld in dem Sinne, in welchem selbst dieses System es vor der Hand noch aufrecht erhalten oder toleriren will, seinen Werth hat, sondern selbst, daß die zur Tilgung desselben projectirten Maßregeln ihren Zweck verfehlten und Papiergeld nach wie vor die einzige Zuflucht des Staates bliebe — würde dann eine Theorie wie die meinige nicht dem dringenden Bedürfniß der Administration noch viel angemessener und von ungleich größerem Effect sein als jetzt?

Zu Ihnen darf und muß ich frei sprechen, wie ich die Sachen sehe und beurtheile. Aus meinen vertrauten Unterredungen mit Ihnen wissen Sie schon, daß selbst Graf O'Donnell meine Zweifel gegen die Ausführbarkeit des neuen Systems nicht zu überwältigen vermocht hatte. Seit meiner Abreise von Wien habe ich über diesen Gegenstand — ohne Uebertreibung gesprochen — Tag und Nacht gedacht und studirt, und das Resultat ist, daß jene Zweifel sich noch viel tiefer in mich eingewurzelt haben. So lange der treffliche Mann lebte, fand ich beständiges Gegengewicht meiner Unruhe in der Ueberzeugung, daß ein so thätiger, so sinnreicher, so gewandter Kopf wie der seinige, immer Auswege, immer Hilfsmittel, immer Substitute finden würde, wenn es mit der einen oder der anderen Maßregel nicht fortwollte. Wo sollte ich aber jetzt einen solchen Trostgrund hernehmen? Ich habe durchaus keinen Begriff davon, wer O'Donnell's Nachfolger sein könnte; wenn ich ihn wählen sollte, würde ich mich lieber morgen Früh in meinem Bade ersäufen. Er sei aber endlich wer er wolle, so viel weiß ich, daß, wenn er nicht ein äußerst einfältiger oder äußerst gewissenloser Mensch ist, er die Ausführung des O'Donnell'schen Systems auf keine Weise übernehmen kann, noch wird; denn den wahren Schlüssel zu demselben hat unser verewigter Freund mit sich ins Grab genommen.

Was ich Ihnen über die geistlichen Güter geschrieben, war, so wichtig es auch in meinen Augen sein mag, doch nur Nebenwerk. Ich halte mit Ihnen die Herstellung der Finanzen für die conditio sine

qua non aller anderen gesellschaftlichen Güter; und wäre ich überzeugt, daß die Einziehung des geistlichen Eigenthums sie bewirken würde, so schwiege ich auch über dieses Opfer noch stille. Hierin werden Sie mir also keinen Fanatismus zur Last legen. Ebenso würde ich mich in die von Napoleon garantirte Anleihe resigniren, ob ich sie gleich für ein sehr extremes, halsbrechendes Mittel halte und in Graf Metternich's Frohlocken über den Erfolg dieser Negociation nicht einstimmen kann. Meine Hauptscrupel sind aber leider gerade gegen die Hauptpunkte des neuen Systems gerichtet und ich bedaure die an und für sich bitteren Schritte, die man thut, nicht blos ihrer selbst willen, sondern vorzüglich deßhalb, weil ich nicht glaube, daß sie zum Zwecke führen können.

Die Einlösungsscheine müssen der klingenden Münze gleichgehalten werden. Um diese Angel dreht sich, wie Sie mir einräumen müssen, das ganze Werk. Wie soll dies aber geschehen? Diese Scheine, gesetzt, daß Sie deren auch zum Anfang nur für zehn Millionen in den Umlauf brächten, à bureau ouvert zu discontiren ist rein unmöglich; sie sind, auch im günstigsten Lichte betrachtet, nichts anderes als Zettel einer Creditbank oder Circulationsbank mit einem mehr oder weniger beschränkten Fond. Die Eigenschaften und Schicksale solcher Banken kennen Sie. Mit zehn Millionen Zettel können 10, 20, 50, 100 Millionen Numerär, ja, in thesi, ein Ocean von Gold und Silber ausgeschöpft werden, man müßte sie denn, wenn sie einmal realisirt sind, nicht wieder ausgeben wollen, womit dann auch die ganze Maschine still steht. — Verweigern Sie die Realisirung der Einlösungsscheine, so sehe ich kein Mittel zwischen Himmel und Erde, um sie auf dem Pari zu behaupten; denn Niemand wird sie blos deßwegen für voll annehmen, weil der Finanzminister sagt: dies Papiergeld sei dreimal so viel als das andere und eben so viel werth als klingende Münze. — Wollten Sie einen Zwischenweg einschlagen und durch willkürliche Realisirung eines Theils dieser neuen Zettel (wobei doch große Ungerechtigkeiten und andere verderbliche Folgen nicht leicht zu vermeiden wären) oder durch andere Börsenkünste und Privatvorschläge die Einlösungsscheine vor einem sinkenden Curs bewahren, so möchte dies wohl allenfalls nicht ohne große Opfer, mit 10 oder 20 Millionen, gewiß aber nicht mit größeren Summen gelingen.

Und gesetzt nun endlich, Sie brächten es durch ein Wunder dahin, daß Sie für 100 Millionen Einlösungsscheine so lange in ihrem vollen Werthe erhielten, bis Sie 300 Millionen Bancozettel damit vertilgt hätten — was wäre gewonnen? Anstatt 950 Millionen Bancozettel hätten Sie deren nun 650; außerdem 100 Millionen neues Papiergeld, oder wenn Sie lieber wollen 100 Millionen klingender Münze, welche anstatt des neuen Papiergeldes — Gott weiß wie, denn ich begreife es nicht — in den Umlauf gekommen wären. Jene 650 Millionen Bancozettel sollen nun meinetwegen bis auf 200 Procent im Curs steigen. Daß das baare Geld eben so wenig neben 950 Millionen Papier, welches auf 400, als neben 650 Millionen Papier, welches auf 200 steht, circuliren kann, mithin wieder nothwendig verschwinden muß, wissen Sie so gut als ich. Die Preise der Dinge werden also im Nennwerthe fallen; die Staatsbeamten werden besser als zuvor, aber doch im Grunde nicht besser als wenn man ihnen heute schlechthin ihre Salarien in Bancozetteln verdoppelte, bezahlt sein; der auswärtige Curs wird in kleinen Zahlen ausgesprochen werden. — Das ist alles, was ich von Vortheil bei der Operation absehe; und um auch nur dies zu erreichen, müßten vielleicht 20 oder 30 Millionen klingender Münze, die wir uns auf die höchsten Bedingungen erst noch zu verschaffen haben, aufgeopfert worden sein.

Wenn Sie mein Raisonnement falsch finden, so belehren Sie mich eines Besseren; Sie können mir keine größere Wohlthat erweisen. Ich bin aber zum Voraus überzeugt, daß es nicht in Ihrer Macht steht, dies Raisonnement umzustoßen.

Von der großen Amortisation mag ich nun vollends gar nichts hören. Gäbe es auch wirklich ein leichteres Mittel, als das in jedem Betracht schreckliche einer Vermögenssteuer, so gehörten doch schon ungeheure Anstrengungen dazu, um jährlich auch nur 50 Millionen Bancozettel fortzuschaffen. So lange aber noch 200 Millionen Papier im Umlauf sind, werden Sie das Metallgeld nicht circuliren machen. Um dieses Glücks, welches nach meiner Meinung nichts als eine Chimäre ist, theilhaftig zu werden, müßte man es so weit bringen, daß die Bancozettel nur etwa den vierten oder fünften Theil der ganzen Circulationsmasse betrügen.

Bei solchen Ueberzeugungen mußte mir denn freilich auch die Erscheinung des Patents über die Deputation*) einigen Schrecken einflößen. Es ist mir in der That unbegreiflich, warum diese entscheidende Maßregel so sehr übereilt wird, da doch der Tod des Grafen O'Donnell nicht blos einen schicklichen Vorwand, sondern sogar einen vollwichtigen Grund hergab, um sie auf einige Monate zu verschieben. Meine Besorgniß geht zwar nicht so weit, daß ich glaubte, die Administration habe sich nicht wenigstens einen Fond (von Bancozetteln) vorbehalten, der sie vier oder sechs Monate über den kritischen Moment, wo alles an die Deputation abgeliefert werden soll, hinausführen könnte. Doch auch so scheint mir die Sache noch immer äußerst gewagt und besonders in einem Zeitpunkte, wo es noch das Räthsel der Räthsel ist, w e r die Finanzen künftig dirigiren und m i t w e l c h e n B e d i n g u n g e n er sie dirigiren wird. Noch besitzen wir ja, so viel ich weiß, keinen Groschen von den Fonds, die dem ganzen Gebäude zur Grundlage dienen sollen. — Und welcher Wirkungskreis, den man dieser Deputation beigelegt hat! Welche Ohnmacht des Staates, wenn sie sich darin behauptet! Welcher erhöhte Mißcredit, wenn man genöthigt würde, ihr Schranken zu setzen!

Das Patent ist mit großer Klarheit, Gründlichkeit und Präcision abgefaßt. Dagegen läßt sich nicht das Mindeste erinnern. Wäre ich mit der Sache selbst einverstanden, so würden diese Formen einen großen Lobredner an mir finden. — Daß ich an den Regeln zur Ausmittlung des Werthes der geistlichen Realitäten kein sonderliches Wohlgefallen habe, errathen Sie nun schon. Hart erscheint es mir besonders, daß die Geistlichkeit außer dem directen Verlust eines beträchtlichen Theils ihrer Einkünfte auch noch den Tilgungsfond aufbringen soll, womit ihre bisherigen Güter wieder liberirt würden. — Uebrigens verstehe ich gar nicht, wie dieser Punkt wegen der geistlichen Güter dem Verstorbenen so viel Verdruß hat machen können; denn weiter dünkt mich, als in dieser Verfügung gegangen ist, wollte auch Er ja niemals gehen. Sollte nicht die Unruhe, welche den vortrefflichen Mann in der letzten

*) Einlösungs- und Tilgungs-Deputation. Tegoborsky, Ueber die Finanzen ꝛc. B. I, S. 35.

Zeit gequält hat, zum Theil ihren Grund darin gehabt haben, daß er selbst zuweilen an der Ausführbarkeit seines Systems zum Zweifler wurde? — Verzeihen Sie mir diese, Ihnen vielleicht sehr anstößige Conjunctur, die mir den Grafen O'Donnell wahrlich nicht weniger interessant machen würde.

Jetzt möchte ich Ihnen noch in Kurzem vortragen, was heute mein Plan sein würde, wenn ich mich — durch ein Unglück, das ich mehr fürchten würde als den Tod — an der Spitze der Finanzen befände. Aber ich bin bereits erschöpft, um dies Thema noch abzuhandeln und werde Sie also in zwei oder drei Tagen damit regaliren. Sie kennen ohnedies mein Grundprincip, dem ich jetzt mehr als je anhänge, da selbst die Einwürfe eines Mannes wie O'Donnell es nicht erschüttern konnten, und fortgesetztes, angestrengtes Nachdenken mich immer inniger davon überzeugt hat.

Wie froh wäre ich, wenn ich das, was Sie Ihre ungekämmten Kinder nennen und die mir unbesehen tausendmal lieber sind als die frisirten anderen Leute, nur sehen könnte. Aber Hormayr hat mich so absolut vernachlässigt, daß er mir nicht einmal einen neuen Subscriptionszettel, statt eines in Wien verlorenen (worüber ich ihm vor meiner Abreise ausdrücklich schrieb), viel weniger ein Blatt vom Archiv selbst zukommen läßt; und in Prag hat es keiner von meinen Bekannten. Suchen Sie ihn doch anzuhalten, daß er meiner gedenke.

Empfehlen Sie mich dem guten und redlichen Grafen Mercy, den ich bei jener herben Katastrophe recht aus dem Grunde meines Herzens bedauert habe. — Wenn dieser Brief Sie ärgern sollte, so erwägen Sie, daß der Mensch es nicht in seiner Gewalt hat, anders zu sehen, als die Organisation seines Auges es mit sich bringt, daß gegen einen Mann und einen Freund wie Sie Wahrheit die erste Pflicht ist und daß mein Herz Ihnen nicht weniger ergeben bleibt, wenn meine Meinungen über einzelne Dinge noch so sehr von den Ihrigen abweichen. Gewissenhaft habe ich alles überlegt; kein Unmuth, keine schwarze Ansicht bestimmt mein Urtheil. An Körper bin ich zwar krank; aber mein Geist ist, Gottlob, völlig gesund; und daß ich Ihnen zugethan bin wie sonst, mag Ihnen beweisen, daß es auch mit meinem Gemüth noch gut steht. Vale . fave . hoc mihi gratius nihil praestare potes.

Gentz.

Teplitz am 14. Juni 1810.

Ich schicke Ihnen hier die neulich angemeldeten Resultate; keineswegs um Sie für meine Meinung zu bekehren, sondern blos um Ihnen diese so deutlich als möglich darzustellen.

Ich denke zwar über das Papiergeld ganz anders als die meisten meiner Zeitgenossen. Nichts destoweniger würde ich es nicht wagen, einem reinen Papiersystem bestimmt und nachdrücklich das Wort zu reden, wenn es heute noch von uns abhinge, es einzuführen oder nicht.

Noch mehr. Ich würde — bei der nun einmal unüberwindlich-scheinenden Abneigung des Publicums gegen das Papiergeld — auch sogar jetzt mich nicht so uneingeschränkt dafür erklären, wenn ich glaubte, daß es irgend ein Mittel gäbe, die Monarchie davon loszumachen, ohne den Zustand, worin sie sich befindet, wesentlich zu verschlimmern.

Da aber meine eigenthümliche Ansicht des Papiergeldes, mit einer Lage der Dinge, in welcher es mir wenigstens unmöglich erscheint, dem Papiergelde auf nur erträgliche Bedingungen zu entrinnen, zusammentrifft, so werden Sie Sich nicht darüber wundern, daß ich von meiner früheren Lehre, deren Wahrheit mir das fortgesetzte Nachdenken jedes Tages immer anschaulicher macht, so leicht nicht abgehen kann und hoffentlich hierin weder Paradoxie noch Eigensinn finden.

Uebrigens weiß ich sehr wohl, daß dies alles unnützes Geschreibsel ist, und daß es, nach der unzeitigen Publication des Patentes wegen der Wahl der ständischen Deputirten, jetzt ungefähr ebenso schwer sein würde, das neue System aufzugeben, als ich es für schwer und mehr denn schwer halte, es zu behaupten. Warum sollen Sie aber nicht eine Viertelstunde daran wenden, die Ideen eines Freundes, wenn sie Ihnen auch noch so unzulässig vorkämen, zu durchlaufen?

Ich bitte Sie, mir bei der ersten Gelegenheit zu melden, ob es eine bestimmte Verordnung (aus früheren Zeiten) gibt, durch welche den Bancozetteln ein gezwungener Umlauf beigelegt, oder wenigstens befohlen worden ist, daß sie in Zahlungen angenommen werden sollen, und, wenn eine solche existirt, sie mir wo möglich mitzutheilen.

Dann will ich Ihnen auch noch eine Privatangelegenheit vortragen. Ich weiß, daß vom 1. Mai an die für die Salarirten und

Pensionisten bewilligten Zulagen wirklich bezahlt worden sind. Dabei wäre es freilich für mich vortheilhaft gewesen, in die erste und nicht in die zweite Classe gesetzt zu werden. Indessen kennen Sie meine Denkungsart über diesen Punkt und meine Abneigung gegen alle Schritte, die bis ins Cabinet reichen müssen. Was mich aber einigermaßen befremdet, ist, daß Graf Hardenberg, den ich ein- für allemal zur Erhebung meiner Pension — weil es nun einmal so heißen soll — bevollmächtigt habe, mir gar nichts von einer Erhöhung derselben schreibt. Wie ich gehört, oder in einer auswärtigen Zeitung gelesen habe (denn nie ist meines Wissens bei uns etwas Officielles darüber bekannt gemacht worden), müßten mir wenigstens 30 Procent meiner ursprünglichen Einnahme zu Guten kommen. Haben Sie doch die Güte, Sich gelegentlich zu erkundigen, was es hiemit für eine Bewandtniß hat.

Den beiliegenden Brief von Finkenstein empfehle ich Ihnen bestens und bitte besonders, ihn recht bald abgeben zu lassen, weil noch etwas anderes darin liegt, an dessen prompter Bestellung mir viel gelegen ist.

Lassen Sie mich nicht wieder Monate lang auf ein Zeichen des Lebens warten! — Adressiren Sie nur alles so lange an mich nach Teplitz, bis ich Ihnen eine andere Adresse melde. Vor Ende dieses Monats rühre ich mich nicht von der Stelle, ob ich gleich bis jetzt mit dem Fortgange meiner Cur nicht sonderlich zufrieden bin.

Gott befohlen.

Gentz.

Briefe an Pilat.

1.

Czaslau, 9. Juni 1813.

Es war ein gesegneter Gedanke, mir die drei noch ungelesenen Bände von J. Müller's Nachlaß zur Reiselectüre mitzunehmen; nichts hätte mein Gemüth zugleich mehr erwecken und mehr beruhigen können. Es ist ein unschätzbarer Vortheil, in einer Zeit wie die jetzige auf einige Zeit dem Getümmel vollkommen zu entrinnen und nichts zu hören, was die Gegenwart unmittelbar angeht. Ueberhaupt habe ich mich recht von der Wahrheit durchdrungen, daß das unablässige Sprechen über die uns umgebenden oder zu erwartenden Dinge ein wahrer Verderb für Geist und Herz ist. Ich schwöre Ihnen zu, daß ich nach dieser zweitägigen Ruhe alle großen Fragen unendlich reiner und klarer vor meiner Seele stehen sehe, als wenn ich sie in Wien sechs Wochen lang von Morgen bis Abend mit meinen 10000 Schwatzkunden abgehandelt hätte, und daß jene gewaltigen Figuren älterer Zeiten, die Müller so imposant und oft so göttlich vor mir vorüberführt, mich über die heutigen Erscheinungen, Bedürfnisse und Probleme ganz anders belehren, als alle meine Politiker in der Seilergasse. Glauben Sie mir, die Welt mit ihren Leiden und Sorgen und Knoten und Auflösungen dieser Knoten rc. hat doch schon oft ungefähr so ausgesehen wie jetzt, und es ist eines gesetzten Mannes nicht ganz würdig, immer zu wähnen, es müsse nun Alles zu Grunde gehen, wenn dies oder das geschähe oder nicht geschähe. Der wichtige Punkt ist einzig der, daß jeder auf der Stelle, wo er steht, das Seinige im vollen Maße thue und sich nichts vorzuwerfen habe; das Uebrige ist fast Alles vom Uebel; und weit besser ist's sich mit etwas ganz Fremdem, als

in ewiger unnützer Qual sich mit dem zu beschäftigen, was Andern obliegt und wofür Andere verantwortlich sind. Aus dieser Philosophie will ich mich wenigstens sobald nicht wieder verjagen lassen.

2.

Wien, 26. Februar 1814.

Nie habe ich den Einfluß meines Geistes auf den Körper lebhafter gefühlt. Ich war mehrere Tage sehr leidend, ohne über recht bestimmte Uebel klagen zu können; in dem Augenblicke, wo ich mich überzeugte, daß die Hoffnung eines baldigen Friedens und die Erhaltung Napoleons, für welche ich mich heute auf das Lebhafteste interessire, nicht verschwunden war, ging eine solche Revolution mit mir vor, daß ich noch um 11 Uhr Abends Appetit zum Essen bekam. Dann machte mir ein prächtiges Schreiben des Fürsten viel gutes Blut; und zwei Beilagen Ihres Briefes, deren Köstlichkeit Sie gewiß nicht ahnten, erschütterten noch mein Zwerchfell auf das Glücklichste.

Bei Gelegenheit der göttlichen Artikel von A. Müller haben Sie die Stirne zu sagen: „Was aber die weiblichen Hände anlangt, welche den Schicksalsknoten lösen sollen, so bin ich nicht damit einverstanden, und will doch noch lieber daß ihn Alexanders Schwert zerhaue, Dummodo Salvator! Ich liebe dergleichen weichliche Phrasen nicht und das Mitleid mit der Vicekönigin*) hat mich im Geringsten nicht gerührt."

Für diese ebenso blinde als barbarische Aeußerung verdienten Sie wenigstens noch ein Jahr in irgend einem subalternen Geschäft, z. B. bei Auswechslung der Gefangenen, ganz allein in Langres, oder wo es Ihnen am besten gefallen hat, zurückgelassen zu werden. Dummodo Salvator! Ein schönes Urtheil aus dem Munde eines Mannes, der nun doch endlich begriffen haben sollte, welchen unermeßlichen Einfluß das Quomodo der Lösung auf das künftige Schicksal Oesterreichs haben muß! Und warum denn kein Mitleid mit der unschuldigen und unglücklichen Vicekönigin? Wissen Sie, daß nach meinem Gefühl der

*) Bezieht sich auf die die Neugestaltung Italiens betreffenden Verhandlungen, welche denen von Chatillon vorausgingen.

Vicekönig einer der preiswürdigsten Männer dieser Zeit, daß er mir zehnmal lieber ist, als fast alle die Helden, welche Sie anbeten? Lieber als alle französischen, spanischen, sizilianischen Bourbons — lieber als Regent eines beträchtlichen Staates, als die ganze Masse der Competenten auf italienische Throne!

3.

Wien, 6. April 1814.

Besorgen Sie von mir weder Vorwurf noch Kritik über Ihre freilich oft wechselnden politischen Ansichten. Für die meisten haben Sie so viele und so große Gewährsmänner auf Ihrer Seite, daß Ihnen ohnehin Niemand etwas anhaben wird. Auch habe ich Sie ja nie deßhalb getadelt, daß Sie den Sturz des großen Feindes wünschen; nur, daß Sie zu einer Zeit, wo unser Hof an einem andern Ausgange arbeitete, mit jenen, die sich mit nichts geringerem als seinem Sturze begnügen wollten, gemeinschaftliche Sache zu machen schienen und überhaupt zu starr auf einen Punkt sahen — habe ich zuweilen gerügt. Seit dem 18. März*) sind Sie in Einklang mit allen Parteien, und es wäre thöricht, Sie einen Terroristen zu schelten, da Sie blos mit Dank und Freude annehmen, was Ihnen geboten wird.

Meine eigentliche Meinung über den Gang dieser Sache verschließe ich für's erste in die geheimste Kammer meines Gemüthes. Wenn es Ihnen je einfallen sollte, mich lauer oder zweideutiger Gesinnungen anzuklagen, so fragen Sie Sich nur jedesmal, ob es denkbar, ob es den Gesetzen der menschlichen Natur angemessen ist, daß ich mich für Napoleon interessirte, der mir, so oft ich in Berührung mit ihm kam, nichts als das bitterste Herzleid zugefügt hat! Wenn es Ihnen also vorkömmt, als freute ich mich nicht lebhaft genug über seinen Untergang, so vergessen Sie wenigstens nie, daß dies, da es unmöglich im Herzen liegen kann, in irgend einem Resultat meiner Gedanken, in irgend einem (wenngleich vielleicht ganz falschen) politischen Calcül seinen Grund haben muß. Wenn ich sanguinisch genug wäre, um, wie Sie, von einer „ungetrübten" Zukunft, von Sicherheit

*) Abbruch der Verhandlungen zu Chatillon. Häußer, IV. 642.

und Frieden, „für Kinder und Kindeskinder" zu träumen, so würde ich mich vielleicht einem größeren Enthusiasmus hingeben. So aber sehe ich die bevorstehende Katastrophe nur aus dem Standpunkte der Gerechtigkeit und der Nothwendigkeit, billige sie aus beiden, verdenke denen, die dabei unmittelbar mitgewirkt haben, ihren Triumph und Jubel nicht, will noch weit weniger ihren wohlverdienten Ruhm schmälern, kann mich jedoch, da mit dieser Katastrophe die Welt und die Geschichte nicht stille steht, umöglich in die exaltirte Stimmung versetzen, die rund um mich her herrschend geworden ist. Einigen Verdruß macht es mir denn freilich auch — Sie sehen wie aufrichtig ich bin — daß die schlechten Köpfe Recht behalten und die Welt nun einmal so sonderbar gebaut und gestellt ist, daß die Weisheit selbst zuletzt beim Unsinn in die Schule gehen muß.

Zu einer gewissen Billigkeit gegen das Urtheil Anderer muß ich Sie bei dieser Gelegenheit doch ermahnen. Wie konnten Sie an der in Nr. 77 des Beobachters eingerückten Stelle aus dem Boten von Südtyrol Anstoß nehmen? *) Soll denn ein so feiner, origineller und trefflicher Kopf wie Adam Müller durchaus nicht sein eigenes Urtheil mehr hören lassen? Soll er denn mit dem Maßstabe der strengsten politischen Orthodoxie gemessen werden? Soll denn in dieser ermüdenden Einförmigkeit aller mündlichen und schriftlichen Aeußerungen nicht einmal ein frischer Klang von irgend einem starken aber einsamen Instrumente vernommen werden? Werfen Sie nur einen Blick auf alles, was heute gedruckt wird! Ist es nicht zum Speien und zum Sterben? Und wandelt Sie denn beim Anblicke dieser Schmierereien nicht zuweilen der Gedanke an, daß bei allem Schein von Glück, Ruhm und Herrlichkeit doch in der Totalität unserer Lage irgend etwas sein muß, das nicht gesund ist!

*) Es wird darin über das Bestreben Napoleons, die Coalition zu trennen, gesprochen, und schließlich gesagt: In der unauflöslichen Verbindung unserer Fürsten, nicht in dem Untergang des Kaisers Napoleon, liegt das Glück unserer Zeitgenossen, wie der Nachwelt.

4.

Salzburg, den 5. August 1816.

Als ich Ihnen gestern Mittag meinen ersten Brief schrieb, glaubte ich diesen Morgen von hier abzureisen. Aber damals — um mit Werther zu reden — wußte ich noch nicht, wie nahe ich dem Himmel war.

Ich fuhr nämlich gestern nach Aigen, einem Landhause des Fürsten Ernst Schwarzenberg, etwa eine halbe Stunde vor der Stadt, am Fuße des Gaisberges. Dort verlebte ich einen unbeschreiblichen Tag. Ich bin fest überzeugt, daß es nirgends in Europa einen Garten gibt, der mit diesem zu vergleichen wäre. Alle berühmten schönen Gärten, die man in Deutschland, Frankreich, England u. s. f. citiren kann, liegen in Gegenden, die sich mit dem Paradiese von Salzburg nicht messen dürfen. Hinwiederum in Ländern von gleicher Schönheit, wie die Schweiz, Ober-Italien, existirt nirgends eine Anlage wie diese. Hier hat sich der herrlichste Stoff mit der glücklichsten Behandlung, die größten Naturscenen und die reichste Vegetation mit dem reinsten Geschmacke der Erfindung und dem größten Verstande in der Ausführung dergestalt vereint, daß das Resultat der letzte Grad der Vollkommenheit sein mußte. Der Fürst Schwarzenberg führte uns von 4 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends aus einem Zauber in den andern, und die sechs Stunden verflogen mir wie eben so viele Minuten. Ein solcher Genuß ist mir seit vielen Jahren nicht geworden.

Ich beschloß gleich, den heutigen Tag noch hier zu bleiben, und fuhr schon um 8 Früh wieder nach Aigen. Der erste Eindruck war nun vorüber, und doch blieb meine Bewunderung und mein Entzücken unverändert. Wenn Gastein hier wäre, würde ich Mühe haben es wieder zu verlassen. Aber Gastein ist, wie ich schon mit Sicherheit erfahren habe, nichts als eine majestätische Wildniß, in die höchsten Berge eingeschlossen. Um 5 Uhr Abends meldete sich ein Gewitter an, ich fuhr nach Salzburg zurück und kam im Augenblicke eines heftigen Platzregens und unter vielen Blitzen hier an; das Gewitter zerstreute sich aber in wenigen Minuten, und jetzt ist alles klar und still.

Morgen um $1/2$6 Uhr fahre ich ab. Ich hatte ein unwiderstehliches Bedürfniß Ihnen zu schreiben, wie gut es mir gestern und heute

gegangen ist, und ich bitte Sie diesen übrigens unnützen Brief blos aus diesem Standpunkte zu betrachten; denn ob Sie gleich weder die Natur, noch Gartenanlagen sonderlich lieben, so freut es Sie doch gewiß, von mir zu hören, daß ich mich hier so glücklich fühle.

5.

Gasteiner Wildbad, 7. August 1816.

Es gibt eigentlich keinen Ort, welcher Gastein hieße. Das ganze Thal vom Ursprunge der Ache auf dem Tauer an der Kärntner Grenze, bis an den Paß Klamm, heißt mit allen seinen Seitenthälern die Gastein. Ungefähr in der Mitte desselben liegt ein kleiner Marktflecken, genannt Hof in der Gastein, eine Stunde höher eine Sammlung schlechter Hütten, die man Dorf in Gastein nennt, und abermals eine Stunde höher, wo sich das Thal plötzlich in eine Bergschlucht zusammenzieht, aus welcher die Ache hervorstürzt, das Wildbad.

Ich fuhr gestern von Salzburg bis Lend. Das erste große Schauspiel auf diesem Wege, der berühmte Paß Lueg zwischen Golling und Werffen, wirkte diesmal weniger auf mich als vor 12 Jahren, wo ich ihn zum ersten Male sah, und wurde durch das, was ich heute früh kennen lernte, vollends verdunkelt. Prachtvoll aber fand ich schon die Straße von St. Johann nach Lend, wo man an den niedrigen Ufern der reißenden, kochenden, wüthenden Salzach hinauffährt. Nahe bei Lend fließt oder vielmehr springt die Ache in die Salzach. Sie durchbricht nämlich kaum 100 Schritte von der Salzach eine ungeheuere Felswand und stürzt nun durch die enge Oeffnung, von einer Höhe von 300 Fuß, plötzlich in die letzte. Dies ist ein majestätischer Anblick.

Die Salzach fließt bis weit unterhalb Lend in der geraden Richtung von West nach Nord; die Gasteiner Ache in der geraden Richtung von Süd nach Nord. Längs dem rechten Ufer der Salzach zieht sich ein ungeheueres Felsgebirge hin, so zusammenhängend und compact, daß man kaum begreift, wie die Ache sich durchdrängen konnte, noch weniger aber, wie es da einen Weg geben kann, auf welchem man zu

Wagen an der Ache hinauffährt. Ich stand diesen Morgen um 6 Uhr eine lange Zeit vor dem Wirthshause zu Lend, staunte diese Berge an und war voll Neugier zu sehen, wie dieses Problem sich entwickeln werde. Da der Morgen sehr schön war und ich wußte, daß wir über 1½ Stunden zu steigen hatten, so entschloß ich mich zu Fuß zu gehen und ging bis über den dritten Theil der Station zwischen Bad und Hof in Gastein. Dies waren die berüchtigten Engpässe der Klamm. Die Straße läuft beständig neben schauervollen Abgründen, in welchen tief unten die Ache fließt, hin. Das Terrain, welches sie bildet, ist auf der rechten Seite durch himmelhohe Felsen eingeengt und an vielen (wohl an hundert) Stellen dergestalt schmal, daß man ein Stück der Straße mit dem andern durch Brücken verbinden mußte, die, blos auf der rechten Seite an die Felsen befestigt, ganz eigentlich über den Abgründen schweben. Der in einer schwindelnden Tiefe fließende Waldstrom, die zerrissenen Felsen und der Contrast, den mit allen diesen Schrecknissen die üppigste Vegetation bildet — man ist von nichts als Buchen, Eichen, Eschen, Ahorn und frischen Blumen und Stauden umgeben — und tief aus den Abgründen herauf wachsen einem Wälder von Tannen, Lärchenbäumen und Laubholz gemischt entgegen — das alles macht, daß man selbst nicht recht weiß, ob der Ernst oder die Freundlichkeit der Natur hier das Uebergewicht hat und daß es zuletzt von der Stimmung, in der man sich befindet — größtentheils aber auch von Jahreszeit und Wetter abhängt, wohin man sich neigen soll.

Sobald man über die beinahe auf Nichts reducirten Ruinen des Schlosses Klammstein hinaus ist, öffnet sich das Thal und nimmt einen sanften und lieblichen Charakter an. Alles ist aufs beste cultivirt: die Ache fließt voll und reich, aber ruhig in der Mitte; von allen Seiten fließen Bäche und Cascaden aus dem Gebirge. Hohe, doch größtentheils bewachsene Berge umschließen das Thal; hinter diesen aber erblickt man auf mehreren Punkten die mit Schnee bedeckten Gipfel der höheren Alpen. — So fährt man einige Stunden und begreift noch nicht, wie dieses ruhige Bild in eine Kataraktenscene übergehen wird, da man doch nach allen Beschreibungen schon sehr nahe sein muß, bis plötzlich, kaum einige hundert Schritte vom Wildbade, das Thal sich verengt; und in dem Augenblicke, wo man von der An-

höhe, auf welcher bis dahin die Straße fortlief, hinabfährt, ist man am Fuße eines Wasserfalles, gegen welchen der eben beschriebene bei Lend sehr weit zurücksteht. Es ist einleuchtend, daß vor grauer Zeit das Gasteiner Thal an dieser Stelle geschlossen war und daß die Ache sich einen Weg durch die Felsen bereitete und so den Kessel, worin das Bad liegt, gebildet haben muß. Sie stürzt 400 Fuß hoch hinab in drei oder vier Hauptcascaden; die ganze Länge des Falles beträgt über eine halbe Viertelstunde. Auf den Hauptpunkten sieht man eigentlich kein Wasser, sondern nur eine unbeschreibliche Masse von weißem Staub, der sich wie Schaumwolken herunterwälzt, von den Felsstücken rückwärts, vorwärts, in die Höhe, nach allen Seiten hin mit wüthendem Ungestüm geschleudert wird und endlich ganz unten erst in schimmernde Wellen übergeht. Das Getöse ist von ferne mit dem Donner, in der Nähe mit nichts zu vergleichen. Das Schloß oder Schlößchen, das einzige steinerne Gebäude im Bade, steht ganz nahe an der mittleren Cascade, doch durch eine Felswand geschieden, die den Lärm, der sonst betäubend sein würde, dämpft. Den Wasserfällen gerade gegenüber schießen die heißen Quellen aus einem andern Berge hervor, so daß während der eine Theil des Kessels von dem Staubregen, den die Katarakte verbreitet, ohne Unterlaß benetzt wird, der andere in dem wohlthätigen Dampfe, der von den heißen Quellen aufsteigt, ruht. Das Wasser dieser Quellen ist so klar wie destillirtes Wasser, hat weder Geruch noch Geschmack und am Ausfluß 37° R. Es muß ein köstliches Bad sein, morgen Früh werde ich es näher kennen lernen.

6.

Gastein, 17. August 1817.

Da ich gestern nichts von Wien erhalten hatte, so überschaute ich meinen kleinen Bücherschatz und wollte mir eine möglichst interessante Lectüre wählen. Ein wahrer Glücksstern führte mich auf Ramond's*) Observations faites dans les Pyrénées, und ich vertiefte mich so in dieses Buch, daß ich bis in die Nacht — außer der lieblichen Luft,

*) Observations faites dans les Pyrénées. Paris 1789 et Liège 1792.

die mich umwehte, alles darüber vergaß. Ich hatte vor acht oder zehn Jahren desselben Verfassers Reise nach dem Mont Perdu gelesen und war sehr davon frappirt. Die Observations sind viel älter und bereits im Jahre 1788 geschrieben. Sei es nun, daß der Eindruck des früheren Werkes nicht mehr frisch genug war, oder daß das ältere wirklich reifer und mächtiger ist, genug, mich hat seit langer Zeit kein Buch so unbedingt hingerissen. Der beschreibende Theil ist an und für sich ein Meisterstück vom ersten Range, und untermischt mit den erhabensten Ansichten und den tiefsinnigsten Forschungen über die vergangene und künftige Geschichte der Erde und des Menschen, selbst mit moralischen Beleuchtungen vom ersten Caliber, gewährte es mir einen seltenen Genuß. Der Stil hat wenig seines Gleichen. Die schönsten Stellen in Humboldt's Werken sind nichts als schwache Versuche so zu schreiben, wie dieses Buch von einem Ende bis zum andern geschrieben ist; solche Gegenstände in einer so keuschen, so geregelten, so gebundenen Sprache wie die französische, mit solcher Freiheit und Kraft zu behandeln, erforderte ein ganz außerordentliches Talent. Ueberdies hat der Charakter dieses Mannes etwas äußerst anziehendes und zugleich imposantes; denn bei keinem berühmten Reisenden unserer Zeit habe ich diesen Grad von Kühnheit, von Unerschrockenheit, von unverwandtem Streben nach seinem Zwecke und gänzlicher Verzichtleistung auf alle Bequemlichkeit und Genüsse gefunden. Daher dringt er auch tief in die Natur und spricht seine Resultate mit wahrer Begeisterung aus. Hätte Ramond einen großen Schauplatz gehabt (obgleich unter seiner Leitung auch der, welchen er umfaßt, groß genug wird), er hätte Saussure, Humboldt und Cook und alles was in diesem Fache geglänzt hat, hinter sich gelassen; an Genie und Darstellungsgabe aber ist er nur mit Buffon zu vergleichen.

Höchst sonderbar ist, daß in einer der schönsten philosophirenden Stellen des Buches, wo von der Fähigkeit oder vielmehr Unfähigkeit des Menschen, die Erscheinungen wie die Geschichte der Natur bis über eine gewisse Grenze hinaus zu verfolgen, geredet wird, auf einmal der Geist von Kant sich zu regen scheint und die Kantische Erklärung des Welträthsels so unverkennbar zu Grunde liegt, daß man schwören sollte, sie müsse in dieser Schule geschöpft sein, obgleich nichts

gewisser ist, als daß Ramond — besonders im Jahre 1787 — von Kant nie etwas gehört haben konnte.

Diesen Morgen unterhielt ich mich eine Stunde lang mit dem Prälaten von Lilienfeld*), der wirklich ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen (wie ich ihn unter unserer Geistlichkeit kaum gesucht hätte) und recht angenehmen Umganges ist. Unter anderem kam das Gespräch auch auf Hormayr, den ich nach verschiedenen Prahlereien im Archiv und sonst von ihm ganz besonders beschützt glaubte, den er aber gerade so beurtheilt als wir, welches mir ein neuer Beweis seines gesunden Verstandes war. Dann bekam ich einen großen Korb voll Alpenpflanzen, die ich mir von zwei tüchtigen Botanikern, wovon der eine erst gestern hier ankam, bestimmen und commentiren ließ.

7.

Gastein, 21. August 1817.

— — — Die Zeitungen und Journale, die ich mit der gestrigen Sendung erhielt, waren nicht sehr reich. Doch an der Rede von Gagern kann man lange zehren; sie wälzt sich um die ganze Theorie der Staatsverfassungen und enthält zugleich Complimente für Jedermann — für die Monarchen, für die Aristokraten, für die Modificirten, für die Demokraten, für die Kaiserlichgesinnten, für die Bundestagsgesandten, so daß sie entweder Alle oder Keinen befriedigen wird. Aus einem gründlichen Standpunkte beobachtet, ist sie jedoch nichts als ein leeres Schaugerüst. — Der anti-brasilianische Artikel im Courrier, obgleich mit großen Lettern gedruckt, auch häufig mit Ihren rothen Strichen beehrt, ist nichts destoweniger eine schwache Antwort. Daß Portugal in den Formen gefehlt, hat glaube auch ich; aber ziemt es einem Spanien wohl, Jemanden über Mangel an Formen anzuklagen? — Doch die Portugiesen werden den Proceß verlieren. Das brittische Cabinet hat keinen anderen Gedanken, als den portugiesischen Hof wieder nach Europa zu bringen und damit wird auch wohl die Komödie endigen;

*) Ladislaus Pyrker.

es freut mich nur, daß wir wenigstens standhaft genug gewesen sind, die Erzherzogin *) nicht nach Lissabon zu schicken.

Ich habe einen der letzten Theile von Burke's Posthumes bei mir und las eben mit wahrer Bewunderung, wie dieser große Mann zu einer Zeit, wo er ganz der Opposition gehörte, gegen das Project dreijähriger Parlamente, gegen Parlamentsreform, gegen Veränderungen der Liturgie zu Gunsten der Dissenters und gegen andere Neuerungen dieser Art mit so vieler Sachkenntniß und Kraft sprach, als heute keiner der stärksten Ministerialredner mehr vermag. Einen von Natur so mächtigen, so kühnen, poetischen Geist so radical praktisch geworden zu sehen, ist in der That etwas einziges. Welch' Glück aber auch, in einem Staate zu leben rc. rc. rc. Ich will dieses Capitel nicht berühren.

8.

Gastein, 24 August 1817.

Der Abschluß des französischen Concordats ist mir — unabhängig von seinem kirchlichen Werthe, den Sie besser beurtheilen können als ich — als Mittel zur Befestigung der Ordnung in Frankreich sehr willkommen und gereicht allerdings den damit beauftragten Personen und dem französischen Ministerium überhaupt zur Ehre. Höchst traurig ist noch der Rückblick auf unsere Verhältnisse und Verhandlungen; und daß ein, in unserer Lage so leichtes und klares Problem bisher nicht gelöset werden konnte, ja wie es scheint, seiner Lösung nicht um einen einzigen Schritt näher gerückt ist, gehört unter die unbegreiflichsten Erscheinungen der Zeit. Wenn man indessen bedenkt, wie diese Sache von allen Seiten geführt worden ist, so hört alle Verwunderung auf.

So sehr ich aber auch den französischen Ministern Gerechtigkeit widerfahren lasse, so kann ich doch eine Bemerkung nicht unterdrücken, die aus der Unbestimmtheit mancher Dispositionen und hauptsächlich aus der Unbestimmtheit einiger Ausdrücke hervorgeht, in welcher die

*) Erzherzogin Leopoldine, Gemahlin Dom Pedro's, des damaligen Kronprinzen von Brasilien.

Erklärung des Grafen Blacas — ein Hauptactenstück in der ganzen Verhandlung — abgefaßt ist. Er spricht von dem Eide, durch welchen der König die Constitution und folglich auch die Verheißung, den verschiedenen Religionsparteien die freie Ausübung ihrer Religion zu versichern, beschworen hat und sagt: „Allein dieser Eid ist nicht von der Art, daß er die Dogmen oder die Kirchengesetze auf irgend eine Weise gefährden könnte, indem der Unterzeichnete ermächtigt ist zu erklären, daß er sich blos auf die Civilverhältnisse bezieht." Dies scheint mir keinen rechten Sinn zu haben. Ich begreife allenfalls, wie der Eid, den ein Unterthan der Regierung leistet, z. B. der Eid eines Bischofs oder anderer Geistlichen, dahin interpretirt werden kann, daß er sich blos auf die Civilverhältnisse beziehe, ob ich gleich nie aufhören werde zu glauben, daß eine solche Restriction unzulässig, gefahrvoll und allen gesunden Begriffen von Kirche und Staat (in ihrer unzertrennlichen Vereinigung) ganz widersprechend ist. Wie sich aber der Eid eines Souverains, die eidliche Verheißung, alle Religionsparteien in seinem Staate in der freien Ausübung ihres Glaubens zu schützen, blos auf Civilverhältnisse beziehen soll, verstehe ich durchaus nicht. Ist denn die Ausübung der Religion ein Civilverhältniß? Kann man sagen, daß sie nichts mit Dogmen und Kirchengesetzen gemein hat? Ja, kann eigentlich der römische Hof (ich sage nichts von dem, was er convivendo zu thun vermag) einen Souverain je förmlich ermächtigen, eine andere Religion als die Katholische in seinen Staaten zu dulden, zu **beschützen**? Wozu führen solche unbestimmte, nichtssagende Erklärungen? Das geringste Uebel, welches sie stiften, ist, daß die geistliche und weltliche Macht einander wechselseitig, oder beide gemeinschaftlich das Volk täuschen, indem sie etwas versprechen, was an und für sich völlig unhaltbar ist. Es können aber auch viel schlimmere Folgen daraus entstehen. Argwöhnische Protestanten können böse Absichten wittern, wenn man ihnen sagt, der Eid des Königs, der ihnen freie Religionsübung sichert, beziehe sich blos auf die Civilverhältnisse. Mit einem Worte: ein constitutioneller König kann nur außerhalb der Constitution stehen und nicht einmal Miene machen, gegen eine fremde Autorität, geistlich oder weltlich, die Constitution interpretiren zu wollen. Man hätte sich begnügen müssen, die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs

durch gemeinschaftliche Uebereinkunft zu reguliren; das Uebrige konnte der König mit seinem Gewissen abthun; aber Distinctionen und Restrictionen in seinem Eide hätten bei dieser Gelegenheit nicht zur Sprache kommen sollen.

9.

Gastein, 26. August 1817.

Mr. Lamb*) kam Freitag Abend im stärksten Regen hier an, mit ihm sein Legationssecretär Harvey, ein Mensch von Kopf und Charakter, und ein gewisser Asselini, Leibchirurg des Prinzen Eugen, der alle Feldzüge Bonaparte's mitgemacht hat. Einige Tage zuvor war ein anderer Engländer Mr. Hay, erster Secretär des Lord Melville, ebenfalls ein sehr unterrichteter Mensch, hier eingetroffen, so daß sich auf einmal eine recht brauchbare Gesellschaft gebildet hat und deren Mitglieder sämmtlich in dem Wunsche und Vorsatz, die Schönheiten der Gegend à tout prix kennen zu lernen, mit einander übereintreffen. Selbst Lamb, den man sonst für sehr faul ausschrie, ist ohne Unterlaß auf Excursionen erpicht und zu jedem Wagstück bereit. Er ist übrigens einer der aufgeklärtesten, liberalsten, instruirtesten und liebenswürdigsten Engländer, die heute existiren. Das war meine Meinung von jeher. Hier, wo wir so manche Stunde allein sind, hat sich diese Meinung noch erst recht bestätigt, und ich kann Sie versichern, daß ich seit recht langer Zeit keine so durchaus gesunden und befriedigenden politischen Gespräche gehabt habe, als die ich mit ihm hier führe.

Am Sonnabend und Sonntag machten wir zwar allerlei Versuche, uns bald von dieser bald von jener Seite, bald zu Wagen bald zu Fuß, aus unserer erhabenen Bergschlucht heraus zu winden; aber das Wetter, ob wir gleich jeden vorübergehenden Sonnenblick benützten, behandelte uns gar zu boshaft, und gestern Nachmittag wurde es so grob, daß an keinen Ausflug weiter zu denken war.

Diesen Morgen schien die Sonne im Kampfe mit zahlreichen Wolken. Das Barometer stand unter 26; der Brunnenarzt Storch, der ein großer

*) Später Lord Beauvalle.

Wetterverständiger ist, versicherte uns indessen, daß wir den ganzen Tag über nur leichten Regen durch zerrissenes Gewölk zu befürchten hätten. Sie werden Sich wundern, daß wir uns blos auf diese Versicherung hin zu einer Fußpromenade von 6—7 Stunden entschloßen.

Oberhalb der Felsenpartie, welche das (bei Hof Gastein über eine halbe Stunde breite) Gasteiner Thal beim Wildbade verengt und schließt, und über welche die Ache herabstürzt und die berühmten Katarakten bildet, eröffnet sich (gerade nach Süden) ein anderes Thal, viel enger und kürzer als das Gasteiner, aber wunderschön und mit der herrlichsten Vegetation geschmückt. Dies heißt das Böckſteiner Thal. Dies Thal, ungefähr ¾ Stunden lang, ist im Süden abermals durch zwei sehr hohe Berge, den Rathhausberg (auf welchem die von altersher berühmten Goldgruben sind) links und den Bockhartsberg rechts, geschlossen. Da wo diese Berge zusammenstoßen, steht der Ort Böckstein, der sich schon von ferne, gleich wenn man über die Wasserfälle des Bades heraufsteigt, durch eine erst vor 20 Jahren in Form einer Rotonda gebaute, äußerlich und innerlich sehr nackte Kirche auszeichnet. In diesem Orte befinden sich die Poch-, Wasch- und Amalgamir-Werke, in welchen die Erze aus dem Rathhausberge bearbeitet werden. — Hinter Böckstein (immer gerade gegen Süden) bildet eine enge Spalte zwischen dem Rathhausberge und dem Bockhart die Straße nach der hohen Gebirgskette, die Salzburg von Kärnten scheidet, und die sich, wie die ganze Stammkette der Alpen, gerade von Westen nach Osten zieht. Die Spalte, durch welche die Ache zwischen ungeheueren Felsmassen von der hohen Kette (dem hier sogenannten Tauern) fließt, ist ungefähr eine halbe Stunde über Böckstein noch so breit, daß neben dem Flusse ein kleiner Wagen fahren kann; höher hinauf treten die Wände so zusammen, das Bett der Ache wird an manchen Stellen so tief und der Weg zum Fahren so schlecht, daß nichts als Pferde — und zwar nur Saumpferde — die Maulthiere des Gebirges oder die Füße der Reisenden zum Fortkommen dienen. Wenn man ungefähr anderthalb Stunden gestiegen ist, kömmt man an einen neuen Wasserfall der Ache, welcher der Kessellfall heißt, weil das Wasser hier plötzlich in einen äußerst tiefen Kessel stürzt, der auf einige hundert Schritte seinen ferneren Lauf ganz verbirgt. Eine halbe Stunde weiter sieht man auf der rechten Seite an der steilen

Felswand des Bockhart, ganz von der obersten Schneide herab, eine Menge kleiner Wasserfälle rinnen, die, einer an den andern gedrängt, einen großen Theil dieser ungeheueren Wand wie ein Fächer bedecken: ein außerordentliches Schauspiel, dem man den Namen des Schleierfalls beigelegt hat. Die Gegend ist hier von einer unbeschreiblichen Wildheit; überhangende Felsenmassen scheinen oft den schmalen Weg ganz schließen zu wollen; man geht an der linken Seite einen steinigten Fußpfad hinan; tief unten arbeitet sich die Ache durch tausend und tausend herabgerollte Felsenstücke; jeder Schritt verkündet die gewaltigen Zerstörungen, welche die Natur hier fast ohne Unterlaß bereitet. Nachdem man vom Schleierfall abermals etwa drei Viertelstunden durch die Wildniß gewandert ist, zeigt sich höchst unerwartet, wenigstens 4500 Fuß über der Meeresfläche, eine ausgedehnte, reiche, üppige Alpenwiese, mit den schönsten Blumen, Gras und Kräutern aller Art besäet. Diese Wiese ist das Naßfeld, schon den Römern sehr gut bekannt, weil eine Chronik aus dem achten Jahrhundert sagt: Aurifodinae quas Romani habuerunt in Campo humido versus Septentrionem (auf dem Rathhausberge) per multos annos neglectae anno Domini 716 iterum excoli coeptae sunt. (Um eben diese Zeit hatten sich die Eremiten Primus und Felicianus bei den warmen Quellen im Wildbade niedergelassen.) Rund um das Naßfeld herum zieht sich die hohe Tauernkette, mit ewigem Schnee bedeckt, an einigen Stellen 7 bis 8000 Fuß hoch, und durch einige schmale Spalten oder Scharten dieser Kette geht die Saumstraße, auf der man aus Salzburg nach Kärnten heruntersteigt.

Nachschrift.

Ihre Furcht vor den neuen Wahlen theile ich nicht im Geringsten. Die französische Staatsmaschine ist jetzt in so gutem Gange, daß nur eine Kammer, in welcher die Ultra's das Uebergewicht hätten — und diese werden wir sobald nicht wieder erleben — sie verrücken könnte. Keiner der in dem Ihnen anstößigen Artikel genannten Candidaten kann schädlich werden; keiner wird dem Könige oder der Constitution zu nahe treten wollen. Daß in die praktische Entwicklung der letzten, da jetzt das Element der Gewalt und Willkür doch noch sehr prädominirt, etwas

mehr Freiheitsgeist gebracht würde, könnte nicht schaden; die Regierung ist stark und klug genug, um darunter nicht zu leiden. Und was die religiösen Angelegenheiten betrifft, so denke ich, es ist nun in dieser Hinsicht so viel geschehen, als geschehen sollte und durfte; an dem Bestehenden oder Wiederaufgerichteten wird Niemand sich reiben; weiter zu gehen, auf dem gesetzlichen Wege nämlich, halte ich für überflüssig, und ich glaube auch nicht, daß der König oder die Minister es versuchen werden. Ich sehe also nicht, wo Gefahr herkommen soll; und den edlen Lafayette auf seine alten Tage noch einmal faseln zu hören, wäre ein unschuldiger Spaß, den Sie uns wohl gönnen könnten.

Ich möchte wissen, wie Ihnen hier zu Muthe sein würde; ich glaube doch sehr unheimlich. Allein — ohne Freunde — hielten Sie es nicht drei Tage aus. Etwas von einem erhabenen Gefängniß hat der Aufenthalt allerdings, und das ewige Rauschen des Wassers zwischen den hohen, wenngleich schön bekleideten Mauern, von denen man umringt ist, hat einen höchst melancholischen Effect. Es liegt überhaupt im fortdauernden Umgange mit der großen Natur viel weniger heiteres und freundliches als man wohl glaubt; das Wohlgefallen, welches sie einflößt, ist immer mit Wehmuth, sehr oft auch mit Furcht gemischt; nur die Gefahr, persönlich und absichtlich verwundet zu werden — eine Gefahr, der man unter den Menschen stets ausgesetzt ist — kennt man bei ihr nicht, und das ist vielleicht einer der größten Reize, die ein mehr oder weniger krankes Gemüth in ihre majestätische Einsamkeit ziehen.

10.

Salzburg, 5. September 1817.

Das Buch der Lady Morgan*) hat unstreitig seine schwachen Seiten, ist reich an faden und verdächtigen Anekdoten, geschmacklosen Scherzen und ausschweifenden Lobpreisungen. Es erfordert indeß immer viel Entschlossenheit und Charakter, unumwunden zu behaupten, das französische Volk sei durch die Revolution nicht allein aufgeklärter und freier, sondern auch ohne Vergleich glücklicher, gesetzter, häuslicher,

*) France, 2. Bände, London 1817.

moralisch besser und achtungswerther geworden. Und doch ist der Beweis im Ganzen nicht schlecht geführt. Vieles in dieser Darstellung ist unbezweifelbar, und was ich daran für wahr halte, ergreife ich mit Begierde. Denn der Gedanke, daß die französische Revolution nicht blos in ihren Schicksalen und Verirrungen, sondern auch in ihren Endresultaten ein reines Uebel gewesen sein sollte, ist einer der niederschlagendsten, die ich kenne, und wer nicht allen Glauben an eine höhere Weltordnung aufgeben will, darf diesem Gedanken gar nicht nachhängen. Uebrigens gab es wohl nie einen größeren Contrast, als den zwischen dem Urtheil der Lady Morgan über den heutigen Zustand Frankreichs und der französischen Nation, und den hierüber in Deutschland fast allgemein herrschenden Meinungen. Beide mögen irrig sein; jene aber liegt nach meiner Ueberzeugung der Wahrheit näher.

Ich besuchte heute Aigen und zuvor das Schloß Mirabell, welches der Kronprinz von Baiern bewohnte. Es ist schrecklich, wie alle diese schönen Schlösser und Gärten öde und verlassen sind. Im Garten von Mirabell blühten einige herrliche Blumen. Ich sah sie mit Wehmuth an und dachte: Wem blüht ihr denn hier, wo Niemand eurer Farben Schmuck bewundern, noch eure Düfte einhauchen will? Die ganze Stadt und alles was sie umgibt sieht einer großen Ruine nicht unähnlich, und die unvergleichliche Schönheit der nie alternden Natur klagt nur um so lauter die Vergänglichkeit der menschlichen Werke an.

11.

Salzburg, 6. September 1817.

Daß Sie meine Briefe in ihrem wahren Sinne und Geiste lesen, schließe ich, wenn ich es auch je hätte bezweifeln können, aus Ihrer Bemerkung, daß sie durchgängig Spuren von Schwermuth verrathen. Allerdings ist mein Gemüth nichts weniger als froh und heiter, und ich fühle, daß irgend eine große Veränderung mit mir vorgehen muß, wenn es besser werden soll. Die Art, wie ich seit Jahr und Tag behandelt worden bin, hat einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als ich je gestehen mochte; ich habe zu viel Erfahrung und zu

viel Stolz, um mich in fruchtlose Klagen zu ergießen; aber die Geschichte des verflossenen Jahres — denn jetzt ist es gerade ein Jahr, daß ich noch mit großen Hoffnungen zurückkehrte — hat mich an zu vielen Seiten zugleich afficirt und einen Bodensatz von Mißmuth in mir niedergelegt, von dem ich nicht weiß, ob noch irgend ein kräftiges Reagens ihn wieder auflösen wird. Bleibe ich so wie ich seit vier oder fünf Monaten war, so kann ich schwerlich lange mehr leben; sollte aber meine physische Constitution siegen, so mag und will ich wenigstens so nicht ferner leben.

12.

Wien — ohne Datum*) — 1818.

Ich danke Ihnen recht sehr für diese Sendung**) und werde die bezeichneten Stellen lesen. Uebrigens ist es eine höchst seltsame Idee, daß ich die Bibel nicht gelesen, und viele- ja tausendmal darin gelesen haben sollte. Ich wußte sie ehemals beinahe auswendig. Noch im Jahre 1808 habe ich über den zweiten Brief Pauli an die Corinther halbe Nächte lang geweint, und bitte Sie gelegentlich, mir zur Satisfaction, die zweite Hälfte dieses Briefes zu lesen. Wie Sie doch in manchen Dingen so ganz unwissend in meiner früheren Lebensgeschichte sind? Ich kämpfte ja fünf Jahre mit dem Entschluß, katholisch zu werden!

Zweiter Theil.

Die Stelle, die mich im Jahre 1808 so tief ergriff, steht: 2 Cor. Cap. 7, V. 10 und heißt:

> „denn die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet; die Traurigkeit aber der Welt wirket den Tod."

*) Zur Erläuterung dieses und des folgenden Briefes muß hier bemerkt werden, daß Pilat mit dem Gedanken umging, Gentz zum Katholicismus zu bekehren. In seiner vom Ostersonntag 1818 datirten Antwort auf diesen Brief schreibt Pilat unter anderem: „So unbegreiflich Ihnen meine Bekehrungsgeschichte zuweilen vorkömmt, so und nicht wunderbarer wird es Ihnen vorkommen, wenn Sie durch Gottes Gnade einst auf demselben Wege sein werden."

**) Die Bibel.

In dieser Stelle fand ich einen Abgrund von Gefühl und Wahrheit, und Stoff zu einer Ewigkeit von Gedanken; sie umfaßt wirklich den ganzen ungeheuren Gegensatz des inneren und äußeren Lebens. Das Sonderbare in meinem Schicksale aber ist, daß der Ekel vor der Welt, der sich seit dem Jahre 13 meiner bemächtigt hat, anstatt mich zum inneren Leben, also auch zur Religion zurückzuführen, mich für die innere Welt eben so feindselig stimmte als für die äußere, und daß ich zuletzt in einer gewissen Neutralität der höheren Vernunft, der reinen Vernunft nämlich, meine einzige Zuflucht fand. Seitdem ist auch alle Poesie, alle Rührung, alle Wehmuth, aller Glaube und alle Hoffnung aus meinem Gemüthe verschwunden, und daß ich Ihnen dieses mit einer gewissen Ruhe sagen kann, beweiset Ihnen wenigstens, wie wahr es sein muß. Ich lobe diesen Zustand nicht, auch liebe ich ihn nicht; ich sehe aber die Möglichkeit nicht ab, mich in einen andern zu versetzen. Ich trage ihn wie ein vernünftiger Mensch einen siechen Körper, oder Armuth, oder andere Mängel und Widerwärtigkeiten trägt, gegen die er nun einmal keine Hilfe weiß. Wenn ich ehemals las, was Christus zu der Samariterin sagte: „Wer von diesem Wasser trinket, der wird ewiglich nicht dürsten, sondern es wird ihm ein Bronn werden, der in das ewige Leben quillt", so glaubte ich, früher oder später müsse dieser Brunnen sich wirklich in mir eröffnen. Kann ich dafür, daß es nicht geschehen ist? Und wenn ich dafür könnte, ob ich es mir gleich nicht bewußt bin, kann ich die ganze Vergangenheit mit allen ihren Wirkungen tilgen? Glauben Sie mir, liebster Freund, ich überhebe mich wahrhaftig nicht meiner Weisheit und habe mich von der Religion nicht mit Trotz oder Hochmuth getrennt. Ich habe nicht sie, sie hat mich verlassen; und da mir das Unglück in einer ziemlich hohen Sphäre (wohin mein Verstand mich geführt hatte) begegnet ist, wie soll ich hoffen, sie in irgend einer weniger hohen wieder zu finden?

So steht es eigentlich mit mir. Und so müssen Sie mich heute beurtheilen, wenn Sie Sich nicht in mir irren wollen.

Für Ihre gute und redliche Meinung sage ich Ihnen übrigens den herzlichsten Dank.

13.

Schlan, Montag 13. Juli 1818, Abends 9 Uhr.

Ich wollte diese Nacht bei Graf Clam-Martinitz in Schmetzna zubringen. Ich höre aber soeben, daß ich noch eine Stunde auf Feldwegen zu fahren haben würde. Da es nun sehr finster ist und sehr regnet, so gebe ich die Fahrt auf, bleibe die Nacht in Schlan und werde morgen Früh dem Grafen Clam auf eine halbe Stunde meinen Besuch machen.

Mein Verbrechen ist eigentlich, daß es mir heute bei den Königsmördern*) gar zu gut gefallen hat und daß ich deßhalb, statt um 3 Uhr, erst um halb 5 Uhr von Prag abgereist bin. Fouché hatte mich zu einem Déjeuner um 12 Uhr eingeladen und setzte mir unter dieser Firma eines der exquisitesten Diners vor, die ich seit langer Zeit gemacht habe. Bei diesem Diner waren seine Frau und eine 17jährige Tochter aus erster Ehe — zwei göttliche Geschöpfe — gegenwärtig, auch seine zwei Söhne. Auch er, der Königsmörder, obgleich nicht so interessant als gestern, sagte eine Menge guter und verständiger Sachen (neben einiger Radotage), und es fehlt mir nur die Dreistigkeit Humboldt's, um ihn für „einen der besten Menschen" zu erklären. Lord Stanhope versicherte mich vor zwei Jahren in Gastein, „Fouché sei gar nicht der Revolutions- und Lyon-Fouché, und blos die Bosheit der Ultras gebe ihn für diesen aus; der Herzog von Otranto sei ein durchaus unbescholtener, vortrefflicher Mann!" Seitdem ich die Frau kenne, bin ich nicht abgeneigt, mich künftig zu eben dieser Lehre zu bekennen. — Die ganze Familie wird im August Wien passiren, um sich in Linz niederzulassen. Die hiesigen Aristokraten haben sich nicht entschließen können sie zu sehen, und erst vor acht Tagen hat der Oberstburggraf sie zum ersten Male zu Tische geladen. Fouché selbst sagt: „Je m'en vais d'ici parceque je n'ai pas voulu brusquer des préventions de société; quand on a eu le malheur de jouer un grand rôle dans le monde, il faut se faire à des inconvéniens pareils. Les habitans de ce pays sont si estimables, qu'on peut bien leur pardonner quelque faiblesse."

Von Carlsbad aus das Weitere.

*) Fouché.

14.

Carlsbad, 1. August 1818.

Gestern hat die Catalani um 1 Uhr bei Fürst Metternich Probe gehalten, nach dem Essen bei Byron gesungen und Abends 9 Uhr wieder bei Fürst Metternich. Die Straße war mit Menschen bedeckt, welche von ihrer herrlichen Stimme bei einem stillen Abend und offenem Fenster so gut profitirten, als die etwa 40 oder 50 Personen, die im Zimmer waren. Goethe, der bisher ganz stumm gewesen war, thaute bei dieser Gelegenheit auf und ließ seinem Entzücken freien Lauf. — Mit Adam Müller habe ich einige sehr gute Tage verlebt. Er war bis auf die letzte Zeit vortrefflich gestimmt, heiter, gesprächig, tolerant, biegsam, mit mir zufrieden, zu allem was ich ihm vorschlug bereit, gefiel auch andern, in so ferne man in diesem Gewühle auf einzelne Menschen Achtung gibt, sehr wohl, und wurde von dem Fürsten aufs Liebenswürdigste behandelt. Gerade am Tage vor seiner Abreise war ich mit ihm in große philosophisch-religiöse Gespräche gerathen, die ich gerne etwas weiter fortgesponnen hätte.

Capodistria ist ausgeblieben. Ueberhaupt war wohl nichts weniger politisch als der diesjährige séjour in Carlsbad. Wer hier Geheimnisse hätte wittern wollen, der müßte eine feine Nase gehabt haben. Von der Verehrung, welche die Preußen, die älteren und bedeutenderen nämlich, allem was Oesterreich angeht, unserer ganzen Stellung, unserem Systeme, unseren Maßregeln, unserer Sprache u. s. w. widmen, könnte ich Ihnen einen langen Brief schreiben. Die Persönlichkeit des Fürsten Metternich und sein ebenso liebenswürdiges als klug berechnetes Benehmen hat sie nun vollends bezaubert. Von dieser Seite ist Carlsbad ein für uns höchst nützlicher Ort.

15.

Carlsbad, 6. August 1818.

Soeben war eine recht interessante Scene beim Fürsten Josef Schwarzenberg, wo wir in zahlreicher Gesellschaft zu Mittag gegessen hatten. Die Gräfin B*** sang außerordentlich schön und entzückte uns alle, als die Thüre sich öffnete und die Catalani hereintrat. Die Gräfin wollte nun durchaus nicht weitersingen; die Catalani bestand darauf mit recht liebenswürdiger Manier. Es ging also vorwärts; die schöne Gräfin gewann ihre Zuhörer immer mehr und mehr; unter andern war Goethe gegenwärtig und ganz hingerissen. Er sagte das erste hübsche Wort, seitdem er in Carlsbad ist: „Wir sind diesen Tönen näher verwandt, es ist das deutsche Herz, das uns entgegen klingt.“ Die Gräfin, selbst gerührt durch den Eindruck, den sie machte, sang nun bezaubernd, und stimmte endlich — von ihrem Manne auf dem Clavier begleitet: „Kennst Du das Land — —“ an. Die ganze Gesellschaft wurde lebhaft ergriffen; Goethe hatte Thränen in den Augen. Jetzt begann die Catalani sich unheimlich zu fühlen; sie wurde blaß und behauptete, es werde ihr übel. Der scheußliche B*** schnitt furchtbare Gesichter. Auf einmal lenkte sich nun das Interesse auf ihre Seite, obgleich eine unverkennbare Anwandlung von Eifersucht der Grund ihres Leidens war. Die Gräfin — von allen Herren und Damen unterstützt (nur der Feldmarschall, Goethe und ich blieben neutral) bestimmte sie, ihre Stimme zu erheben. Sie sang eine italienische Romanze, aber schwach, fast schüchtern und höchst bewegt. Dieser wahrhaft interessante Auftritt schloß mit einem schlechten Possenspiel, welches mich lebhaft an ein gewisses Diner bei D*** erinnerte, und ich bitte Sie deshalb, diesen Brief der Frau von W*** in extenso mitzutheilen.

16.

Baireuth, 31. August 1818.

Ich fuhr vor 6 Uhr von Franzensbad ab und wähnte vor Nacht nach Bamberg kommen zu können. Aber die erste Post ist so lang und so schlecht, daß ich erst etwas vor 6 Uhr Abends hier ankam. Die Ankunft des Fürsten in Baireuth ist in hiesiger Zeitung auf folgende, ihrer Correctheit wegen merkwürdige Art angezeigt: „Gestern 30. Aug. Abends traf S. D. der Fürst Metternich in Begleitung des Herrn Hofrathes (!) Baron von Siebel, des Herrn Wirthschaftsrathes von Schwabenthal (!!), Herrn Dr. von Staudenheimer, Herrn Secretär von Berger (???) mit zahlreicher Dienerschaft ꝛc. ꝛc. ꝛc. hier ein.“ Der Fürst hatte eigentlich Niemanden als Staudenheimer bei sich; Swoboda war vermuthlich vorausgefahren, um die Pferde zu bestellen, und der junge Siewers war zurückgeblieben; wer der Herr von Berger sein soll, läßt sich nicht errathen.

Gleich darauf erzählt bemeldete Zeitung: Blücher habe von Carlsbad weggetragen werden müssen! Wie falsch dies ist, werden Sie aus meinem letzten Carlsbader Briefe *) zu beurtheilen wissen. Der alte Haudegen ist eigentlich gar nicht so krank, als er vorgibt, oder besser sich einbildet. Sein erstes Wort ist immer: „Sehr elend, sehr elend.“ Gleich darauf aber spricht er Ihnen halbe Stunden lang, wie ein Kutschpferd, und sagt mitunter unglaubliche Dinge. Er hat mich köstlich divertirt. Der letzte Auftrag, den er mir gab, war wörtlich folgender: „Sagen Sie doch Metternich, ich bäte ihm inständigst, er möchte je eher je lieber dem infamen Turnwesen ein Ende machen.“ Aeußerst spaßhaft war auch unter anderem, daß er bei Tische, Stewart und allen Engländern gegenüber (die sämmtlich deutsch sprechen konnten) verschiedene seiner Erzählungen so anfing: „Als ich die Bataille von Belle Alliance gewonnen hatte ꝛc. ꝛc. ꝛc.“ Seine Leidenschaft für die Karten ist immer dieselbe; er spielt wenigstens acht Stunden jeden Tag, Whist, Piquet, Quinze, alles durch einander, wenn er nur Karten findet! Er hat ein höchst kluges Gesicht,

*) Fehlt leider.

und über einem fürchterlich dicken weißen Schnurbart sehr lebhafte und sehr angenehme Augen. Er hat mir überhaupt ungleich besser gefallen, als ich ihn mir je vorgestellt hatte. Selbst seine unverkennbare Eitelkeit und Ruhmredigkeit hat etwas Naives und Belustigendes; und die Verwegenheit, mit welcher er urtheilt, schilt und schimpft, macht seine Gespräche, trotz des allergemeinsten Berliner oder Pommerschen Dialektes, ganz besonders pikant. Ihn mit Stewart, den er nun über alles liebt, zusammen zu sehen und sprechen zu hören, ist ein wirkliches Fest.

Ich habe hier auch den Beobachter vom 25. gefunden, in welchem mich die energische Widerlegung der Lüge wegen des kleinen Napoleon sehr gefreut hat.

Morgen früh um 5 Uhr gehe ich weiter und werde nun wohl vor Frankfurt nichts an Sie gelangen lassen.

17.

Aachen, 29. September 1818.

Die öffentliche Stimme in allen Rheinländern ist für die alte Ordnung der Dinge und der allgemeine Enthusiasmus für den Kaiser Franz, weil man in ihm den Repräsentanten dieser alten Ordnung sieht. Alles andere ist Wahn, Wind, Zeitungslüge und Manöver einer gewissen Anzahl von unruhigen Köpfen und unruhigen Schriftstellern. Es ist völlig erlogen, daß man die preußische Regierung deshalb haßt, weil sie noch keine Verfassung eingeführt hat. Die unermeßliche Mehrzahl denkt gar nicht daran. Man ist ihr allerdings nicht hold und zeigt es unverhohlen, aber aus ganz andern Gründen! — Unser Kaiser hat sich diesen Nachmittag mit dem Könige und Prinz Karl von Preußen in den Dom verfügt. Es soll eine merkwürdige und rührende Scene gewesen sein, wie der Kaiser sich gleich beim Eintritt in einen Betstuhl geworfen und seine Andacht verrichtet hat, während der König und sein Sohn (heutige Souverains der Stadt!) von Ferne stehend Zuschauer waren. — Die Conferenzen werden um 10 Uhr Vormittags bei Fürst Hardenberg gehalten. — In Madrid ist das ganze Mini-

sterium an einem Tage fortgejagt worden, und zwar so schnell, daß Mad. Pizarro, die eben in Kindsnöthen war, nicht einmal die Erlaubniß erhielt so lange zu bleiben, bis sie entbunden war. Bei einer solchen Regierung verlohnt es sich kaum der Mühe, nach den Ursachen dieser Katastrophen zu forschen.

18.

Aachen, 14. October 1818.

Seit der Unterzeichnung der Convention vom 9. hat eigentlich erst die Verhandlung der großen politischen Fragen angefangen, und ich bin daher in den letztverflossenen Tagen in immerwährender Agitation gewesen. Ich stehe jeden Morgen um halb 7 Uhr auf, gehe um 9 Uhr zu Fürst Metternich, dann um 10 oder 11 Uhr mit ihm in die Conferenz, die jetzt selten vor 2, oft erst nach 3 Uhr endigt. Die Stunden von 6 bis 9 oder 10 Uhr sind regelmäßig der Arbeit gewidmet. Doch kann ich nicht umhin, immer einige Besuche anzunehmen, da denn doch so viele hier anwesende Personen ein gar zu großes Interesse für mich haben. Um 10 Uhr fahre ich aus, entweder zu Lady Castlereagh, oder, wie in den letzten Tagen 3 Abende hinter einander zu den Russen, wo ich dann mit Capodistria, Pozzo und Nesselrode lebhafter und ernster disputire, als es je in der Ministerial-Conferenz geschehen kann. Merkwürdigere Abende gibt es (für Jemanden, der die öffentlichen Angelegenheiten liebt) gewiß heute in der Welt nicht; das kann ich behaupten. Um $^1/_2$1 oder 1 Uhr gehe ich zu Bette und mit Schlag 6 erwache ich. Es gibt freilich Augenblicke, wo ich mich von diesen immerwährenden Anstrengungen angegriffen fühle; aber meine Gott Lob sehr befestigte Gesundheit, das lebhafte Interesse, welches ich am Gange der Sache nehme, meine eigene, wirklich höchst ehrenvolle Stellung in diesen großen Geschäften, an denen ich diesmal einen weit directeren Antheil habe, als bei irgend einer früheren Gelegenheit, mein angenehmes Verhältniß zu den sämmtlichen Ministern, manche andere Umstände, welche ich hier nicht einmal andeuten kann — die Sie aber zu seiner Zeit alle wissen sollen, — endlich das fabelhaft schöne Wetter, das uns gar nicht verläßt — alles

und über einem fürchterlich dicken weißen Schnurbart sehr lebhafte und sehr angenehme Augen. Er hat mir überhaupt ungleich besser gefallen, als ich ihn mir je vorgestellt hatte. Selbst seine unverkennbare Eitelkeit und Ruhmredigkeit hat etwas Naives und Belustigendes; und die Verwegenheit, mit welcher er urtheilt, schilt und schimpft, macht seine Gespräche, trotz des allergemeinsten Berliner oder Pommerschen Dialektes, ganz besonders pikant. Ihn mit Stewart, den er nun über alles liebt, zusammen zu sehen und sprechen zu hören, ist ein wirkliches Fest.

Ich habe hier auch den Beobachter vom 25. gefunden, in welchem mich die energische Widerlegung der Lüge wegen des kleinen Napoleon sehr gefreut hat.

Morgen früh um 5 Uhr gehe ich weiter und werde nun wohl vor Frankfurt nichts an Sie gelangen lassen.

17.

Aachen, 29. September 1818.

Die öffentliche Stimme in allen Rheinländern ist für die alte Ordnung der Dinge und der allgemeine Enthusiasmus für den Kaiser Franz, weil man in ihm den Repräsentanten dieser alten Ordnung sieht. Alles andere ist Wahn, Wind, Zeitungslüge und Manöver einer gewissen Anzahl von unruhigen Köpfen und unruhigen Schriftstellern. Es ist völlig erlogen, daß man die preußische Regierung deshalb haßt, weil sie noch keine Verfassung eingeführt hat. Die unermeßliche Mehrzahl denkt gar nicht daran. Man ist ihr allerdings nicht hold und zeigt es unverhohlen, aber aus ganz andern Gründen! — Unser Kaiser hat sich diesen Nachmittag mit dem Könige und Prinz Karl von Preußen in den Dom verfügt. Es soll eine merkwürdige und rührende Scene gewesen sein, wie der Kaiser sich gleich beim Eintritt in einen Betstuhl geworfen und seine Andacht verrichtet hat, während der König und sein Sohn (heutige Souverains der Stadt!) von Ferne stehend Zuschauer waren. — Die Conferenzen werden um 10 Uhr Vormittags bei Fürst Hardenberg gehalten. — In Madrid ist das ganze Mini-

sterium an einem Tage fortgejagt worden, und zwar so schnell, daß Mad. Pizarro, die eben in Kindsnöthen war, nicht einmal die Erlaubniß erhielt so lange zu bleiben, bis sie entbunden war. Bei einer solchen Regierung verlohnt es sich kaum der Mühe, nach den Ursachen dieser Katastrophen zu forschen.

18.

Aachen, 14. October 1818.

Seit der Unterzeichnung der Convention vom 9. hat eigentlich erst die Verhandlung der großen politischen Fragen angefangen, und ich bin daher in den letztverflossenen Tagen in immerwährender Agitation gewesen. Ich stehe jeden Morgen um halb 7 Uhr auf, gehe um 9 Uhr zu Fürst Metternich, dann um 10 oder 11 Uhr mit ihm in die Conferenz, die jetzt selten vor 2, oft erst nach 3 Uhr endigt. Die Stunden von 6 bis 9 oder 10 Uhr sind regelmäßig der Arbeit gewidmet. Doch kann ich nicht umhin, immer einige Besuche anzunehmen, da denn doch so viele hier anwesende Personen ein gar zu großes Interesse für mich haben. Um 10 Uhr fahre ich aus, entweder zu Lady Castlereagh, oder, wie in den letzten Tagen 3 Abende hinter einander zu den Russen, wo ich dann mit Capodistria, Pozzo und Nesselrode lebhafter und ernster disputire, als es je in der Ministerial-Conferenz geschehen kann. Merkwürdigere Abende gibt es (für Jemanden, der die öffentlichen Angelegenheiten liebt) gewiß heute in der Welt nicht; das kann ich behaupten. Um ½1 oder 1 Uhr gehe ich zu Bette und mit Schlag 6 erwache ich. Es gibt freilich Augenblicke, wo ich mich von diesen immerwährenden Anstrengungen angegriffen fühle; aber meine Gott Lob sehr befestigte Gesundheit, das lebhafte Interesse, welches ich am Gange der Sache nehme, meine eigene, wirklich höchst ehrenvolle Stellung in diesen großen Geschäften, an denen ich diesmal einen weit directeren Antheil habe, als bei irgend einer früheren Gelegenheit, mein angenehmes Verhältniß zu den sämmtlichen Ministern, manche andere Umstände, welche ich hier nicht einmal andeuten kann — die Sie aber zu seiner Zeit alle wissen sollen, — endlich das fabelhaft schöne Wetter, das uns gar nicht verläßt — alles

hebt und stimmt mich auf's glücklichste, und wenn mir nicht etwa aliquem infandum casum fortuna minatur, wenn alles so bleibt wie es jetzt aussieht, so muß ich diesen Zeitpunkt unter die schönsten meines Lebens rechnen. — Die englischen Zeitungen werden gar nicht müde von Pozzo di Borgo zu sprechen. Man sollte glauben er wäre die Angel, um welche Europa sich dreht. Wie doch alles so ganz anders erscheint, wenn man die großen Verhältnisse der Welt in der Nähe sieht! Pozzo ist unstreitig ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten und recht eigentlich ein Genie. Aber der Rockschoß von Capodistria hat mehr Einfluß als er. Gegen mich, der ich mitten unter ihnen lebe, sucht er das auch gar nicht zu verbergen; freilich entschädigt er sich, indem er versichert (und nicht ganz ohne Grund), daß er allein in den drei letzten Jahren Frankreich regiert habe. Er hat es aber nach seinen Ideen und für seine Rechnung, nicht immer im Sinne des Kaisers regiert.

19.

Aachen, 7. November 1818.

Nach dem Empfange Ihrer Briefe durch Dr. Jäger, der am 5., und den Militär-Courier, der am 6. ankam, hatte ich Ihnen gestern einen ziemlich ausführlichen Brief geschrieben. Dieser kann nicht abgehen, weil er einige Stellen enthält, die ich aus seitdem eingetretenen Gründen nicht abgehen lassen konnte, und weil ich nicht die Zeit habe, ihn umzuschreiben. Ich begnüge mich also, Ihnen mit dürftigen Worten einige der Hauptartikel dieses Briefes mehr anzudeuten als zu wiederholen.

Die Wiederbesetzung der Stelle von Hudelist*), für Sie und für die Staatskanzlei freilich sehr wichtig, ist ein uns jetzt so ferner und fremder Gegenstand, daß er noch nicht eine Minute lang unsere Gedanken beschäftigt hat. Ich weiß nur aus einem vorübergehenden Worte, daß vor der Rückkehr des Fürsten nach Wien nichts in der Sache geschehen wird. Sie meinen in Ihrer Unschuld, wir hätten noch Zeit an Hudelist und seinen Nachfolger zu denken? Ich sehe aus allen

*) Kanzleidirector in der Staatskanzlei.

Ihren Briefen, daß Sie von unserer hiesigen Lage, unter anderem auch von der meinigen, nicht die leiseste Ahnung haben müssen. Und wie muß P*** sich die Sache denken, wenn er wähnen kann, ich könnte hier Gelegenheit finden, von seinem Theaterverkauf zu sprechen!! Man würde mich einsperren lassen, und hätte Recht.

Die Geschäfte haben sich in den letzten acht Tagen derart gehäuft, daß man in der That wahre Wunder thun müßte, wenn mit dem 20. alles geendigt sein sollte. Ich weiß wohl, daß der Congreß nicht füglich länger dauern kann; aber wie bis dahin die sämmtlichen Sachen geschlossen werden können, ist mir lange nicht so klar.

In jedem Falle sehen wir uns so bald wieder, daß es jetzt völlig unnütz wäre, Ihnen lange Briefe zu schreiben. Ueberdies wäre es kaum möglich, daß Sie mich recht verständen, und ich will doch tausendmal lieber von Ihnen grausam gescholten werden, als Gelegenheit zu falschen Ansichten geben. Erwarten Sie daher von mir nichts sehr schmackhaftes mehr. Ich habe in der That das letzte Ziel meiner Arbeitsfähigkeit diesmal erreicht und kann nicht weiter. Sie werden vielleicht manches hören, worüber Sie Aufschlüsse dringend wünschten. Folgen Sie meinem freundlichen Rath. Uebereilen Sie Ihr Urtheil über nichts! Wenn Zeit und Stunde kömmt, sollen Sie von allem Rechenschaft erhalten.

Versichern Sie C***, daß die Geschichte von der Versetzung Napoleons an einen anderen Ort die größte Bestialität ist, daß mit keiner Silbe von dergleichen je die Rede war, und daß ich nicht begreife, wie auf einmal Oesterreich dazu kömmt, darüber angeklagt zu werden, da bisher die Lügenblätter immer nur den Kaiser Alexander als Urheber der Motion bezeichnet hatten.

Caraman ist vorgestern Abend (zum zweiten Mal) nach Paris gereiset. Allem Vermuthen nach kömmt er nicht nach Aachen zurück, sondern geht zu Anfang December auf dem kürzesten Wege nach Wien.

Die Engländer haben heute die erschütternde Nachricht erhalten, daß Sir Samuel Remilly sich den Hals mit einem Rasirmesser abgeschnitten hat! Stewart schrieb es mir ganz früh. Sie können denken, wie sehr dieser Vorfall die Minister interessirt. Und dennoch, ob ich gleich nachher von 11 bis 4 Uhr mit Castlereagh und Planta zusammen war, habe ich nicht die Zeit gefunden, auch nur eine Frage dieserhalb

an sie zu stellen. Dieser kleine Zug wird Ihnen anschaulich machen, was es mit unseren hiesigen Geschäften auf sich haben muß, und in wie fern man auswärts berechtigt ist zu glauben, wir gingen hier spazieren. Es ist nun einmal kein Spaß mit einem solchen Congreß der Cabinete; fast jedes hingeworfene Wort dehnt sich zu einer Sache aus, und jede Sache, auch die an und für sich kleine, wird groß, wenn sie vor lauter souverainen Stellen verhandelt wird.

Heute aß unter anderen Stein beim Fürsten. Ich saß neben ihm bei Tische und unterhielt mich sehr gut mit ihm.

Ich schöpfe Luft, da ich eben höre, daß der Courier erst morgen abgeht.

20.

Most confidential.

Ad 7. November 1818 nach Mitternacht.

Diesen Abend habe ich erfahren, daß der Courier, der diesen Brief übernimmt, ein Hauptmann vom Geniecorps ist; une garantie gegen die Schändlichkeit unseres Briefaufmachens. Ich will also meinen Vorsatz gleich wieder brechen und Ihnen aus der Fülle wichtiger Sachen, die ich in meinem Schooße trage, einiges mittheilen, was Ihnen nicht uninteressant sein wird, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß Sie es nicht mißbrauchen werden.

Seit vier oder fünf Tagen sind wir hier in großer Agitation über die ebenso unerwartete als beunruhigende Erscheinung des Falls der französischen Rente und der Stockung in allen Geschäften in Paris. Anstatt wie alle Welt glaubte, auf die Nachricht von der Unterzeichnung des Tractates*) zu steigen, sind die Renten beinahe um 10 Procent gefallen, und werden heute nur durch die äußersten Anstrengungen von einem noch tieferen Falle zurückgehalten. Die Bank hat ihren Escompte auf die Hälfte beschränkt; ein panischer Schrecken hat sich der Börse bemächtigt; die Contrahenten der Anleihe zittern vor der Zukunft. Weil

*) 9. Oktober 1818. Man vergleiche Gervinus II[1]., 275 u. f.

man mit Recht befürchtet, daß die Zahlungen an die auswärtigen Mächte einen heftigen Stoß erleiden könnten, so hat man einen Courier an Baring geschickt, der Morgen hier ankommen muß. Die Sache beschäftigt uns beinahe ebenso als die politischen Unterhandlungen, obgleich mehrere der letzteren schwierig und intricat genug waren und es zum Theil noch sind. Und da ich, wie Sie wohl denken können, in unserer Conferenz ein Haupt-Financier bin — puisque dans le pays des aveugles les borgnes sont Rois — so muß ich mich neben der Unzahl meiner übrigen Geschäfte noch einen großen Theil des Tages mit den Banquiers herumschlagen. Zum Glück ist einer der gesundesten und lichtvollsten Köpfe, der erste Kaufmann der jetzt lebt — David Parish — mein Hauptinterlocuteur.

Diese höchst merkwürdige Erscheinung, von welcher eine allgemeine Erschütterung im ganzen Geld- und Creditwesen von Europa die Folge sein wird, hat, trotz der höllischen Angst, die ich in so vieler Rücksicht mit den Anderen redlich theile, als Begebenheit, als Problem, einen sehr großen Reiz für mich; sie täglich mit den ersten Geschäftsmännern und zugleich mit den ersten Banquiers unserer Zeit besprechen und ergründen zu können, zieht mich so an, daß ich lieber die Nächte hindurch schreibe, um nur einige Stunden des Tages mehr darüber sprechen zu können. Sie wird aber zunächst das Uebel nach sich ziehen, daß sie uns wenigstens eine Woche länger hier aufhalten wird, als sonst vielleicht nöthig gewesen wäre. Gleich nach Baring's Ankunft werden ungeheuere Verhandlungen stattfinden. Wie wir neben diesen die zwölf oder fünfzehn Sachen, die nun einmal beendigt werden *müssen*, zu Stande bringen werden, das weiß Gott. Indessen will der Kaiser von Rußland am 18. nach Brüssel reisen und am 23. zurückkommen, und diesen Tag betrachte ich als den nothwendigen Schluß des Congresses. Von heute bis zu diesem Tage werden wir noch manche große Stürme zu bestehen haben. Die Hauptsache, die Regulirung der Verhältnisse zwischen Frankreich und der ehemaligen Quadrupel-Allianz, sehe ich als vollendet an; denn in Paris so wenig als in London wird man das Product dieser *mühseligen* Arbeit, ob es gleich ganz leicht und klar aussehen wird, umstoßen oder modificiren; aber noch manche andere Sache hängt über unseren Häuptern!

Der Kaiser Alexander ist die eigentlich bedeutende Figur in dem ganzen Gemälde dieses Congresses. Seine unermeßliche Thätigkeit, seine Gewandtheit, seine Klugheit, seine Mäßigung, seine Rechtlichkeit haben selbst denen, die Ihn nicht lieben können, weil Er sie nicht liebt, Beifall und Bewunderung abgerungen. Ich gehöre selbst in diese Classe; er hat ein Vorurtheil gegen mich, welches ich nicht zu überwinden vermag, welches ich natürlich und begreiflich finde. Ich weiß aber, daß er mich achtet; und das ist mir genug. Er verdient der Erste in Europa zu sein, und ist es nun freilich in einem Grade, den man nur auf einem Standpunkte wie der hiesige, und mit den Mitteln, die mir zu Gebote stehen, richtig beurtheilen kann.

Der einzige wahre Genuß, den ich hier habe, besteht in den zwei oder drei Stunden, die ich jeden Abend von 9—10 oder 12 Uhr bei Capodistria und Nesselrode, Pozzo und Richelieu zubringe. Da werden, bei einer Tasse vortrefflichen Thees, alle großen und kleinen Geschäfte von Europa und Amerika mit unbedingter Freimüthigkeit besprochen. Eine solche politische Schule soll man lange vergebens suchen. Da erfahre ich denn auch täglich über den Kaiser eine Menge der interessantesten Anekdoten und unterhalte sogar mit ihm eine Art von Sprachrohr-Correspondenz. Er sagt z. B., und das sehr oft, zu Capodistria: Dites à Gentz telle ou telle chose; worauf ich so als wenn ich mit ihm spräche, antworte: Dites à l'Empereur telle ou telle chose. Diese Soiréen sind das Salz von Aachen für mich; an diese werde ich lange denken, und nicht leicht einen Ersatz dafür finden.

Aus dieser Darstellung meines Ganges werden Sie auch leicht errathen können, wie der Congreß geht. Sie haben jetzt alle Daten zum Urtheil, mit Ausnahme der materiellen, worauf denn doch am Ende nie gar viel in der Welt ankömmt, und sie können sich alle Geheimnisse construiren, obgleich ich Ihnen kein einziges mitgetheilt habe.

Sonntag früh.

Es war wohl etwas Uebermuth, daß ich Ihnen vorige Nacht einen so langen Brief schrieb. Aber eine solche Gelegenheit ergibt sich nicht alle Tage; und von nun an erfolgen nichts als ganz trockene Briefe von mir. Schreiben Sie mir unterdessen nur fort. Der nächste Courier erreicht uns jedenfalls noch hier. In Frankfurt bleibe ich nachher einige Tage. Adieu — jetzt kommen schon wieder alle meine Treiber.

21.

Troppau, den 31. October 1820.

Sie erhalten diesen Brief durch Schweitzer, der in wenig Tagen wieder zu mir zurückkehrt.

Das hiesige Geschäft geht weit langsamer als ich es geglaubt und als ich es gewünscht hätte. Unsere Schuld ist es wahrlich nicht. Der Fürst hat redlich gearbeitet und ist jeden Augenblick zu allem bereit. Aber von allen andern Seiten geht es matt und schleppend. Ich will nichts von den Engländern und Franzosen sagen; vielleicht hätten wir uns mit diesem unnützen Ballast gar nicht beladen sollen. Preußen hat vor der Hand das seinige gethan. Daß der Kanzler ganz herunter ist und Bernstorff das Bett nicht verlassen kann, sind Geißeln, die der Himmel uns schickt, und worüber wir nicht murren dürfen; aber Capodistria ist der eigentliche Knoten. Mit diesem Menschen vorwärts zu kommen, ist mehr als herkulische Arbeit. Bis jetzt war es noch nicht möglich, ihm einen schriftlichen Vortrag abzudrängen. Unterdessen hat er durch seine Gespräche mit dem Fürsten, und durch ein langes merkwürdiges Gespräch mit mir, uns Licht genug gegeben, um ungefähr zu anticipiren, aus welchem Tone seine Musik lauten wird. Morgen oder übermorgen muß er sich erklären. Das wird der entscheidende Moment, der Wendepunkt der ganzen Verhandlung sein.

Man klagt uns bereits von allen Seiten an, daß wir mit der Operation gegen Neapel so lange zögern. Hätte die Sache in 8 oder 14 Tagen durch einen coup de main ausgeführt werden können, so wären wir strafbar, ihn nicht ohne alle Um- und Vorfrage beschlossen zu haben. Dies war physisch unmöglich. Wir mußten in die zweite Periode der neapolitanischen Revolution verfallen, und von dem Augenblick an durften wir nicht mehr vergessen, daß wir nicht allein in Europa sind. Wie nothwendig es war, uns erst mit Rußland völlig zu orientiren, ehe wir eine definitive Partie nahmen, wissen nur die, welche das Innere kennen, und es von hier aus haben betrachten können. Nichts ist leichter als vor der Thür kritisiren und declamiren, wenn man nicht weiß, was in der Stube vorgeht.

Unterdessen versichere ich Ihnen, daß, was Sie mir von dem schlechten Zustand unserer Truppen in Italien schreiben, durchaus grundlos und erlogen ist. Ich habe Privatbriefe von Wallmoden, der wahrhaftig nicht für einen sanguinischen Beobachter gilt, und der auch diesmal mehr als eine Bedenklichkeit sieht. Von der Armee aber schreibt Er: „der Soldat lebt gut, der Offizier kann auch nicht klagen, die Stimmung ist durchgehends erwünscht." — Dies Zeugniß ist in meinen Augen omni exceptione majus! Wie sollten auch in einem so reichen Lande, und da alles gut bezahlt wird, die Truppen Mangel leiden?

In 8 Tagen wird übrigens die ganze neapolitanische Frage entschieden sein, in so weit sie nämlich von den hiesigen Entschlüssen abhängt. Es ist ein schwerer Augenblick. Ich denke oft an meine nächtlichen Promenaden auf der Prager Brücke mit Metternich und Humboldt im Jahre 13, acht Tage vorher ehe wir Napoleon den Krieg ankündigten. Wie oft war mir und selbst den andern beiden Herren schwül zu Muthe, wenn wir in die Zukunft sahen! Und doch lief alles über unsere kühnsten Wünsche hinaus gut ab.

Die Vorfälle in Darmstadt gehören unter die bedeutungsvollsten unserer Zeit. Ich habe vorgestern einen zwölf Bogen starken Bericht von O*** darüber gelesen, nach welchem G*** und seine Freunde nicht bloß Schwächlinge, sondern viel mehr als das sein müßten. H***, weniger leidenschaftlich als O***, aber doch diesmal höchst erbittert, spricht nicht viel besser von ihnen *).

Die hiesigen Conferenzen haben das Eigenthümliche, daß anstatt eines Protokolls, ein Journal darüber geführt, und daß dieses von mir allein unterzeichnet wird. Behalten Sie diesen Umstand, wenn er nicht sonst verlautet, für Sich. Irre ich mich, oder ist es wahr, daß noch von keiner Cabinets-Versammlung so wenig als von der hiesigen in's Publicum gedrungen ist?

Leben Sie wohl und fahren Sie fort mir so regelmäßig wie bisher zu schreiben.

*) Bezieht sich auf die Vorgänge des 14. October und der nächsten Tage, in Folge der von der Regierung den Ständen gemachten Concessionen. Gervinus, Gesch. II²., S. 668.

22.

Troppau, den 13. November 1820.

Das französische Cabinet geht etwas besser, und Preußen vortrefflich. Aber, wie ich Ihnen längst gesagt habe, nur Rußland und Oesterreich sind noch Mächte. Mir wären auch beide genug; sie müßten aber thun wollen, was ich wünsche, und wovon ich, wie einst Lord Mansfield im Parlament, sage: das verschließe ich in meine Brust, und es soll mit mir zu Grabe gehen.

Persönlich hat mich kein Congreß noch so wenig angegriffen als dieser, ob ich gleich sehr viel zu thun habe, und alles durch meine Hände geht. Der Fürst hat mich noch zu keiner Zeit mit unbedingterem Vertrauen behandelt; ich kenne seine verborgensten Gedanken. Er aber ist verantwortlich, nicht ich. Mein System kömmt nicht zur Sprache, und kann auch nicht zur Sprache kommen. Alles andere sehe ich mit einer gewissen Gelassenheit an, und war daher nie besser im Stande, das pro und contra jeder Frage mit unbefangenem Geiste und ruhigem Gemüthe zu prüfen. Die ganze große Scene wird, so zu sagen, vor und neben mir gespielt. Ich interessire mich für kein Resultat lebhaft, zittere aber auch vor keinem. Ich meine etwas Anderes; was auf den hier betretenen Wegen geschieht oder nicht geschieht, achte ich nur in so ferne, als es das Schicksal der Monarchie (die aber in keinem Falle zu Grunde gehen wird) doch immer berührt; meinem inneren Gange bleibt es fremd. Man kann in keiner besseren Stimmung sein, um eine untergeordnete Rolle in so großen Geschäften zu spielen. Auch habe ich fast nie mit größerer Leichtigkeit und Schnelligkeit gearbeitet als diesmal. Ein Artikel in der Schluß-Acte der deutschen Conferenzen hat mir oft mehr zu schaffen gemacht, als hier ein Mémoire von drei oder vier Bogen.

23.

Troppau, 22. November 1820.

Die Gesinnungen sind von allen Seiten gut und löblich; aber es paßt nichts in einander. Das Ganze ist eine verworrene Maschine, in welcher keine leitende Hand durchgreift. Einer wird durch den Andern gelähmt. Man spricht und schreibt besonders viel zu viel. In einem so wüsten Chaos kann kein großer Gedanke zur Reife kommen.

Sie haben vollkommen Recht, daß die Lancastrischen Schulen dem Scandal in Rußland nicht fremd sind*). Und was Sie sehr freuen wird, ist, daß der Kaiser Alexander selbst dies vermuthet, und daß es darüber zwischen ihm und unserem Kaiser zu Erklärungen gekommen ist. Ich werde Ihnen über diese sehr wichtige Sache, sowie über andere, die damit zusammenhängen, mündlich viele Aufschlüsse geben, worüber Sie erstaunen werden. Ich bitte Sie für's erste aber flehentlich, mit keinem Menschen darüber zu sprechen. Wir sind Gott Lob auf einem guten Wege. Der Kaiser Alexander ist in Dispositionen, die uns vor Kurzem noch fabelhaft geschienen hätten. Aber ein unvorsichtiges Wort kann alles rückgängig machen, denn die Feinde wachen, und jede Rückkehr zum Guten von dieser Seite her setzt sie in solchen Schrecken, daß sie Alles aufbieten um uns entgegen zu wirken. Lassen Sie (pour mieux jouer notre jeu) immer fort auf die Lancaster-Schulen, die Bibel-Gesellschaften und alle ähnliche Unternehmungen, ja selbst auf den Kaiser Alexander, der sie zu seinem eigenen Verderben begünstigt, nach Herzenslust zuschimpfen, damit nur keiner ahne, daß wir vielleicht, wenn Gott uns beisteht, diesem Allen einen Todesstoß bereiten. So viel ist gewiß; wenn ich 24 Stunden lang Minister in Oesterreich wäre — aber mit dem unbedingten Vertrauen, welches uns Alexander schenkt — Sie würden außerordentliche Dinge erleben. Der Kaiser Alexander ist auf dem Wege, der wahre Retter der Welt zu werden. Doch zweifle ich stark, daß man ihn je ans Ziel gelangen lasse, sollte man auch das Aeußerste gegen ihn versuchen. Sapienti sat!

*) Bezieht sich auf die nach Lancaster's und Bell's System eingerichteten Volksschulen und die in Rußland vorgekommenen Unordnungen.

24.

Troppau, 2. December 1820.

Was ist Duller, was ist La Mennais, was sind (außer Bonald) alle Schriftsteller unserer Zeit, gegen Maistre! Das Buch Du Pape*) ist, nach meinem Gefühle, das erhabenste und wichtigste seit einem halben Jahrhundert erschienene. Sie haben es nicht gelesen; wie könnten Sie sonst davon schweigen? Folgen Sie meinem Rath: lesen Sie es nicht à bâton rompu, nicht unter dem Lärm und den Zerstreuungen, von welchen Sie stets umringt sind, sondern heben Sie diese Lectüre auf bis zu einem Zeitpunkte anhaltender Ruhe und Concentrirung Ihrer Gedanken. Ihre sogenannten Freunde kennen es sicher, aber keiner sagt ein Wort davon. Solche Speise ist allen diesen lauen, kritischen Seelen zu stark. Mich hat es mehr als eine schlaflose Nacht gekostet; aber welchen Genuß habe ich damit erkauft! So viel Tiefsinn, mit einer so erstaunungswürdigen Gelehrsamkeit, mit einem politischen Blick, wie kein Montesquieu ihn je gehabt, einer Burke'schen Beredsamkeit, einer zuweilen an hohe Poesie grenzenden Begeisterung, dabei noch alle weltlichen Talente, eine Geschicklichkeit, eine Zartheit, eine Schonung der Personen, indem man ihre Lehren und Meinungen in den Staub tritt, eine ungeheuere Weltkenntniß — und das alles für solche Resultate, für eine solche Sache! Nein, jetzt glaube ich steif und fest, daß die Kirche nie untergehen wird. Wenn auch nur in jedem Jahrhundert einmal ein solcher Stern ihr leuchtet, so muß sie nicht nur bestehen, sondern siegen. Das Buch hat einige schwache Seiten! Ich sage es, damit meine Bewunderung nicht blind erscheine; aber sie verlieren sich wie Flecken in der Sonne. Andere mögen vor Maistre gewußt, gefühlt haben, was der Papst ist; aber gesagt hat es noch nie ein Schriftsteller, wie er. Dies außerordentliche Buch, wovon das elende Geschlecht unserer Zeit kaum Notiz nimmt, ist die Frucht eines halben Lebens. Der Autor**), ein jetzt mehr

*) Lyon 1819.

**) Eine zeitlang sardinischer Gesandter in Petersburg, starb als Minister in Turin den 25. Februar 1821.

als 70jähriger Mann, hat offenbar zwanzig Jahre daran gearbeitet. Man sollte ihm in einer der großen Kirchen in Rom ein Denkmal errichten. Alle Könige sollten sich nach ihm drängen; und doch hat er von seinem Hofe, nachdem er sein ganzes Vermögen (zuletzt noch in dem Gesandtschaftsposten in Petersburg) zugesetzt hatte, nur mit harter Noth den Titel als Minister, und so viel, daß er in Turin sehr eingeschränkt leben kann, erhalten. Nie aber hat ein Mensch größeres Recht gehabt, seinen Kindern zu sagen:

Disce, puer, virtutem ex me, verumque laborem,
Fortunam ex aliis!

Welch ein Mann! Und wie wenige seiner Zeitgenossen wissen nur, daß er unter ihnen lebt! Pradt ist zehnmal berühmter als Maistre!

25.

Mürzhofen, 8. Jänner 1821.

Gestern habe ich mit vielem Vergnügen die Schrift de Pradt's gelesen *). Ich halte sie für die beste, die er seit langer Zeit zu Markte getragen hat. Auch ist sie, mit wenigen Restrictionen, durchaus wahr, selbst das was er von mir sagt mit einbegriffen. Denn ob mich gleich nicht le coffre fort de Pitt — den ich erst 10 Jahre nach meinem Eintritt in die schriftstellerische Laufbahn kennen lernte — sondern mein Schicksal und mein Genius zu dieser Art von Thätigkeit führte, so ist es doch ganz gegründet, daß Schriftsteller, die sich den Zeitbegebenheiten widmen, und vollends im Sinne der bestehenden Macht und für eine sinkende Macht, auf bleibenden Ruhm keine Rechnung machen können. Sie theilen, im letzten Falle, und wenn sie sich zu einer gewissen Höhe erhoben, das Loos ausgezeichneter Geschäftsmänner, die man ja ebenfalls 50 Jahre nach ihrem Tode kaum noch dem Namen nach kennt. Dies hat mich Pradt nicht zu lehren gebraucht; und in sofern als er und ich nach 50 Jahren noch genannt werden, hoffe ich wenigstens mit mehr Achtung in irgend einem Winkel der Annalen der Zeit genannt zu werden. Pradt treibt übrigens seine

*) De la Belgique depuis 1789 jusqu'en 1794. Paris 1820.

an sich richtige Bemerkung offenbar zu weit, wenn er sagt, heute wisse schon Niemand mehr, wer Van-der-Noth und Vonk gewesen sei; wenn es so ginge, würden ja nach 100 Jahren nur noch Bonaparte, Wellington und wenige vom ersten Range in der Geschichte figuriren. Ich denke zu meinem Trost mit Schiller: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Die Entwickelung der Ursachen, welche den Verlust der Niederlande und alles daraus entsprungene Unglück herbeigeführt haben, ist vollkommen treu, und von manchen Seiten (auch für den, der die Menschen und Thaten schon kannte) sehr anziehend. Der Graf Mercy und besonders Prinz August *) sind nach dem Leben gemalt. Der letztere (den ich viele Jahre lang sehr genau zu beobachten Gelegenheit gehabt, nachdem seine Rolle ausgespielt war) ist unstreitig einer der Menschen unserer Tage, die das meiste Böse gestiftet haben, und zwar weniger aus Ehrgeiz, ob er gleich dessen eine gute Dosis hat, als aus dem Dünkel falscher Weisheit und Aufklärung. Es gehört übrigens die cynische Unverschämtheit des Pradt dazu, ihn so wie hier geschehen zur Schau zu stellen, da der Prinz August noch lebt, und sich, so viel ich weiß, in Paris aufhält.

26.

Confidential.

Laibach, den 11. Januar 1821, Abends um 5 Uhr.

Ich wollte meine heutige Expedition, wie Sie aus beiliegendem Briefe sehen werden **), theilen, finde es aber klüger, das Ganze dem englischen Courier zu übergeben, der gewiß schneller gehen wird als unsere Cabinets-Staffete. Durch letztere habe ich Ihnen daher blos pro forma ein paar Zeilen geschrieben.

Unsere Sache war, als ich hier ankam, auf einem sehr guten Wege. Der Plan, den man befolgen wollte, war einfach, klug und entscheidend. Der König von Neapel sollte seinem Sohne schreiben:

*) Prinz August von Aremberg.

**) Fehlt.

er habe sich gleich bei seinen ersten Gesprächen mit den Souverains überzeugt, daß hier von Unterhandlungen keine Rede sein könnte; der Entschluß der Souverains sei unerschütterlich: entweder unmittelbare gänzliche Auflösung der revolutionären Verfassung — oder Krieg. Im Fall man sich unterwürfe, hielten die Souverains nichts desto weniger für durchaus nothwendig, daß eine Occupations-Armee, nur gegen die Bösen und Rebellen handelnd, alle Guten und alle Ordnung beschützend, in's Königreich einrücke. Dies berichte der König seinem Sohn als Thatsache, ohne sich irgend ein Urtheil darüber zu erlauben; der Prinz möge nun sein Aeußerstes thun, um das Land vor dem Kriege zu retten. In Betreff der Anordnungen für die Zukunft seien die Souverains geneigt, dem Könige alles zu überlassen; in nähere Erklärungen über diesen Punkt einzugehen, sei noch nicht an der Zeit. Diesen Brief des Königs sollte eine Instruction an unsere Geschäftsträger in Neapel begleiten, die einzig und allein das in dem Brief Gesagte zu bestätigen bestimmt war.

Sie sehen, daß bei diesem Gange alle die Klippen, welche die persönliche Stellung des Königs so ungeheuer compromittiren, ganz umgangen werden. Er spricht nicht von der Constitution von Spanien; er spricht nicht von seinen Engagements; er erzählt blos, was die Cabinete ihm erklärt haben; und ohne irgend eine andere Frage zu berühren, gibt er blos an, was (nach dem unwandelbaren Willen der Souverains) geschehen müsse, um dem Kriege zu entgehen. Gleich am Tage nach meiner Ankunft hatte ich 4 Stunden mit Ruffo insgeheim gearbeitet, um diesen Brief mit möglichster Vorsicht und Klugheit zu schmieden.

Le génie du mal ne dormait pas. — Capodistrias hat einen andern Plan ausgedacht, nach welchem zwischen den Cabineten und dem König von Neapel eine verabredete, simulirte Correspondenz eröffnet werden, und aus dieser erst der Brief des Königs (den Er übrigens zu redigiren sich vorbehielt) hervorgehen sollte. Zugleich wollte er eigene Minister nach Neapel schicken, unter dem Vorwande, dem Schritte des Königs mehr Kraft zu geben, in der That blos, um dort mit allen Parteien zu cabaliren. Mit diesem unglücklichen Plane werden wir nun seit Sonnabend auf eine Art gemartert und gegeißelt, die alle

Drangsale von Troppau weit hinter sich läßt. Jeden Abend haben wir eine Conferenz von 3 bis 4 Stunden (der Metternich, Bernstorff, Nesselrode, Capodistrias, Pozzo, Ruffo, Vincent und ich beiwohnen), blos um leeres Stroh zu dreschen, und die größten Abgeschmacktheiten zu bekämpfen. Capodistrias hat die ganze simulirte Correspondenz redigirt, und unser trauriges Geschäft ist es nun, dieses Werk des Unsinns Schritt vor Schritt anzugreifen. Er ist allein seiner Meinung; seine beiden Collegen schweigen, oder vertheidigen ihn höchstens par courtoisie; alle Uebrigen sprechen ihren Tadel, ihren Widerwillen aus. Der Kaiser, wenn er mit unserem Kaiser oder mit dem Fürsten spricht, ist allemal unserer Meinung, kann kaum erwarten, daß die Truppen sich in Marsch setzen u. s. w. Nichts desto weniger geht Capodistrias seinen Gang; und, obgleich jetzt schon ganz überzeugt, daß er nachgeben muß, wehrt er sich wenigstens bis auf's letzte, und gestern Abend war eine Conferenz, worin er uns mit vielem Unmuth, um nicht zu sagen, mit vieler Grobheit erklärte, „man könne nun thun, was man wolle; er habe sein Gewissen decken müssen und werde für seine Person nie aufhören gegen unsern Gang zu protestiren, wenn auch sein Kaiser, wie er wohl voraussehe, ihn genehmigen sollte".

Der Hauptknoten der Discussion ist folgender. Ob wir gleich alle, sammt und sonders, die Idee einer so elenden und so unnützen Komödie, als diese concertirte Correspondenz, überhaupt mißbilligen, so würde man zuletzt des Friedens wegen sie mit einigen und 50 Amendements, die ich in den Redactionen vorgeschlagen habe, passiren lassen. Aber Capodistrias hat sich darauf gesetzt, daß weder in den Correspondenz-Piecen, noch in dem Briefe des Königs von der Occupations-Armee die Rede sein soll; es soll blos heißen: Unterwerfung oder Krieg! Und wenn jene antworten: Unterwerfung — dann erst, also etwa 8 Tage später!! soll der König ihnen ankündigen, daß er mit einer Occupations-Armee komme — obgleich Niemand in Neapel ignorirt, daß dies eine der ersten in Troppau und hier ausgesprochenen Bedingungen ist, auch der trotz der eventuellen Unterwerfung fortdauernde Marsch unserer Truppen (denn hiergegen wagt er nicht zu sprechen) die Sache vor ganz Italien in's Klare setzen muß. Diese zweite Form — noch unsinniger und unwürdiger als die erste — ver-

ficht er mit einer Hartnäckigkeit, die sich nicht anders erklären läßt, als aus der thörichten geheimen Hoffnung, nicht blos dem Kriege, sondern selbst der Occupation zu entgehen. Wie er diese Hoffnung construirt, wäre hier zu weitläufig zu sagen, zumal alles auf die ungereimtesten Hypothesen hinausläuft.

Man wird heute dem Kaiser Alexander von neuem ernsthaft zu Leibe gehen. Unser Kaiser ist über die Erzählung, die ihm Metternich diesen Morgen von der gestrigen Conferenz gemacht hat, bitter-böse geworden, und ich zweifle nicht im Allergeringsten, daß in wenig Tagen die Sache (mit einigen unwesentlichen Concessionen) so eingeleitet wird, wie wir es wünschen. Unsere Truppen werden sich in jedem Falle noch in diesem Monat in Marsch setzen. Ohne Capodistrias wäre der Brief des Königs von Neapel an seinen Sohn seit 3 Tagen unterwegs und alles im schönsten Zuge. — Zum Glück kann uns die Zögerung nicht mehr wesentlich schaden; für die Meinung aber ist sie höchst verderblich; und die so eben einlaufende Nachricht von einem blutigen Studenten-Aufruhr in Turin (wobei sich das Militär vortrefflich benommen hatte) und die täglichen Mordthaten, die in den päpstlichen Staaten an Beamten und andern rechtlichen Männern verübt werden, sind Beweises genug, daß heute jeder verlorene Tag ein großes Uebel ist.

Diesen Brief werden Sie Sr. Excellenz dem Herrn Grafen von S*** wörtlich mittheilen, und wenn Sie mir eine Probe von Gelehrigkeit geben wollen, nicht nur des Inhalts gegen sonst Niemand erwähnen, sondern auch den Brief selbst in die Hände des Herrn Grafen definitiv niederlegen.

Für den „Beobachter" werden Sie vermuthlich mit dem nächsten Courier einen sachreichen Artikel erhalten. Vale.

27.

Laibach, 27. Januar 1821.

Gestern Abend war die erste Conferenz, welcher die englischen Minister beiwohnten. Der Kardinal S*** sprach wie eine Nachtmütze, und so hat sich auch seither leider der römische Hof benommen; dagegen

St. Marsan mit aller Intelligenz und Energie eines wahren Staatsmannes; es war eine Freude ihn anzuhören. Die Minister von Florenz und Modena, natürlich ganz in unserem Sinne, übrigens auch stümperhaft genug. Unser guter Ruffo ist zu allen Geschäften unfähig, in allen seinen Ansichten höchst einseitig, und so stumpf, daß er 3 Stunden Vorbereitung und Deliberation braucht, um ein Billet von 3 Zeilen zu schreiben. Von seinem König mag ich nichts sagen.

Abends.

Ich bin in diesen Tagen in Lob ersäuft worden und habe wirklich Aufgaben gelöset, an denen Jeder verzweifelte. In der Conferenz vom vorigen Montag Abends hatte sich die Sache durch einen Conflict unvereinbarer Tendenzen so verstrickt, daß Niemand mehr ein noch aus wußte. Der Fürst saß zwei Stunden lang ohne ein Wort zu sprechen und zeichnete Landschaften; ich setzte ihm insgeheim zu, so viel ich konnte; aber es war nichts mehr aus ihm herauszubringen. Von allen Seiten forderte man mich auf, einen großen Versuch (auf eigene Gefahr) zu machen, das heißt ohne bestimmte Instruction zwischen drei oder vier widersprechenden Ansichten zu arbeiten. Hiergegen revoltirte ich mich förmlich, und die ganze Conferenz gab mir im Stillen Recht. Endlich, da ich den Jammer doch nicht länger mit ansehen konnte, entwarf ich Dienstag früh einen Plan, und erklärte, daß wenn man diesen annehmen wollte, ich bereit sei, tant bien que mal zur Ausführung zu schreiten. Dieser Vorschlag — obgleich auf Unkosten aller Eitelkeiten, die hier im Spiel waren — gethan, wurde von allen Seiten, wie ein Brett im Schiffbruch, freudig angenommen. Hierauf stand ich Mittwoch früh um $1/_2 8$ Uhr auf und arbeitete bis Mitternacht bei verschlossenen Thüren, an dem ersten und Haupttheil meines Planes. Dieser wurde cum summo applauso am Donnerstag angenommen. Dann saß ich wieder acht Stunden am Donnerstag und gestern zwölf Stunden, um alles Andere zu vollenden; und heute Früh erschallte von allen Seiten der einstimmige Ruf, daß man mir jetzt einige Tage Ruhe lassen müßte, welches indessen nicht geschehen wird. Sie würden sehr irren, wenn Sie etwa glaubten (was ich zwar von Ihnen nicht zu besorgen habe), ich hätte nur unsterbliche Werke zur Welt gebracht.

sicht er mit einer Hartnäckigkeit, die sich nicht anders erklären läßt, als aus der thörichten geheimen Hoffnung, nicht blos dem Kriege, sondern selbst der Occupation zu entgehen. Wie er diese Hoffnung construirt, wäre hier zu weitläufig zu sagen, zumal alles auf die ungereimtesten Hypothesen hinausläuft.

Man wird heute dem Kaiser Alexander von neuem ernsthaft zu Leibe gehen. Unser Kaiser ist über die Erzählung, die ihm Metternich diesen Morgen von der gestrigen Conferenz gemacht hat, bitter-böse geworden, und ich zweifle nicht im Allergeringsten, daß in wenig Tagen die Sache (mit einigen unwesentlichen Concessionen) so eingeleitet wird, wie wir es wünschen. Unsere Truppen werden sich in jedem Falle noch in diesem Monat in Marsch setzen. Ohne Capodistrias wäre der Brief des Königs von Neapel an seinen Sohn seit 3 Tagen unterwegs und alles im schönsten Zuge. — Zum Glück kann uns die Zögerung nicht mehr wesentlich schaden; für die Meinung aber ist sie höchst verderblich; und die so eben einlaufende Nachricht von einem blutigen Studenten-Aufruhr in Turin (wobei sich das Militär vortrefflich benommen hatte) und die täglichen Mordthaten, die in den päpstlichen Staaten an Beamten und andern rechtlichen Männern verübt werden, sind Beweises genug, daß heute jeder verlorene Tag ein großes Uebel ist.

Diesen Brief werden Sie Sr. Excellenz dem Herrn Grafen von S*** wörtlich mittheilen, und wenn Sie mir eine Probe von Gelehrigkeit geben wollen, nicht nur des Inhalts gegen sonst Niemand erwähnen, sondern auch den Brief selbst in die Hände des Herrn Grafen definitiv niederlegen.

Für den „Beobachter" werden Sie vermuthlich mit dem nächsten Courier einen sachreichen Artikel erhalten. Vale.

27.

Laibach, 27. Januar 1821.

Gestern Abend war die erste Conferenz, welcher die englischen Minister beiwohnten. Der Kardinal S*** sprach wie eine Nachtmütze, und so hat sich auch seither leider der römische Hof benommen; dagegen

St. Marsan mit aller Intelligenz und Energie eines wahren Staatsmannes; es war eine Freude ihn anzuhören. Die Minister von Florenz und Modena, natürlich ganz in unserem Sinne, übrigens auch stümperhaft genug. Unser guter Ruffo ist zu allen Geschäften unfähig, in allen seinen Ansichten höchst einseitig, und so stumpf, daß er 3 Stunden Vorbereitung und Deliberation braucht, um ein Billet von 3 Zeilen zu schreiben. Von seinem König mag ich nichts sagen.

Abends.

Ich bin in diesen Tagen in Lob ersäuft worden und habe wirklich Aufgaben gelöset, an denen Jeder verzweifelte. In der Conferenz vom vorigen Montag Abends hatte sich die Sache durch einen Conflict unvereinbarer Tendenzen so verstrickt, daß Niemand mehr ein noch aus wußte. Der Fürst saß zwei Stunden lang ohne ein Wort zu sprechen und zeichnete Landschaften; ich setzte ihm insgeheim zu, so viel ich konnte; aber es war nichts mehr aus ihm herauszubringen. Von allen Seiten forderte man mich auf, einen großen Versuch (auf eigene Gefahr) zu machen, das heißt ohne bestimmte Instruction zwischen drei oder vier widersprechenden Ansichten zu arbeiten. Hiergegen revoltirte ich mich förmlich, und die ganze Conferenz gab mir im Stillen Recht. Endlich, da ich den Jammer doch nicht länger mit ansehen konnte, entwarf ich Dienstag früh einen Plan, und erklärte, daß wenn man diesen annehmen wollte, ich bereit sei, tant bien que mal zur Ausführung zu schreiten. Dieser Vorschlag — obgleich auf Unkosten aller Eitelkeiten, die hier im Spiel waren — gethan, wurde von allen Seiten, wie ein Brett im Schiffbruch, freudig angenommen. Hierauf stand ich Mittwoch früh um $1/_2 8$ Uhr auf und arbeitete bis Mitternacht bei verschlossenen Thüren, an dem ersten und Haupttheil meines Planes. Dieser wurde cum summo applauso am Donnerstag angenommen. Dann saß ich wieder acht Stunden am Donnerstag und gestern zwölf Stunden, um alles Andere zu vollenden; und heute Früh erschallte von allen Seiten der einstimmige Ruf, daß man mir jetzt einige Tage Ruhe lassen müßte, welches indessen nicht geschehen wird. Sie würden sehr irren, wenn Sie etwa glaubten (was ich zwar von Ihnen nicht zu besorgen habe), ich hätte nur unsterbliche Werke zur Welt gebracht.

Nein, es ist alles Wortkram und Spiegelfechterei. Das Verdienst besteht nur darin, daß ich den Frieden in unserem Inneren wieder hergestellt und zuletzt sogar Stewart bekehrt habe, der mir diesen Morgen mit Thränen sagte: „Vous êtes vraiment un grand homme; ilya dans ces pièces un génie (NB. nichts als ein bischen Geschicklichkeit) qui me fait prosterner." Wenn mich die Eitelkeit verführt hat, Ihnen das zu berichten, so können Sie wenigstens glauben, daß die Wahrheit meine Feder geführt hat; und daß ich mir auf den Sieg nicht viel einbilde, mögen Sie aus meiner Erzählung selbst schließen.

28.

Laibach, 1. Februar 1821.

Vorgestern Abends hatte die merkwürdige Scene mit Gallo statt. Der Congreß, mit Einschluß aller italienischen Minister, versammelte sich um 8 Uhr Abends. Um 9 Uhr erschien Gallo in größter Galla (wir andern alle wie gewöhnlich). Der Fürst hielt ihm eine kurze, vorher beschlossene und niedergeschriebene Anrede. Hierauf las ich ihm die sämmtlichen Actenstücke vor, die zu seiner Kenntniß gebracht werden sollten, und in welchen die Kraftworte — régime monstrueux — oeuvre du délire — oeure de la révolte et du crime etc. etc. etc. nicht gespart sind.

Der Effect war durchaus anders als wir ihn uns sämmtlich vorgestellt hatten. Wir waren darauf vorbereitet, daß er eine Art von Protestation einlegen, wenigstens eine Erklärung von sich geben würde, die ihn einigermaßen decken könnte. Andere erwarteten sogar eine Interpellation an die französischen und englischen Bevollmächtigten. Nichts von dem Allem. Er hörte die ganze Lectüre mit ruhigem sogar heiterem Gesichte an. Die, welche Zeit hatten, ihn zu beobachten, versichern sogar, er habe durch ein freundliches Kopfnicken häufig eine Art von Beifall zu erkennen gegeben. Gewiß ist, daß er sich benahm, als wenn ihn die Sache wenig oder nichts anginge, und als wenn man ihm durch die Communication eine Ehre erzeigte. Die Lectüre dauerte ungefähr $^3/_4$ Stunden. Nach deren Beendigung dankte er mit der

größten Höflichkeit für das, was man ihm de la part de l'auguste congrès eröffnet hatte, und erklärte, er würde den Auftrag des Congresses, den Brief nach Neapel zu bringen, nicht nur annehmen, sondern thun was in seinen Kräften stehen würde, pour répondre au voeu du Roi, son auguste maître et de ses augustes Alliés. Wir waren alle, ohne Ausnahme, wie verdutzt. Ruffo war im Cabinete des Fürsten, neben dem Sessionszimmer, wo er alles hören konnte.

Nach aufgehobener Conferenz blieb Gallo bis $^1/_2$1 Uhr im Salon des Fürsten, und sprach fast mit allen anwesenden Personen, besonders sehr viel mit dem Fürsten, Blacas, Capodistrias und St. Marsan. Er sah aus, als wenn er von einer Hochzeit käme. Eine diplomatische Contenance von dieser Art ist mir noch nie vorgekommen.

Camerera hat in Wien eine sehr lange und insolente Note über die Einmischung der Alliirten in die Neapolitanische Sache übergeben. Dieselbe wird vermuthlich auch dem Petersburger und Berliner Hofe zugestellt. Kein Schritt konnte uns willkommener sein, als dieser, der uns die beste Veranlassung gibt, den Tanz mit den Spaniern zu eröffnen, der für mich viel mehr Reiz hat, als der mit den elenden Neapolitanern.

Ich habe die neueste Schrift von Bignon: Le Congrès de Troppau — ob sie gleich sophistisch genug ist — mit dem Gefühle ruhiger Verachtung gelesen, welches eine schlechte Farce mir eingeflößt hätte.

29.

Laibach, — ohne Datum. —

Der Fürst ist jetzt auf dem Gipfel der Zufriedenheit und hat nicht Unrecht. Sein Zweck ist erreicht; die Sache ist so gestellt, wie er sie stellen wollte, und alles Geschwätz von Capodistrias und alle seine endlosen Schreibereien, so sehr sie uns auch ein paar Monate lang belästigt und gemartert haben, sind zu Wasser geworden. Die italienischen Fürsten wollen nur von uns hören, und uns ihr Interesse anvertrauen. Die russischen Umtriebe sind auf lange gelähmt. Alle Welt sieht (und der Fürst hat meisterhaft manövrirt, um das

in allen Winkeln von Europa gehörig bekannt werden zu lassen), daß der Wille des Kaisers doch etwas mehr gilt, als der des Ministers, und der Zeitpunkt ist vielleicht schon da, wo der letztere von seinen Leuten, die ihm bisher mehr gehorchten als dem Kaiser, in Erkenntniß einer so evidenten Thatsache, verlassen werden wird. Die wichtige Frage von der Reconstruction des Königreichs Neapel ist ganz in unsern Händen; kein russischer Einfluß, kein französischer Wankelmuth kann sie uns mehr entwinden. Wenn Gallo nicht unwahr gesprochen hat (wozu ich doch keinen rechten Grund absehe, da solche Menschen wie er immer sehr gut wissen, von welcher Seite der stärkste Wind weht), so hat auch unsere Armee gar keinen Widerstand zu erwarten. Er erklärt alles was in den Zeitungen steht für Wahn und Lüge. Die Provinzen sehnen sich nur nach Ruhe. In Neapel selbst könnte vor der Ankunft unserer Armee eine Explosion zwischen den Parteien statt haben; bei dieser würden wir in jedem Falle gewinnen. Kurz, nach allen menschlichen Berechnungen hat der Fürst die Sache sehr zweckmäßig und sehr geschickt geführt und wir werden gute Früchte davon einernten.

30.

Laibach, 10. Februar 1821.

Die Sendung der vorigen Nacht wird natürlich in Wien große Sensation erregen. Ich gestehe Ihnen, daß ich noch vor 8 Tagen kaum für möglich gehalten hätte, ein solches Manifest*) bei so vielfältiger Divergenz der Meinungen, Wünsche und Bestrebungen durchzusetzen. Der große Vortheil war, daß wir es ursprünglich deutsch abfassen konnten, wodurch die Schwierigkeiten etwas vermindert wurden, indem Capodistrias, Pozzo und Blacas, mit denen wir es hauptsächlich zu thun hatten, kein Wort deutsch verstehen. Jetzt kam aber der Augenblick des französischen Textes, über welchen wir drei Tage lang harte und für mich sehr mühselige Discussionen auszustehen hatten.

*) Gervinus, Gesch. d. 19. Jahrh. IV., 1. Hälfte, S. 177, und Carte segrete. 2, 176.

Von Seite der Franzosen waren blos einige unnütze Bedenklichkeiten über einzelne Stellen im Spiele. Capodistrias hingegen, ob er gleich selbst kaum erschien, sondern die ganze ihm verhaßte Sache durch seine Collegen verhandeln ließ, war wie auf den Kopf geschlagen, und vergibt uns dieses Wagstück nie. Seine politische, seine persönliche, seine schriftstellerische Eitelkeit — alles war gedemüthigt, daß Oesterreich mit solcher Selbstständigkeit, mit solcher Kühnheit in einer Sache, in welcher bisher kein Schritt ohne ihn geschehen war, voranging, zuerst und allein zu Europa sprach, in diesem Umfange, in diesem Tone zu Europa sprach, in Worten, deren Gewicht ihm nicht entgehen konnte, die Er aber — dolor! — nicht redigirt hatte. Pozzo, obgleich in den politischen Ansichten für jetzt sehr einig mit uns (und in geheimer schüchterner Rebellion gegen Capodistrias), aber ebenfalls ein Mensch von unbändigem Ehrgeiz und eifersüchtiger Selbstsucht, war dem Producte ebenfalls nicht sehr hold. Nur Nesselrode, ob er gleich tausend Einwürfe und Chikanen machen mußte, war in seinem Herzen bezaubert davon, und unser verborgener treuer Alliirter.

Der Fürst ließ sich indessen in seinem Gange nicht stören. Die Declaration hatte auf ihn und auf alle, die es gut mit uns meinten (worunter ich auch Blacas und Caraman nehmen muß) einen großen Eindruck gemacht; er war fest entschlossen sie aufrecht zu halten, sogar einigemal während der Debatte im Begriff, sie ohne Weiteres nach Wien zu schicken, wenn ich ihm nicht vorgestellt hätte, in welche Unannehmlichkeiten wir dadurch — da die Discussion einmal eröffnet war — gerathen würden. Der Fürst hatte, außer der vollen, herzlichen Zustimmung unseres Kaisers, auch noch die mächtige Stütze des Kaisers Alexander für sich, dem er die französische Uebersetzung, ehe noch irgend jemand sie gesehen, vorgelesen, und der sie von Anfang bis zu Ende gebilligt.

Der Armee-Befehl, den Sie nun auch schon haben werden, war nicht mein Werk. Der Fürst selbst hat ihn schnell aufgesetzt und mir ihn zwar Abends zugeschickt, um daran zu feilen; ich war aber gerade mit meiner Arbeit zu sehr beschäftigt, um die gehörige Aufmerksamkeit darauf zu wenden. Erst am nächsten Morgen fielen mir verschiedene Verbesserungen ein, — aber fort war er.

Ich gehöre nicht zu denen, die sich das Handeln in irgend einer Sache so leicht denken als das Schwatzen, und ärgere mich jeden Tag über einen Menschen wie Ruffo, der, ohne selbst einen Hund aus dem Ofen locken zu können, eine Art von Mitleid äußert, daß wir die Neapolitanische Sache so ernsthaft nehmen, und meint ein Corporal mit 50 Mann, aber mit unumschränkter Vollmacht, etwa 500 Neapolitaner aufhängen oder erschießen zu lassen, wäre hinreichend. Indessen müßten denn doch alle unsere Nachrichten bis zum Unsinn falsch sein, wenn ich einen ernsthaften Widerstand besorgen sollte.

Ich fürchte weit mehr als den Widerstand der Neapolitaner, die politische Krisis, die über die künftige Verfassung des Königreiches ausbrechen wird. Das ist der härteste Knoten. Wenn man so verfährt wie der König und Ruffo wollen, so hört die Revolution nie auf. Und doch ist auf der andern Seite wieder die Gefahr, daß der König, wenn Ruffo nach Wien zurückgeschickt wird (was durchaus geschehen muß, weil er von allen Rathgebern der schlechteste ist), in die Hände der Liberalen fällt. So wird man von einer Klippe zur andern hin- und hergeworfen.

31.

Laibach, 15. März 1821.

Gestern Abend zwischen 7 und 8 Uhr war eine Conferenz bei unserem Kaiser, der Niemand beiwohnte als der Kaiser Alexander, Fürst Metternich und Bernstorff; kein russischer Minister. Diese Conferenz war eine der größten und imposantesten Begebenheiten unserer Zeit. Es fehlt mir nicht an Neigung, Ihnen die Geschichte derselben zu erzählen; auch verschweige ich sie weder aus Furcht noch übertriebener Discretion, sondern blos, weil sie so schön, so ergreifend ist, daß ich sie nur mündlich vortragen mag. Jeder der vier hohen Anwesenden hatte Gelegenheit, sich in seiner ganzen Stärke zu zeigen. Die Conferenz dauerte nur eine Stunde, aber in dieser Stunde kamen die größten Fragen zur Sprache und die größten Beschlüsse zur Reife. Der Kaiser Alexander sprach zuletzt so vortrefflich, daß die tiefste Rührung unseren Kaiser und die beiden Minister ergriff; als man auf-

stand und man ihm lebhaft gefühlte Bewunderung äußerte, sagte er aus tiefster Seele: Ce n'est pas à moi, Messieurs, c'est à Dieu que doivent s'adresser vos paroles. Si nous sauvons l'Europe, c'est lui qui l'aura voulu. Er hat so sehr Recht, daß ich noch in keinem Vorfall meiner Zeit an eine unmittelbare Einwirkung Gottes bestimmter geglaubt habe, als in Allem, was mit diesem Kaiser geschehen ist. Während Millionen und Millionen über ihn noch in der dicksten Finsterniß schweben, wissen und begreifen heute etwa sechs oder acht Menschen das Geheimniß seines Lebens; er ist die einzige hervorragende Figur in der Geschichte dieser Zeit, und doch kennt ihn fast Niemand, will ihn Niemand kennen, er mag sich so bloßgeben wie er will.

Aus dieser Conferenz ist dann der große Beschluß hervorgegangen, eine Armee von 95.000 Russen auf dem nächsten Wege nach Italien marschiren zu lassen. Drei Piemontesische Revolutionen wiegen diese Thatsache nicht auf; auch wird sie Europa in allen Gebeinen erschüttern. Zeter und Mord wird von Lissabon bis Stockholm darüber geschrieen werden, am meisten vielleicht in Wien, wo es heißen wird: le remède est pire que le mal. Gutgesinnte und Verräther werden Chorus machen; das ist mir alles bekannt, afficirt mich aber nicht im mindesten. Dahin mußte es kommen; die moralischen Waffen sind vor der Hand ganz ohnmächtig. In geharnischten Gliedern, aufmarschirt in Massen, mit Kanonen an einer Seite, und Brandraketen und Volontairs auf der andern, müssen endlich die beiden Systeme auf Leben und Tod kämpfen, und wer stehen bleibt, dem gehört die Welt. Das hat Kaiser Alexander vollständig begriffen, und wir mit ihm. In dieser einen Frage stecken übrigens alle andern Fragen; siegen wir, so siegen alle guten Sachen mit uns; werden wir (finaliter) geschlagen, so mag Gott nach tausend Jahren eine neue Welt schaffen; mit der alten ist es dann aus. Da einmal Ruhe nicht möglich, selbst Frist, etwa auf unsere Lebensdauer, nicht mehr gegönnt war, so bin ich froh, daß die Sache früher als ich geglaubt hätte, zu dieser Hauptkrisis gediehen ist. Ich hätte sie anders geführt; aber ich denke, Gott und die, denen er sie anvertraute, werden sie besser geführt haben.

32.

Verona, 18. October 1822.

Gestern war beim Fürsten ein diplomatisches Diner von einigen zwanzig Personen, worunter Wellington, Hardenberg, Bernstorff, Montmorency, Tatitscheff ꝛc. ꝛc. Bei diesem Diner sah ich denn zum ersten Male Chateaubriand. Von seinem Aeußeren hatte ich mir ein durchaus falsches und verkehrtes Bild gemacht. Ich hatte mir ihn groß, schön, zugleich imposant und sentimental vorgestellt. Statt dessen ist er klein, unansehnlich, beinahe verwachsen, und besonders von hinten eine Schneiderfigur. Sein Gesicht ist voll Ausdruck und Bedeutung, aber keineswegs anziehend — eher das Gegentheil. Ich saß bei Tische neben ihm. Er behandelte mich mit großer Auszeichnung und äußerte sich über meine geringen Verdienste auf eine Weise, die mich fast in die Unmöglichkeit versetzte, die seinigen gehörig zu preisen. Meine Geschichte, meine Verhältnisse zu den öffentlichen Angelegenheiten, und meine res gestae schienen ihm viel bekannter zu sein, als ich geglaubt hätte; daher waren seine Aeußerungen über mich nicht banale Schmeicheleien, sondern hatten bestimmte Beziehungen und in so fern einen Werth. Er sagte unter anderem, es wäre eine merkwürdige Erscheinung, die der Geschichte unmöglich entgehen würde, daß vor vier oder fünf Jahren, wo alles hoffnungslos schien, sich eine Handvoll Menschen — sie ließen sich an den Fingern abzählen — in Europa erhoben hätten, um die Revolution ernsthaft zu bekämpfen, und daß es diesen gelungen wäre, heute mit Cabineten und Armeen gegen den gemeinschaftlichen Feind zu Felde zu ziehen. Als die beiden großen Epochen dieser kühnen Reaction bezeichnet er — in Frankreich die Stiftung des Conservateur — in Deutschland den Congreß von Karlsbad. Er blickt mit fast sanguinischem Muth in die Zukunft, und hält den Sieg der guten Partei für gewiß. Alle wahre Kraft und alle wahren Talente wären auf unserer Seite, in ungefähr 10 oder 12 Köpfen concentrirt. Nichts sei uns gefährlicher, als die Angriffe der Revolutionärs zu hoch anzuschlagen, oder gar sie zu fürchten; sie wären mit all' ihrem Lärm nur elende Schwätzer, und ich könnte mir kaum vorstellen, wie tief solche Leute, wie Ben-

jamin Constant, Guizot, Royer-Colard, heute selbst als Schriftsteller und Redner in der Meinung gesunken wären, rc. rc. Dies und mehreres sprach er übrigens ohne Feuer und Lebhaftigkeit, mit großer Kälte und Ruhe aus.

33.

Insprucf, 26. April 1825.

Ich habe sehr mannigfaltige Lectüre bei mir und habe viel gelesen. Man mag aber heute lesen was man will, altes oder neues, man wird immer auf traurige Gedanken geführt. Das Neue (namentlich alles Englische) ist trostlos, und das Alte, auch ohne alle bösen Absichten geschrieben, lehrt nur zu deutlich, wie der jetzige trostlose Stand der Dinge nothwendig entstehen mußte, und wie und warum er unheilbar ist. Diesen Eindruck hat z. B. das unschuldige und gelehrte Werk Roscoi's — das Leben des Lorenzo von Medici — auf mich gemacht. Wenn man (ohne daß dies irgend Gegenstand oder Zweck des Buches wäre) über den damaligen Zustand der Kirche — den Charakter und die Aufführung der Päpste — ihre rastlosen Kabalen in Italien — und dann über das gleichzeitige Bestreben der gebildeten Menschen jener Zeit, sich in dem Studium des griechischen und römischen Alterthums auf Kosten alles Christlichen zu berauschen, nachdenkt, so begreift man nur zu gut, wie die gleich nachher ausgebrochene Reformation so siegreich fortschreiten konnte. Steigt man höher hinauf in die Geschichte des vergangenen Jahrtausends und dann wieder herab in die letzten drei Jahrhunderte — doch wozu soll ich Sie mit meinen traurigen Gedanken-Reihen und traurigen Resultaten quälen?

Zur Gemüthserheiterung hatte ich Walter Scott's Kenilworth mitgenommen. Die Lectüre hat mich aber gewaltig desappointirt. Die übertriebene Bewunderung dieses Schriftstellers rechne ich unter die Narrheiten der Zeit. Zum Glück ist es eine der unschuldigen.

34.

Bad Gastein, den 7. August 1825.

Soeben — mein lieber Pilat — habe ich Ihre beiden Sendungen vom 31. und 1. d. M. erhalten. Ich sehe daraus, daß Sie von den hiesigen Naturbegebenheiten (so wie von andern, die mir nicht bekannt waren, und die in awful array im Beobachter aufmarschiren) schon wußten, und sich in Hinsicht auf meine Reise einigen freundschaftlichen Besorgnissen überließen. Ich muß Ihnen daher kurz erzählen, wie gut es, ungeachtet der drohenden Aspecten, damit ergangen ist.

Aus meinem Briefe von Salzburg vom 3., werden Sie entnommen haben, daß bereits nach einer dortigen Notiz große Uebertreibungen in den Berichten von der Verwüstung der Straßen, Brücken 2c. obwalteten. In Salzburg war eigentlich meine größte Furcht die, daß durch fortdauernde Gewitter und Regengüße das noch nicht Geschehene herbeigeführt und die bewirkten Reparaturen wieder zerstört werden würden. Der anhaltende Regen am 2. war ein schlechtes Omen; und als mein Brief an Sie abging, erwartete ich für den 3. neue Ereignisse. Hierin hatte ich mich ganz geirrt. Weißenbach kam um drei Uhr zu mir, und erzählte, unmittelbar nach dem heftigen Donnerschlage am 2. (der übrigens vor vielen Zeugen in einen Gewitterableiter am Kapuzinerberg-Kloster gefahren war), sei der Barometer sehr stark, und seitdem unabläßig gestiegen, und ich könne nun auf mehrere Tage sicheres Wetter rechnen. Ich fuhr mit ihm noch an demselben Abend nach Aigen, ergötzte mich an dem herrlichen Garten, und sah mit großer Zufriedenheit die Reinheit des Horizontes bis in die entferntesten Gebirge. — Am 4. fuhr ich also getrost um Punkt fünf Uhr von Salzburg ab, freute mich innig des reizenden Landes und schönen Weges, und langte um halb eilf Uhr in Werffen an. Unter Bischoffshofen, eine starke Stunde oberhalb Werffen, ist nun die abgebrochene Brücke. Bischoffshofen liegt am linken, St. Johann, die nächste Poststation, am rechten Ufer der Salzach. Die Straße läuft am linken Ufer. Weil jene Brücke, die

nach dem rechten Ufer nicht weit von St. Johann führt, nicht zu passiren ist, muß man jetzt gleich von Bischoffshofen über eine andere Brücke, eine bloße Nebenbrücke, die man sonst links liegen läßt, und von dieser letzten Brücke am rechten Ufer bis St. Johann gehen. Hier ist aber kein Fahrweg, und man hatte daher die ungereimte Maßregel ergriffen, anstatt bei der abgebrochenen Brücke schnell eine Fähre zusammen zu schlagen, wodurch alles im gewöhnlichen Zuge geblieben wäre, die Reisenden über einen Berg am rechten Ufer nach St. Johann zu führen. Dieser Interimsweg ist doppelt. Der sogenannte unter e, der nächste am Wasser, der mit einiger Ueberlegung sehr leicht auch für Wagen hätte fahrbar gemacht werden können, ist blos für Fußgänger bestimmt. Die Wagen und das Gepäck, welches zu dem Ende in Bischoffshofen abgepackt wird, müssen über eine Höhe von 1000 bis 1200 Fuß fahren, und werden, weil der Weg natürlich schwer und schlecht ist, von zahlreichen Escorten von Führern, Trägern, Stützern rc. — alles auf Geldschneiderei abgesehen — begleitet; sie brauchen ungefähr zwei Stunden, um 1/4 Stunde vor St. Johann wieder auf die Fahrstraße zu gelangen. Die Reisenden, denen man doch nicht hat zumuthen wollen, diesen Marsch mitzumachen, werden auf dem sogenannten untern Weg geführt, der freilich ungefähr 3/4 Stunden in mäßiger Höhe und ziemlich eben fortläuft, dann aber ebenfalls emporsteigt, und zwar so, daß der höchste Punkt wenigstens 600 Fuß über der Salzach erhaben ist. Es war halb ein Uhr, als ich diesen Weg antrat; die Hitze war groß, und das Steigen, worauf ich durchaus nicht vorbereitet war, griff mich sehr an, so daß mir, als wir den höchsten Punkt erreicht hatten, beinahe übel wurde. Doch der Gedanke, daß es nun überstanden sei, die außerordentliche Reinheit und Sicherheit der Luft und die Pracht der Aussicht ließ mich bald alles vergessen, und ich setzte meinen Weg bis an den Ort, wo die Wagen herunter kommen, ganz heiter fort. Die ganze Expedition hatte etwa zwei Stunden gedauert, und um halb vier Uhr war ich wohlbehalten in St. Johann, wo ich zu Mittag aß, etwas ausruhte und bei einem sehr schönen Abend bis nach Lend fuhr.

Dies war das einzige Abenteuer auf meiner Reise und auch dies hätte nicht statt gehabt, wenn es nicht durch Schuld der Men-

schen eigens veranstaltet worden wäre. Aber gleich nach dem Abbrechen der Brücke, welches ebenfalls Folge einer Nachlässigkeit war, erhob sich zwischen den Landgerichten von Werffen und St. Johann ein heftiger Streit. Das erste hatte eine Menge zweckmäßiger und schnell auszuführender Projecte, die alle dahin zielten, die Straße vorläufig ganz auf dem rechten Ufer zu halten und so beide Brücken, die Nebenbrücke und die zerstörte, zu verwenden. Dies eröffnete aber den Wirthen in St. Johann die schreckliche Perspective, daß man vor der Hand auch ihren Ort umgehen würde, und daß am Ende gar (was früher schon in Anregung gekommen) die Hauptstraße auf dem linken Ufer bleiben und nach Schwarzach, eine kleine Stunde oberhalb St. Johann, geführt werden müßte. Sofort machte sich die ganze Gemeinde von St. Johann auf und bearbeitete die beiden beschwerlichen Interimswege über den Berg und widersetzte sich jeder Anstalt auf dem andern Ufer, wo das Terrain ebenfalls ihr gehört; und als der Kreishauptmann von Salzburg ankam, war es zu spät, durchzugreifen, weil die Leute von St. Johann nun überdies eine Entschädigung für ihre bereits vollendete schlechte Arbeit verlangt hatten. — Das ist die Geschichte der Brücke von Bischoffshofen. Da ich, Gott Lob, keine anderen Neuigkeiten mitzutheilen habe, so werden Sie schon verzeihen, daß ich mich bei dieser so lange aufhielt.

Am 5. Früh, als ich Lend verlassen sollte, stiegen mir, ich kann es nicht leugnen, einige Bedenklichkeiten über den Zustand der Straße durch die Klamm auf. Ich wußte, daß viele Stellen dieser schmalen Straße und mehrere der hängenden Brücken abgerissen worden waren; ich wußte aber auch, daß seit vier Tagen schon mehrere Wagen sicher passirt hatten. Sie werden Sich erinnern, daß ich auch sonst den eigentlich gefährlichen Theil des Weges, der ungefähr eine gute Stunde beträgt, immer zu Fuß gemacht hatte, welches übrigens jeder vernünftige und nicht etwa todeskranke Reisende zu thun pflegt. Ich that daher diesmal das Nämliche. Der Weg war ausgebessert, die zerstörten Brücken sämmtlich hergestellt. Auf einigen Punkten sah es allerdings schauerlich aus. Im Grunde aber ist es so zu allen Zeiten, und wer diesen Paß zum ersten Mal betritt, der wird immer eine gewisse Herzbeklemmung fühlen. Der Blick in die Abgründe war

diesmal vielleicht etwas ergreifender als gewöhnlich, weil die Ache, ebenfalls sehr angeschwollen, in der Tiefe furchtbar tobte. Indeß ging alles glücklich vorüber; ich kam um neun Uhr in Hof Gastein und um 11 Uhr im Bade an, wo ich im Schloß gerade die Wohnung, die ich gewünscht hatte und die unstreitig die beste von allen ist, vorfand.

Ich war kaum eine halbe Stunde hier, als ich den Besuch meines alten Freundes, des Herrn Ladislaus Pyrker, Bischofs von Zips und dermalen (zu seinem großen Leidwesen) ernannten Patriarchen von Venedig erhielt. Während unseres Gespräches verfinsterte sich der Himmel und in Kurzem war Blitz, Donner und Regen bei der Hand. Dieses Gewitter dauerte ungefähr eine Stunde. Der Regen hielt an und Abends um 7 Uhr erfolgte ein großes Gewitter, und zwar das stärkste, dem ich an diesem Orte je beigewohnt hatte. Dies dauerte bis 9 Uhr, donnerte auch noch tief in die Nacht hinein. Ich muß Ihnen bekennen, daß es mich nicht sehr afficirte, und zwar aus folgendem Grunde: Der Zug des Gewitters ging, wie es sein muß, von Südwesten aus; es schien aber seine rechte Reife erst zu erhalten, als es bereits die enge Schlucht, worin wir hier wohnen, passirt hatte, und setzte sich gleich hinter dem östlichen Bergrücken, dessen Rand kaum 50 Fuß meinen Fenstern gegenüber liegt, fest. Hier tollte es nun anderthalb Stunden lang sehr stark, und wie ich aus den Intervallen bemerken konnte, auch sehr nahe. Ich war aber so vollkommen überzeugt (vivat die Theorie!), daß es über diesen Ostrand nicht wieder zurück konnte, und daß wir also ein- für allemal gedeckt waren, daß ich es mich nicht weiter anfechten ließ, vielmehr um neun Uhr Abends ganz ruhig mein erstes Bad nahm und mich darauf zu Bette legte, ob es gleich immer noch donnerte. Hätte das nämliche Gewitter auf der Westseite des Bades gleich nahe gestanden, würde ich es gewiß nicht so cavalièrement behandelt haben.

Gestern am 6. war ein heiterer und schöner Tag. Der Thermometer stand Früh um sechs Uhr auf + 7, welches hier, besonders nach starkem Regen und Gewitter, nichts Ungewöhnliches ist. Um Mittag 18 und 19. — Der gute Bischof, der seine Cur vollendet hat, reiste von hier ab. Dagegen hatte ich die Freude, den Grafen Clam-Martinitz,

6*

Vater unseres Freundes, ankommen zu sehen, ein sehr willkommener Gesellschafter, um so mehr als sonst Niemand hier ist, mit dem ich mich geneigt fühlte, nur sechs Worte zu wechseln.

Eod. Um 5 Uhr N. M.

Durch außerordentliche Gelegenheit habe ich eben Ihre beiden Packete Nr. 7 und 8 und Ihre Briefe vom 2. und 4. erhalten. Die vier mit Strichen angefüllten Seiten haben mich sehr belustiget; sie gaben mir ein lebendiges Bild Ihrer Ungeduld, machen aber keinen Gram über das, was Sie zu unterdrücken für gut fanden, bei mir rege. Denn ich denke mir: sind es unangenehme Facta, so werde ich sie noch früh genug erfahren; sind es Betrachtungen, so will ich sie mit christlicher Gelassenheit entbehren.

Damit Sie mich jedoch nicht für gar zu verstockt halten, will ich Ihnen jetzt kürzlich erklären, welche Art von Betrachtungen und aus welchem Grunde ich solche nicht liebe. Es sind nämlich:

1. Alle Lamentationen über das einmal Geschehene, über das Gegenwärtige und über das Zukünftige. Ueber das Geschehene, weil sie schlechterdings unnütz sind; über das Gegenwärtige, weil darüber (für mich wenigstens) alles längst gesagt ist, und über das Künftige (ich meine nicht das in ein oder zwei Monaten bevorstehende), weil sie den Geist nur entkräften und verwirren, und mich in einen Zeitraum werfen, über den ich weder Gewalt habe, noch irgend eine solide Berechnung anstellen kann.

2. Alle idealischen Wünsche und Pläne, wie einnehmend sie auch lauten mögen, weil sich die harte, grelle, störrische Natur der gegenwärtigen Uebel durchaus nicht damit verträgt; nicht weniger aber:

3. Alle, selbst an und für sich ausführbaren, an und für sich höchst wünschenswürdigen Vorschläge, die nur langsam und für die dringende Noth zu spät zur Wirklichkeit gebracht werden können. Diese letzte Classe von politischen Raisonnements verwerfe ich zwar keinesweges, und werde denen, die sich damit beschäftigen, immer alle gebührende Ehre widerfahren lassen. Mich aber führen sie zu sehr von meinem Wege ab und stürzen mich zuweilen in eine Art von Perplexität, aus welcher nie etwas Gutes und Tüchtiges hervorgeht. Ich

bin, wenn Sie so wollen, ein Ultrapraktiker geworden; was ich nicht unmittelbar auf die mir vorliegenden Aufgaben verwenden kann, beschwert und drückt mich, ohne irgend einen Vortheil darzubieten. Ich sage, wie Macbeth zu seinem Arzte: „Bleibt mir mit Euren Recepten vom Halse! Schafft Rhabarber und Senesblätter, um jene Engländer abzutreiben! Doctor! Habt Ihr nichts von ihnen gehört?" Der Begriff von dem, was man Geschwätz nennt (es kann übrigens edles, schönes, respectables Geschwätz sein), dehnt sich bei mir weiter aus als bei Ihnen und andern sehr würdigen Männern. Auf diesen, meinetwegen engen, beschränkten Standpunkt hat mich das Unglück der Zeiten, die Nothwendigkeit der Dinge, meine Lage und das Gefühl meiner Pflicht reducirt. Ich muß die Kraft, die mir noch geblieben ist, schonen und sparen, darf sie nicht auf Klagen, nicht auf Träumereien, auch nicht auf Realitäten, die außer meinem bestimmten Wirkungskreise liegen, verwenden. Ich muß meinen Kopf, so viel es in einem vorgerückten Alter und unter so schweren Conjuncturen möglich ist, frei und heiter erhalten, damit ich nicht in einem eitlen Streben nach Resultaten, die ich nicht zu erreichen vermag, auch die wenigen noch verfehle, für die ich vielleicht etwas wirken kann. Um nicht weiser zu scheinen als ich bin, bekenne ich, daß freilich auch der Wunsch, unangenehme Gefühle zu vermeiden, bei diesem System mit im Spiele ist. Aber diesen Wunsch glaube ich vollkommen rechtfertigen zu können. Unangenehme Gefühle, die en pure perte meinen Geist trüben, meine Nerven angreifen, meine Lebenskraft schwächen, so viel als möglich von mir zu verbannen, halte ich für eben so gerecht als klug. Wenn ich z. B. mit dem Fürsten, was oft genug geschieht, über die bittersten, niederschlagendsten Dinge spreche, so ist das einmal ein nothwendiges Leiden, dem ich nie aus Weichlichkeit zu entrinnen suche, und überdies ein mehr oder weniger fruchtbares, weil ich neben der Krankheit dort wenigstens die einzigen noch übrigen Mittel kennen lerne, zugleich gequält aber auch belehrt werde. Wenn hingegen Sie, mein werthester Freund, mich nicht nur von den ärgerlichsten Thatsachen, sondern nun auch noch von Allem, was dieser und jener darüber denkt, und meint, und ahndet, und voraussetzt, unterhalten, und mir ohne Unterlaß zu zeigen bemüht sind, wie alles, was man unternimmt, falsch, verkehrt,

unzureichend, lächerlich ist, und nur das allein das Rechte, was in meinem, auf die Gegenwart gerichteten Sinne, nicht geschehen kann oder nichts fruchten würde — wie wollen Sie, daß ich solche Mittheilungen nicht fliehen soll?

Ich verschließe und verstecke mich nicht aus elendem Egoismus. Ich habe meinen vollen Theil an dem Kummer, der heute alle redlichen Menschen niederbeugt; ich scheue wie Sie wissen kein Geschäft, das mich in dieser dunkeln Laufbahn treffen kann. Melden Sie mir heute das Fürchterlichste und begleiten Sie es mit einem Fingerzeig auf unmittelbare Hilfe, wie schwierig diese auch sein mag, ich scheue nichts und opfere alles, wenn ich irgend dabei mitwirken kann. Aber ich verabscheue alles Unangenehme, auch jedes unangenehme Raisonnement, jeden unangenehmen Brief, wenn es nicht zu einem sichtbaren Resultate führt. Und wenn nun vollends, was doch bei Ihnen nur allzuoft der Fall ist, Ihre bittersten Reflexionen sich in Vorwürfe gegen mich verkleiden, so bedarf ich wahrlich meiner ganzen Langmuth, um sie zu ertragen. Mein Gewissen sagt mir, daß ich keine Vorwürfe verdiene; und da wenig Menschen mit sich selbst über ihre Stellung und ihre Verhältnisse so im Klaren sind wie ich, so müßte es seltsam zugehen, wenn ich mich hierin irren sollte. Ich habe oft und viel gefehlt, nur gerade gar nicht auf der Seite, von welcher Sie mich so häufig anzuklagen suchen.

Dies offene Glaubensbekenntniß wird mich von vielen künftigen Erörterungen dispensiren. Ich besorge nicht, daß Sie mich mißverstehen könnten; denn ich habe mich deutlich ausgedrückt und Sie kennen mich genugsam, um meine Worte richtig zu deuten. Was kann also geschehen? Sie werden mir antworten, daß Sie anders fühlen und anders denken. Das weiß ich längst und table Sie darüber gar nicht. Wir begegnen uns in vielen wichtigen Punkten, ich glaube in den wichtigsten. Nichts desto weniger herrscht eine große Verschiedenheit in unseren Charakteren und in unserer Lage. Warum wollten wir diese nicht wechselseitig anerkennen, übrigens aber, jeder in seiner Art, so viel Gutes thun, als uns Gott noch vergönnt?

35.

Salzburg, 25. August 1826.

Was mich unterwegs am meisten beschäftigt hat, ist eine kleine Schrift von Raumer über die Geschichte des Staatsrechts *). Raumer, ein ehrbarer und gemäßigter Liberaler, ist ein viel zu schwacher Kopf, um in solche Fragen einzubringen; aber seine kurze und (da wo es nicht über seinen Horizont ging, wie bei Hobbes, Spinoza, Kant) ziemlich richtige Darstellung aller Systeme von Plato bis auf Ancillon gab mir viel Stoff zu eigenen Gedanken und bestärkte mich von neuem in dem Resultate, daß die Menschheit seit Plato in der Wissenschaft des Rechtes und der Politik zwar eine Menge negativer Fortschritte, aber nicht einen positiven gemacht hat.

Hat sich denn Schlegel nie gegen Sie über das Heft der Westminster-Rewiew welches ich ihm geliehen habe, erklärt? Hat denn die Donnerstimme dieses vollendeten Radicalismus, der der christlichen Religion in jeder Gestalt und allen monarchischen Verfassungen den Tod geschworen hat, und mit ungemeiner Geschicklichkeit sein Ziel verfolgt, ihn nicht aus dem Schlummer geweckt? Ihn, der nicht, wie unser einer, durch das tägliche Lesen der Zeitungen abgemattet, abgestumpft, erschlafft sein sollte? Haben auch die heftigen Angriffe gegen ihn und seine Freunde ihn kalt gelassen? Oder ist in dieser aufgedunsenen Maschine nicht nur alle organische, sondern selbst alle geistige Bewegung verschwunden?

Daß ich von Mattigkeit und Ekel noch nicht geistig getödtet bin — dessen bin ich mir — Gott Lob — bewußt, und zwar so oft, als ich mich auf Reisen befinde. Ich fühle daher auch jedesmal, wie wohlthätig, ja wie nothwendig für Menschen meiner Art von Zeit zu Zeit eine Reise ist. Mehrere Tage hintereinander, ohne immerwährende Angst vor einem Besuch, einem Paquet oder einer Neuigkeit, mit oder ohne Lectüre, seinen eigenen Gedanken freien Lauf lassen zu können, hat seinen großen Werth; und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich

*) „Ueber die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik.“

alle Hauptepochen in der Entwicklung meines Geistes von einer oder der andern Reise datire. Die Gesundheit der Seele gewinnt noch mehr dabei als die des Körpers. Man muß aber, um diesen Zweck zu erreichen, blos reisen, um zu reisen, nicht um unbekannte Länder, sogenannte Merkwürdigkeiten oder neue Bekanntschaften aufzusuchen. Der Genuß der Natur im Ganzen ist der einzige äußere Gegenstand, dem man sich überlassen darf, weil diese nie störend auf das Gemüth wirkt.

Ganz so gut wird es mir in Gastein nicht werden, denn sobald man an einem Orte stationär ist, verfolgen einen auch mehr oder weniger die Plagen des Lebens. Indessen spielt dort die Hoffnung, da es sich um ein so großes Gut, wie die Gesundheit, handelt, eine Hauptrolle. Und wenn gleich Weinhaus*) viel freundlicher und bequemer ist als Gastein, so herrscht hier doch noch weit mehr Freiheit und Stille.

36.

Königswart**), Donnerstag 20. August 1829.

Vor zwei Stunden erhielten wir aus Frankfurt die französischen Journale vom 13. und 14. Ich habe nur noch die letzten Blätter der Gazette, des Constitutionel und des Messager lesen können. Das Manifest des letzteren ist eine der notabelsten Erscheinungen unserer Zeit. Es übertrifft an Wuth alles was die alten giftigen Feinde heute ausspeien. Während die Gazette täglich Artikel publicirt, die wahre Muster von Correctheit, von geregelter Energie, ja selbst von Mäßigung sind, wagt es jenes liberale Blatt zu schreiben: „qu'il faut à la ville et aux provinces quelques pages libres et **décentes**, propres à purifier la pensée publique, souillée par ces ignobles pensées de despotisme monacal, que le journal officiel prodigue à des heures indues."

Ich wage nicht zu entscheiden, ob man Recht oder Unrecht hatte, indem man dem Journal des débats den Proceß ankündigte. Der

*) Gentzens Landaufenthalt in der Nähe von Wien.

**) Eine Besitzung des Fürsten Metternich.

Erfolg muß hier sprechen. Mir scheint der Entschluß etwas übereilt, und dem Vorwurf einer gewissen Willkührlichkeit ausgesetzt.

Freitag 21. August.

Ich wurde gestern durch die Ankunft des Fürsten und der Fürstin W*** unterbrochen, und hörte überdies, daß vor heute Abend kein Mittel war, nach Wien zu schreiben. Die genannten Gäste gehen heute nach Carlsbad, wohin wir, nämlich der Fürst und ich, ihnen nicht morgen, sondern übermorgen folgen werden. Dieser Besuch in Carlsbad wird traurig genug sein. Der Fürst R*** kämpft mit dem Tode, und es ist zweifelhaft ob wir ihn übermorgen noch lebend finden. Prinz A*** ist ebenfalls sehr schlecht. Carlsbad hat in diesem Manne arge Verheerungen angerichtet und meine alten Präventionen fürchterlich gerechtfertigt.

Ich habe soeben Ihr Schreiben vom 18. erhalten. Das lange Ausbleiben eines Couriers aus Paris ist ein Umstand, der mich nicht wenig beunruhigt. In einer Krise*), wie die jetzige, acht Tage lang auf die Declamationen der Pariser Journale angewiesen zu sein, sich nur in Vermuthungen und unsicheren Berechnungen herum zu treiben, nicht einmal den wahren Ursprung einer so großen Begebenheit zu kennen, noch zu wissen, wie die, welche ihr am nächsten standen, von ihren wahrscheinlichen Folgen urtheilen, — ist mehr als peinlich.

Indessen sind meine Hoffnungen noch nicht erschüttert. Das neue Ministerium war die Frucht eines so herzhaften, ich möchte sagen, so verzweifelten Entschlusses, seine Stellung gegen seine zahlreichen Feinde ist so kategorisch, der Bruch zwischen dem Könige und der revolutionären Faction ist so unheilbar, daß diesmal nur eine gewaltsame Explosion das Gebäude in die Luft sprengen kann. Der König ist zu weit gegangen, und die Männer, die er gewählt hat, besitzen zu viel persönliche Energie und Talente, als daß durch Hof- oder Partei-Cabalen irgend einer Art eine rückgängige Bewegung so leicht herbeigeführt werden könnte. Nur ein vollständiger und blutiger Sieg der

*) Bezieht sich auf den Umschwung im französischen Cabinete, und die am 9. August erfolgte Uebernahme des Ministeriums durch Fürst Polignac.

Revolution, in der ganzen Fülle des Wortes, kann dieses Ministerium stürzen; für ein Mittelsystem ist kein Platz mehr offen; La Bourdonnaye oder die Jacobiner — die Monarchie oder die Republik — ist heute das Losungswort; und wenn das Gift nicht unglücklicher Weise schon zu tief in die Adern und Gefäße des politischen Körpers eingedrungen ist, so muß die heroische Arzenei es überwältigen oder wenigstens neutralisiren. Ich glaube daher an den Bestand der Regeneration, obgleich ich noch keine klare Vorstellung darüber habe.

Beinahe spaßhaft ist zu sehen, wie die Oppositions-Journalisten nicht allein den Herzog von Wellington, sondern auch den Fürsten Metternich als Urheber ihrer Niederlage anklagen. Wenn einer von ihnen auf ein paar Tage nach Königswart kommen wollte, wie würde er sich wundern über unseren hiesigen unschuldigen und harmlosen Lebenswandel! Wie würde er sich wundern, daß wir bis zum heutigen Tage das Ereigniß, woran sie sich nun schon matt geschrieben haben, nur aus den Zeitungen kannten! Wollte Gott, sie hätten Recht! und die Ministerial-Veränderung wäre wirklich das Resultat eines geheimen Bundes der Cabinete, Lord Wellington stände wirklich in Correspondenz mit Carl X., und die Rettung der Türkei hätte ein neues politisches System, und dieses das neue Ministerium geboren. Ich will froh sein, wenn nur das Umgekehrte geschieht, wenn eine Veränderung, die vielleicht auf einem viel einfacheren Wege bewirket ward, das was nach den Fabeln der Liberalen ihre Ursache gewesen sein soll, zur Folge hat, wenn die neue Administration, ohne von einer Veränderung im politischen Systeme geschaffen zu sein, das Bestehende gründlich reformirt.

Nachmittags.

Vor einer Stunde ist endlich der Courier Beck mit Depeschen aus London vom 12. und aus Paris vom 16. angelangt. Tiefe und ganz befriedigende Aufschlüsse liefern diese Depeschen freilich nicht; mir genügt aber, daß sie nichts enthalten, was meine bisherigen Erwartungen und Raisonnements umstieße oder wesentlich alterirte. Es ist gewiß, daß noch am 7. die Ernennung des neuen Ministeriums unentschieden war, und daß sie so, wie sie ausgefallen, nicht statt gehabt

haben würde, wenn man Martignac und Roy hätte bewegen können zu bleiben*). So ist es besser. Man versichert, daß Montbel allein (als Chef der ehemaligen Villele'schen Partei) über 104 Stimmen in der Deputirten-Kammer disponiren kann, so daß man an einer Majorität in der jetzigen nicht verzweifeln dürfte.

Ich theile Ihnen den Brief mit, den ich durch diesen Courier von H*** erhalten habe. Sie werden daraus ungefähr sehen, wie die Sachen in Paris standen.

Morgen werde ich Ihnen zum letzten Male aus Königswart schreiben.

37.

Königswart, 3. August 1830**).

Wie konnten Sie bei der Ihnen eigenen Kenntniß der Menschen und Dinge, auf die erste Nachricht von einer mehr als gewagten, verzweifelten, tollkühnen Maßregel — von Siegen träumen? Der Fürst kann mir bezeugen, daß ich mich diesmal nicht einen Augenblick geirrt, und gleich nach der Lectüre des Moniteurs gesagt habe: Recht schön auf dem Papier, aber ohne Wunder nicht ausführbar. Diese Schritte lagen nicht blos, wie die Feinde sagen, hors de l'ordre loyal; sie lagen hors de la nature des hommes et des choses. Wenn man die gefährlichste und verruchteste Faction einmal zu einer wirklich furchtbaren Macht anwachsen ließ, dann schneidet man ihr nicht mehr mit Zwirnsfäden den Hals ab.

Wir erhielten diesen Abend eine Estafette aus Frankfurt mit dem schrecklichen Journal de Francfort, welches Sie zu gleicher Zeit mit diesem Briefe, wo nicht früher, auch wohl werden genossen haben. Daß alle directe Verbindung mit Paris gesperrt ist, hat keinen Zweifel mehr; und daß die Rebellion (um nicht zu sagen die Revolution) in hellen Flammen steht, werden Sie nicht länger verkennen. Was mich

*) Man vergleiche Guizot, Mémoires. I. 338 u. f. und Schmidt, Zeitgenöss. Gesch. S. 187—195.

**) Seit zwei Tagen in Königswart traf ihn dort zuerst die Nachricht von dem Ausbruche der Pariser Revolution.

einzig beruhigt, ist, daß der König in St. Cloud war; sonst gäbe ich für sein Leben, wie für das seiner Minister, keinen Heller mehr.

Die Expedition aus Wien brachte uns die Depeschen von A*** vom 26. für mich zwei Briefe von H***. Wenn ich alles, was diese Expedition mich lehrt, zusammennehme, so muß ich schlechterdings glauben, daß der Entschluß zu dem coup d'état erst nach dem 23. in einem Moment von Verzweiflung, von halber Raserei gefaßt worden ist. Anders läßt sich auch das beispiellose Geheimniß, die Unwissenheit aller Royalisten, die langen Gespräche, die Peyronnet noch am 23. mit A*** hatte, und die sich alle auf das Project die Kammer zu versammeln bezogen, gar nicht erklären. Es ist wahr, der König war verloren, er mochte den einen oder den andern Weg betreten; aber mit dem langsamen Tode bleiben doch noch Chancen des Lebens, dagegen das Gebäude jetzt auf einmal in Blitz und Donner zusammenstürzt. Denn wie die Minister aus diesem Abgrunde wieder aufstehen könnten — das geht über meine Begriffe.

Und Ihr unschuldiger Brief vom 1. August? Mit wahrem Mitleid habe ich ihn gelesen. Sie kamen mir wie ein gutes Kind vor, das den Brand seines Hauses, oder wenigstens des benachbarten, für ein Freudenfeuer hält. Lesen Sie doch nur die Artikel, die der Constitutionnel, der Courrier, der Temps, der Globe, in den letzten 3 Tagen vor dem coup d'état gaben, und dann — lesen sie mit Bedacht die Ordonnances*)! Ist hier irgend ein Verhältniß zwischen den Kräften fühlbar? Wenn die sieben Minister lauter Chatham's und Pitt's wären, anstatt höchst mittelmäßige Menschen zu sein, so wie die Sachen einmal standen — mußten sie zu Grunde gehen.

38.

Preßburg, 24. October 1830.

Ich theile Ihre Furcht vor dem nahen Galgen keineswegs und sehe in der wirklichen Lage der Dinge durchaus nichts alarmirendes. Die Journale, auf welche Sie und einige andere so viel Werth legen,

*) Vom 25. Juli 1830.

schrecken mich eben so wenig als die täglichen Drohungen der Gazette. An fernere große Veränderungen in Frankreich glaube ich allerdings; da aber die legitime Regierung einmal zum Henker ist und nie wieder auferstehen kann, so ist mir ziemlich gleichgiltig, wer heute oder morgen regiert. Ich fürchte — dort und allenthalben — nur ein Einziges. Und das ist die wirkliche, dringende und vor der Hand unheilbare Noth der unteren Volksclassen, ihre Verzweiflung und die Ausschweifungen, zu welchen gottlose Demagogen sie verleiten können. Diese Gefahr ist groß; auch sie kann ihrer Natur nach immer nur vorübergehend sein; die Masse derer, die etwas zu verlieren haben, muß allemal siegen; aber es können Zwischenräume blutiger und scheußlicher Unordnungen eintreten, und in solchen Zwischenräumen kann allerdings auch uns der Galgen erblühen. Indessen ist mir doch viel wahrscheinlicher, daß wir beide im Bette sterben.

Ich las vor einigen Tagen in der Allgemeinen Zeitung einen Artikel des National über die Inconsequenz und Ungereimtheit der Schritte der Kammer in Bezug auf die Abschaffung der Todesstrafe. Diesen Artikel unterschreibe ich, so boshaft er auch ist. Ob die Minister gerettet werden oder nicht, halte ich für eine ziemlich secundäre Frage; wenn sie aber vom Volk gestraft würden — das wäre ein Unglück ohne Gleichen, und dieses Unglück hätten die Kammern durch ihre übelverstandenen Finessen herbeigeführt. Einem philantropischen Träumer wie Tracy verzeihe ich, in einem Augenblicke wie der jetzige, auf Abschaffung der Todesstrafe (die ich zu vertheidigen gar nicht geneigt bin) zu bringen; einer gesetzgebenden Versammlung verzeihe ich es nicht.

39.

Preßburg, 12. November 1830.

Es läßt sich wohl kein größerer Contrast denken, als der zwischen den beiden Briefen, die Sie und ich gestern fast in der nämlichen Stunde schrieben. Ich bedauere diesmal gar nicht, daß unsere Correspondenz aufhört; denn so vielen Dank ich Ihnen für ihre gütige und pünktliche Besorgung meiner kleinen Geschäfte schuldig bin, so wenig

konnte der Austausch unserer Gedanken mich befriedigen. Wir gehen heute in zu vielen Punkten von einander ab, und nicht blos unsere Urtheile, sondern was weit wichtiger ist, unsere Gemüthsstimmungen sind zu sehr verschieden, als daß wir einander verstehen könnten. Ueber die politischen Differenzen ließe sich hinauskommen; in den Grundsätzen sind wir, ich denke wenigstens, nach wie vor einig; und was die Zukunft uns bringen soll, kann am Ende einer so wenig als der andere mit Zuversicht bestimmen. Was uns eigentlich trennt liegt tiefer. Sie sehen in mir ein Kind des Verderbens, welches sich die Abgründe, von denen es umringt ist, mit Blumen bestreut; ich in Ihnen einen strengen Zuchtmeister, auf dessen Lehren und Warnungen ich nicht hören mag, weil ich nicht kann. Unsere Wege liegen also weit von einander und wir begegnen uns nur noch in den Gefühlen gemeinschaftlicher Freundschaft und wechselseitiger Achtung, die uns quand même immer verbinden werden.

Ich hatte in der vergangenen Nacht, nach Lesung Ihres Briefes, im ersten Moment eine schmerzliche Reue über den meinigen, oder, um richtiger zu sprechen, über die Unbesonnenheit, die mich verleiten konnte, Sie mit einem solchen Briefe ohne allen Nutzen für Sie und mich zu kränken. Diesen Morgen sehe ich die Sache anders an. Das Erste in allen Verhältnissen, die sich über die gemeine Sphäre des Lebens erheben, ist Wahrheit, und ich will mich Ihnen lieber zeigen, wie ich bin, als mir durch erkünstelte Concessionen und heuchlerische Worte Ihren Beifall erwerben. Es braucht ja nicht allen Bäumen eine Rinde zu wachsen; unsere politische Polemik wird uns früher oder später stets wieder zusammenführen, und was die menschliche und religiöse betrifft, so nehmen Sie ja selbst an, daß alles von Gott abhängt, der Regen und Sonnenschein nicht gibt unseren ungestümen Bitten, noch unseren eitlen Wünschen.

40.

Wien, den 24. April 1832 *).

Wenn die Bekehrung des Herrn von *** das Werk seiner eigenen reinen Ueberzeugung war, so wünsche ich ihm Glück dazu.

Den Verfasser der Rede halte ich keineswegs für einen „dummen Ignoranten", wohl aber für einen in den Kirchenglauben so ausschließend versunkenen, daß er für alles, was außerhalb liegt, stockblind geworden ist. Ich mache ihm nicht zum Vorwurf, daß er das Reich dieses Kirchenglaubens das Reich des Lichtes nennt; ihm erscheint es so; und ich selbst gebe zu, daß Christus, durch die Richtung auf das Geistige und Ewige, die er den Menschen zu geben suchte, ein neues Licht angezündet hat, so sehr dasselbe auch seit den ersten Jahrhunderten der Kirche, durch abgeschmackte und unwürdige Menschensatzungen verdunkelt und denaturirt worden. Was ich aber Herrn Passy nicht verzeihe, ist, daß er jede andere Thätigkeit des menschlichen Geistes in's Reich der Finsterniß verweiset und die natürliche Entwicklung der Fähigkeiten als einen immer tieferen und tieferen Fall in das Reich der Finsterniß bezeichnet!

Ueberhaupt ist mir bei dieser Rede die unübersteigliche Kluft, welche heute einen Theil der christlichen Gesellschaft von dem andern scheidet, wieder recht anschaulich geworden. Ich gehöre gewiß nicht zu den positiven Feinden der Kirche und habe noch nie Jemanden von seinem Glauben abwendig gemacht. Wenn ich aber einen Menschen sagen höre: „die heilige Kirche steht auf der Stärke der Siebenhügel=Stadt gegründet — (!) — einer blühenden Jungfrau ähnlich!! — ewig jung und schön!!!" — so begreife ich nicht, wie selbst ein Neophit, der doch einigermaßen weiß, wie es in der Welt steht, dies gläubig anhören kann. Und wenn ich folgende Worte lese: „Bedürfen Sie eines Stachels, der sie ansporne, sich in Reinheit des Gewissens zu erhalten, so hält sie (die Kirche) Ihnen die ewige

*) Dieser Brief ist die Antwort auf einen abermaligen Bekehrungsversuch; die darin erwähnte Rede hatte ihm Pilat zugesendet; sie ist von dem Jesuitenprediger Passy verfaßt.

Verdammniß vor Augen" — so wird mir wie beim Anblick einer Mumie, die man nach 2 oder 3000 Jahren aus einem egyptischen Grabe zieht.

Das Wort ewige Verdammniß sollte aus allen Sprachen verbannt werden. Außer einigen alten Weibern glaubt ohnehin Niemand mehr daran, und es ist eine zu unsinnige, zu unwürdige, zu frevelhafte Lehre, daß ein Mensch, weil er in diesem kurzen Leben gesündiget und zufällig keine Priesterabsolution erhalten hat, dafür ewig gestraft werden soll. Dies war weder Juden noch Heiden eingefallen; der Gott der Christen war der erste, den man mit diesem tyrannischen Gesetze bekleidete.

Vermischte Briefe.

An * * *

Wien, 5. October 1824.

Ich unterschreibe zuvörderst jedes Wort, das Sie über Chateaubriand sagen. Auch mich hat seit langer Zeit nichts so erschüttert und empört, als dieser wirklich ruchlose Artikel*). Es ist das Werk eines Menschen, der, da es ihm nicht gelingen will, seine Feinde durch Trommeln und Pfeifen in ihrer Ruhe zu stören, endlich die Fackel ergreift und das Dach über ihren Köpfen in Brand steckt. Da man in Frankreich heute alles darf, wonach einem gelüstet, so liegt nichts Unerklärbares in diesem Entschlusse; denn, wer gleich bei dem ersten Schritte auf dem Wege einer rachsüchtigen Opposition, Pflicht und Ehre und Wohlstand in dem Grade verletzen konnte, wie dieser Unhold am dritten Tage nach seiner Verabschiedung gethan, der mußte zuletzt, da das Gefühl seiner Ohnmacht ihn immer mehr und mehr reizte, so weit vorangehen, als er es, ohne Gefahr eingesperrt zu werden (und wo ist die in seinem Lande?), wagen konnte.

Sie wissen, daß ich Zeit brauche, um solche Speisen gehörig zu verdauen. Ich will daher den Kampf, den Sie zu wünschen scheinen, nicht geradehin ablehnen, jedoch Ihnen offenherzig gestehen, daß ich jetzt noch nicht die geringste Neigung fühle, mich mit diesem Artikel zu befassen.

Denn was die darin enthaltenen wilden Drohungen und Bravaden betrifft, so sind sie größtentheils zu abgeschmackt, zu phantastisch, um eine ernsthafte Widerlegung zu verdienen. Man glaubt in manchen

*) Journal des Débats — 3. October 1824 — gelegentlich der Aufhebung der Censur.

Stellen den verrückten Dr. Pradt zu hören: Le monde républicain va tenir son congrès général à Paname — L'espèce humaine marche etc. Ist dies nicht: du Pradt tout craché?

Die Gefahr, welche über Europa schwebt, ist keineswegs die, daß die republikanischen Formen die monarchischen verdrängen sollten; dies wird in Jahrhunderten nicht geschehen, und wenn auch noch in Neuseeland, in der Südsee und in Afrika 50 neue Republiken entständen, die Judenrepublik am Niagara ungerechnet. Die Gefahr ist, daß die Monarchie, die dem Namen nach in Europa immer bestehen wird, durch fortdauernde Entkräftung der königlichen Macht und fortdauernde Usurpationen der Demokratie zu einem leeren Schatten herabsinke und etwas viel Schlimmeres als eine wirkliche republikanische Verfassung — die Herrschaft der Factionen und der Demagogen, von einem eiteln Königsmantel bedeckt, die Oberhand gewinne. Hierauf arbeiten, mit Ausnahme einiger Stocknarren, die gar nicht zählen, die geschworenen Feinde aller alten Ordnung und Verräther, wie Chateaubriand und Consorten, die ihnen ihre geschändeten Talente leihen.

Daß Frankreich diesem Republikanismus mit starken Schritten entgegengeht, ist unverkennbar. Und ich muß Ihnen bei dieser Gelegenheit das traurige Geständniß ablegen, daß, nach meiner innigsten Ueberzeugung, die gegenwärtigen französischen Minister, weit entfernt, den drohenden Uebeln abzuwehren, sie mit jedem Tage vergrößern und unheilbarer machen. Ihre ganze Politik ist allerdings eine allen höheren Gesichtspunkten fremde, materielle, gemeine, kleinliche, armselige Politik. Die Freisprechung der Neger von St. Domingo, ohne irgend ein dringendes Motiv, einer elenden Finanz- oder Börsenspeculation zu Liebe leichtsinnig beschlossen, war, nach meinen Grundsätzen, eine der unverzeihlichsten und strafbarsten Thaten, deren sich eine Regierung schuldig gemacht; zehnmal frevelhafter als die englische Anerkennung der spanischen Colonien. Wenn ich genöthigt wäre — wofür der Himmel mich bewahren möge — meine Meinung über diese Minister auszusprechen — sie würde, leider, mit der von Chateaubriand in den Hauptpunkten sehr übereinstimmen; nur der Unterschied würde sein, daß ich sie als ein ehrlicher Mann angreifen würde, während er sie wie ein Schuft insultirt.

Unbedenklich und sogar sehr leicht wäre es hingegen, den Artikel in Hinsicht auf die Persönlichkeit des Schriftstellers vor den Richterstuhl der Vernunft und der Rechtlichkeit zu ziehen; denn von dieser Seite bietet er ein unermeßliches Feld dar. Auf diesem Felde aber wird der Takt und die Gewandtheit der Franzosen jeder fremden Kritik bald zuvorkommen und sicher den Rang ablaufen, und in dem beigehenden Blatte des Journal de commerce ist schon ein recht guter Anfang gemacht; auch die Gazette de France vom 27. liefert einen tüchtigen Artikel. Sie wissen ja besser als ich, daß ein französischer Schriftsteller kein größeres Verbrechen begehen kann, als sich handgreifliche Ridiculen zu geben, und ich muß Ihnen freimüthig bekennen, daß, so sehr auch in der Regel bei mir die ernste Stimmung im Urtheil vorherrschend ist, mich doch dieser Artikel durch seine beispiellose Lächerlichkeit noch mehr als durch seine Schlechtigkeit frappirt hat. Wenn ein Mensch, der 25 Jahre lang für das Orakel des Royalismus galt, von sich selbst sagen kann: „Nous n'avons rien à craindre de l'avenir; monarchie ou république, tout gouvernement qui ne serait pas assez stupide pour dédaigner l'opinion, sera obligé de nous accepter pour quelque chose“ — wenn er die Reden des General Lafayette als Autorität citiren kann — so müßte ja die ganze französische Nation umgekehrt sein, oder ein solcher Narr in wenig Tagen Kinderspott werden.

Das Schlimmste bei der Sache ist in meinen Augen, daß ein so hochverrätherisches Manifest durch das Journal des Débats in alle Welt geschleudert werden durfte. Auch hat es der Verfasser wohlweislich mit der Erklärung eröffnet, „die periodische Presse sei eine unüberwindliche Macht geworden“. Wenn es sich in Frankreich wirklich so verhält, wenn es heute (wie ich sehr fürchte) zu spät ist, dem Strom des Verderbens Einhalt zu thun, so hat Villele allein (denn der König und der Dauphin hätten ihn nicht gehen heißen, wenn er sich ihren ersten Mißgriffen standhaft widersetzte) dies Uebel aller Uebel, ce crime générateur de tous les autres crimes zu verantworten. Denn wohin die Licenz der Presse in wenig Jahren führen wird, da sie in einem einzigen Jahre so riesenhafte Fortschritte gemacht hat, kann den blödesten Augen nicht mehr entgehen. Aber

den Arzt, der dieser Krankheit noch mächtig werden könnte, sehe ich in Frankreich nirgends; das letzte requisitoire von Bellart gegen den constitutionnel war ein lebendiger Beweis der schmählichen Ohnmacht der Minister.

Wer da steht, der sehe wohl zu, daß er nicht falle. Noch ist die größere und bessere Hälfte des europäischen Continents gerettet.

Ueber die Zukunft kann Gott allein entscheiden; oft aber sage ich mir, in trüben Augenblicken, die erhebenden Worte des Dichters:

.... Wer den Besten seiner Zeit
Genug gethan, der hat gelebt
Für alle Zeiten!

A Monsieur le rédacteur du — — — —

— — — — 25. Octobre 1824.

L'article de Mr. de Châteaubriand publié dans le Journal des Débats du 3, à propos de l'abolition de la censure, est un phénomène bien singulier. On a de la peine à imaginer que les deux parties de cet article soient sorties de la même plume. Celle où il expose les avantages de la Monarchie héréditaire, brille de pensées fortes, de rapprochemens ingénieux, de traits d'éloquence admirables, tandis que l'autre n'est qu'un des plus tristes abus que jamais homme ait fait d'un talent supérieur.

Mr. de Châteaubriand a voulu jeter un nouveau lustre sur la thèse, mille fois soutenue avant lui, que la liberté de la presse est inséparablement liée au système représentatif. Je ne sais pas s'il eût fallu tant d'efforts pour prouver ce qui dans un certain sens ne saurait être contesté par personne; mais je sais bien qu'en exaltant les bienfaits de cette liberté, Mr. de Châteaubriand a outrepassé son but et que dans la chaleur de son plaidoyer il a impitoyablement sacrifié le système représentatif lui-même; puisque l'ennemi le plus décidé de ce système n'aurait pu avancer des argumens mieux choisis pour en dégoûter tout homme capable de réfléchir.

M[r]. de Châteaubriand prétend que la liberté de la presse est le seul contrepoids des inconvéniens du gouvernement représentatif; „car, dit-il, ce gouvernement a ses imperfections comme tous les autres.“

Voyons ce que M[r]. de Châteaubriand entend par les inconvéniens, par les imperfections du Gouvernement représentatif, auxquelles la liberté de la presse doit remédier. Il les a signalées avec tant de clarté et d'énergie qu'il n'y a pas moyen de s'y méprendre.

„Le Gouvernement représentatif sans la liberté de la presse est le pire de tous; mieux vaudrait le Divan de Constantinople. Lâche moquerie de ce qu'il y a de plus sacré parmi les hommes, ce gouvernement n'est alors qu'un gouvernement maître qui Vous appelle à la liberté pour Vous perdre et qui fait de cette liberté un moyen terrible d'oppression. Supposez ce qui n'est pas impossible, qu'un Ministère parvienne à corrompre les chambres législatives; ces deux enormes machines broieront tout dans leurs mouvemens, en attirant sous leurs roues et Vos enfans et Vos fortunes — — Si la presse se tait, qui fera justice d'un Ministère appuyé sur la majorité des deux chambres? Il opprimera également le Roi, les tribunaux et la nation etc. etc.“

Si de tels dangers existaient réellement, si le Gouvernement représentatif, en dépit de ses pouvoirs divisés et balancés, de ses élections périodiques, de la liberté de ses tribunes, de la responsabilité de ses Ministres, et de tant de savans contrepoids qui font depuis un demi siècle l'admiration et l'étude des publicistes, pourrait d'un moment à l'autre, sans même qu'il soit attaqué — M[r]. de Chateaubriand l'ajoute exprès — par un Ministère de génie — dégénérer en lâche moquerie de ce qu'il y a de plus sacré parmi les hommes, opprimer également le Monarque, la Magistrature et la nation, se jouer des lois, dévorer les fortunes et tuer la liberté; — qui ne frémirait pas de l'idée de chercher sous un gouvernement pareil les avantages et les garanties d'une société bien constituée? Et si le seul remède efficace contre tant d'effroyables perspectives était cette „influence

de tous les momens“ attribuée aux Journaux et aux brochures, influence exercée pour le mal aussi souvent au moins que pour le bien, pour le mensonge bien plus souvent que pour la vérité, ici dans le sens de la Monarchie légitime, là dans celui de l'usurpation la plus criminelle ou du radicalisme le plus effréné, — qui oserait encore révoquer en doute que le Gouvernement représentatif ne soit le jeu le plus puéril et en même tems le plus perfide que d'audacieux imposteurs aient jamais inventé pour masquer la tyrannie sous les formes d'une liberté illusoire, pour miner les Etats, pour tromper les Rois et les peuples?

Le Gouvernement représentatif serait peu digne des hommages qu'on lui rend, s'il était vrai même, comme l'auteur le dit, que la liberté de la presse constitue en dehors une puissance „qui remet tout dans l'ordre; car quel gouvernement que celui qui aurait constamment besoin d'un frein placé en dehors, pour ne pas devenir le fléau et l'horreur des citoyens? Que serait-ce donc, s'il était prouvé — et qui pourrait en douter que ce prétendu remède universel est infiniment trop faible pour opérer les miracles qu'on en attend, qu'assez puissant, sans doute, pour empoisonner lentement le corps social, il est à peu près nul pour en guérir les désordres, et que la réalité de ses effets ne devient sensible que dans ces cas extrêmes où il accélère les convulsions qui précèdent la mort.

Quelle a donc été l'intention de Mr. de Châteaubriand dans cette étrange apologie de la liberté de la presse? Regardait-il peut-être le Gouvernement représentatif comme une maladie inévitable, dont il voudrait adoucir l'amertume, en lui appliquant un antidote violent? A-t-il voulu faire indirectement la satire d'un système que l'esprit du siècle ne se lasse de proclamer le chef-d'oeuvre de la civilisation et des lumières? Rien de tout cela. Mr. de Châteaubriand dans les tems mêmes, où la France et l'Europe le considéraient comme une des colonnes de l'édifice monarchique, n'a jamais protégé que la Monarchie selon la Charte. Les manifestes qu'il a publiés depuis qu'il est sorti du Ministère, respirent la prédilection la plus

prononcée pour cette forme de Gouvernement. Et cependant il ne se fait pas scrupule de dégrader l'objet de son culte, de le mettre en holocauste sur l'autel de sa nouvelle divinité. Une semblable inconséquence de la part d'un homme aussi éminent serait inexplicable, si la clef ne s'en trouvait dans les circonstances qui l'ont amenée. Entraîné par les transports de joie que lui inspirait l'abolition de la censure, Mr. de Châteaubriand paraît avoir vu le ciel ouvert dans la défaite momentanée de ses anciens collègues; la haine qu'il leur portait, ne lui a pas laissé le tems de bien examiner les armes dont il allait les accabler; et il a mal défendu une cause qu'il était trop empressé de servir.

Les erreurs que je viens de relever ne sont cependant pas les seules, dans lesquelles Mr. de Châteaubriand me semble être tombé, en rédigeant ce malheureux article. Supposons, sans l'admettre, que les défauts, que les dangers inhérens au système représentatif soient tels qu'il s'est plu à les peindre; le correctif qu'il propose, ne serait-il pas pire que le mal? A quoi revient en effet ce contrôle tout-puissant qu'il se flatte avoir trouvé dans la presse? Il est évident que les Journaux et les Pamphlets n'ont pas, comme tels, le pouvoir de rectifier le Gouvernement, de casser une mauvaise administration, de corriger ou de dissoudre un parlement corrompu, de déjouer enfin cette vaste conspiration entre le Ministère et la législature dont Mr. de Châteaubriand parle comme d'une chose toute simple et passablement facile. Des écrits, quels qu'ils soient, ne produisent jamais d'aussi grands effets, à moins qu'il n'y ait derrière eux une force bien autrement active et imposante que leurs paroles. Sans doute, nous dira-t-on, c'est celle de l'opinion. Mais cette opinion, réelle ou factice, saine ou corrompue, raisonnable ou délirante, n'étant pas plus puissante par elle-même que les écrivains qui en sont l'organe, ne peut pas plus que ceux-ci arrêter l'autorité publique dans ses écarts, ni opérer ces réformes radicales dont le besoin, s'il faut en croire Mr. de Châteaubriand, pourrait se manifester d'un jour à l'autre.

Pour que les chefs et les instrumens de cette opinion puissent s'acquitter avec effet du rôle de régulateurs suprêmes du Gouvernement représentatif, il faut qu'ils aient à leur disposition les moyens de provoquer cette force qui dirige les mouvemens populaires, qui fait la loi aux législateurs et renverse l'ordre public sous prétexte d'en corriger les abus. Il faut en un mot que la liberté de la presse soit ce que le Constitutionnel — par une application juste et conséquente des principes de Mr. de Châteaubriand — demande qu'elle soit: „le Gouvernement représentatif tout entier“ ou, pour l'exprimer plus exactement, un second système représentatif, établi, non pas en dehors, mais au-dessus de celui que les constitutions et les chartes ont formé et dans lequel la plénitude de la souveraineté devait se concentrer. Cette monstruosité politique était connue depuis longtems sous le nom de Souveraineté du peuple; voudrait-on la ressusciter sous les bannières de la liberté de la presse?

Il serait, sans doute, insensé d'accuser Mr. de Châteaubriand d'un égarement pareil. Mais il me semble qu'en analysant avec un peu plus de calme et de maturité les doctrines qu'il allait mettre en avant, il aurait dû s'appercevoir de l'abîme vers lequel il marchait. Les erreurs se tiennent comme les vérités; écartez-Vous un instant de la ligne sévère des principes; et ceux qui Vous attendent sur leur chemin, Vous montreront bientôt que Vous n'êtes plus maitre de Vos pas.

— — facilis descensus Averni
Sed revocare gradum, superasque evadere ad auras,
Hoc opus, hic labor est . . .

Un de Vos abonnés
en pays étranger.

An Ancillon.

Vienne, le 18. Mai 1829.

Vous avez dit à W**, mon cher ami, que Vous ne vouliez pas m'engager à lire Votre dernier ouvrage *), vu qu'il roulait sur des objets auxquels un homme, exclusivement occupé des affaires publiques, attacherait probablement peu d'intérêt. Cette fois-ci Vous m'avez mal jugé; mais Votre erreur était pardonnable. Malgré la conformité, et j'ose bien dire, l'identité de nos principes et de nos sentimens, nous avons été trop long-tems séparés, pour ne pas concevoir des doutes sur la manière dont l'un ou l'autre pourrait être affecté de tel ou tel événement, de telle ou telle lecture.

Je dois donc Vous dire, que, d'après ce que W** m'en a appris, plusieurs chapitres de Votre dernier écrit iront droit à mon coeur, et m'intéresseront tout autrement que des raisonnemens politiques. Je suis à peu près fatigué et dégoûté de ceux-ci; et si néanmoins je m'en nourris tous les jours, c'est bien moins d'inclination que par habitude et par devoir.

J'ai lu avec beaucoup d'attention et avec beaucoup de plaisir, Vos réflexions sur les Extrêmes **); mais je ne puis Vous cacher, que cette espèce de balance, que Vous avez si habilement et si lumineusement établie entre le Pour et le Contre dans plusieurs graves questions, est précisément ce qui fait aujourd'hui mon désespoir. Après avoir pendant bien des années, parcouru, comme Vous, ces pénibles antithèses, j'en suis venu à ne plus aimer que le positif. Il me semble, que ce que j'appelle nos doctrines, est exposé à tant de dangers, que l'ennemi, grâce au débordement des opinions, à l'abus de la parole, et à la licence de la presse, nous a tournés sur tant de points, nous menace si sérieusement dans nos derniers retran-

*) Pensées sur l'homme, ses rapports et ses intérêts. 2 Bde. Berlin 1829.

**) „Zur Vermittlung der beiden Extreme in den Meinungen." 2 Bde. Berlin 1828 — (und später 1831).

chemens, qu'il vaut mieux le combattre toto corpore, au risque même de tomber quelquefois dans les extrêmes, que lui prêter des armes contre nous, en découvrant les côtés faibles de notre attitude, ou en révélant avec une sagacité trop généreuse ce qu'il peut y avoir de fort dans la sienne. Le tems des capitulations, même honorables, me paraît passé; nous ne nous sauverons plus par la ligne du milieu; consacrons plutôt ce qui nous reste de forces, pour soutenir haut-à-la-main ce que nous avons toujours voulu, ce que nous voulons encore. La cause que nous avons défendue, succombera, je le sais bien, et je sais aussi pourquoi; mais qu'il ne soit pas dit de nous, que nous ayons fléchi un seul instant!

Je Vous ai souvent envié la facilité et le talent d'écrire pour le public au milieu de tant d'autres occupations, dont Vous êtes chargé. Mais je Vous avoue franchement, que je ne regrette plus de m'être condamné au silence depuis vingt ans; d'abord, parce que, pas plus que Vous, dont l'autorité et la faveur publique sont aujourd'hui bien plus puissantes que les miennes, je n'aurais pu arrêter le torrent, et puis, parce qu'avec des intentions aussi pures que les Vôtres, je me serais peut-être également avancé sur le terrain des conciliations et des concessions, tandis que — sans faire beaucoup de bien, il est vrai — je suis au moins resté immobile, et que, s'il m'était donné de manifester encore une fois avant de mourir mes opinions politiques, je me retrouverais, avec quelques modifications inévitables, sur mes anciennes bases, et pourrais finir, comme j'avais commencé.

En attendant j'ai la satisfaction d'appartenir tout entier à un homme d'état, qui, outre les grandes qualités que personne ne lui dispute, et auxquelles ses nombreux ennemis mêmes rendent un hommage involontaire par la guerre sans relâche qu'ils lui font, a le mérite si rare de nos jours de savoir parfaitement ce qu'il veut et où il va. Et quoique je n'aie plus, Dieu le sait, d'autre tâche que celle de le suivre de loin au combat, de jouir de ses succès, et de sympathiser avec ses peines,

je préfère cette position à tout ce que la carrière d'écrivain pourrait encore m'offrir d'attraits; et jusqu'au moment, peut-être pas fort éloigné, où des circonstances, dont je ne veux pas Vous parler, me forceront de me retirer entièrement de la scène publique, toute mon ambition se borne à rester témoin fidèle, ne pouvant guères plus être instrument actif des efforts du seul cabinet, qui n'a jamais abandonné la cause du bon droit et de l'ordre social, et qui n'en a jamais désespéré.

Vous êtes trop éclairé, mon cher ami, et Vous me connaissez trop bien, pour trouver dans ces observations, et dans le parallèle que je viens de tracer entre Votre position et la mienne la moindre velléité de critiquer la marche que Vous avez suivie dans Vos travaux très-méritoires. J'ai voulu seulement rendre compte des différences qui peuvent exister non pas dans nos principes, mais dans notre manière de les appliquer aux problèmes et aux difficultés du moment. J'ai voulu Vous indiquer en peu de mots le fond de toutes les objections dont j'ai été frappé à la lecture de Vos ouvrages; et si celui que Vous avez publié l'année dernière, me les a fait sentir plus vivement, c'est qu'à mesure que je vois avancer la désorganisation générale, je deviens plus sévère envers ceux que je crois particulièrement appelés à la combattre; et loin de me fier à des accommodemens que je crois de plus en plus dangereux, je ne vois de salut que dans une opposition bien prononcée, et bien catégorique.

Je n'en suis pas moins convaincu, que, si je pouvais m'entretenir avec Vous, nous nous mettrions bientôt d'accord sur tous les grands intérêts de notre tems. Un pareil entretien, non de quelques heures, mais de quelques semaines, serait une des choses, qui me tenteraient le plus dans ce monde. Ne pouvant pas me flatter de Vous voir chez nous, j'achèterais volontiers ce bonheur par un voyage. W** Vous dira, que l'état de ma santé est beaucoup meilleur qu'il ne l'a été de longtems, qu'ayant mené pendant sept ou huit ans la vie d'un ermite, je me suis de nouveau lancé dans le monde et dans

la société des femmes. Je voudrais profiter de cette époque de bien-être, sur la durée de laquelle je ne suis pas sans de tristes pressentimens. — Si, par exemple, Vous pouviez Vous résoudre à faire cet été une promenade à Teplitz, Vous seriez sûr, que je franchirais tous les obstacles pour Vous y rencontrer. Pensez-y quelques momens, mon cher ami! Souvenez-Vous, que je Vous aime tendrement, que nous avons grandi ensemble, que nous sommes liés de coeur et d'esprit comme de sang, et qu'il est impossible, que je meure sans Vous avoir revu.

An S. D. den Fürsten von Wittgenstein.

1830.

Die gewaltige Krisis, in welcher wir uns seit dem Monate Juli befinden, regt die Gemüther zu mannigfaltigen Urtheilen, Wünschen, Besorgnissen und Ahnungen auf; und hier, wie allenthalben, werden Sie, mein Fürst, die Meinungen der Menschen, selbst der aufgeklärtesten und sachkundigsten, mehr als jemals getheilt gefunden haben. Meine Ansichten sind Ihnen vollständig bekannt. Sie lesen in meiner Seele. Ihnen schriftlich mitzutheilen, was ich denke, wäre ein Unternehmen, das zehnmal mehr Zeit erforderte als mir gegenwärtig vergönnt ist; einige flüchtige Bemerkungen werden Sie höchstens in den Stand setzen, Ihren auswärtigen Freunden anzudeuten, auf welchem Wege und in welcher Richtung ich den furchtbaren Problemen unserer Zeit folge.

Daß der politische Stand der Dinge im Allgemeinen der gefahrvollste ist, den wir erlebt haben, daß keine menschliche Weisheit mehr hinreicht, den Uebeln, die uns schon erreicht haben und von welchen wir ohne Unterlaß bedroht sind, mit sicherem Erfolge die Spitze zu bieten — das ist nun bereits eine triviale Wahrheit geworden, die Jeder auch der Ununterrichtetste fühlt, und unter deren Gewicht der scharfsinnigste Staatsmann allmählig erliegt. Das unvollkommene und doch für den Augenblick rettende System, woran wir durch fünfzehn Jahre mühsam und beharrlich gearbeitet haben, ist so gut als zerstört; Europa geht unverkennbar neuen Formen, neuen Combina-

tionen, neuen Schicksalen entgegen; aus dem unvermeidlichen Schiffbruche alles Alten dasjenige zu retten, was uns am nächsten liegt und was der Erhaltung am würdigsten ist, das allein muß und kann unser eifriges Bestreben sein.

Es gibt ganz entgegengesetzte Mittel und Wege in diesem großen Rettungsproceß, so lange noch irgend eine Hoffnung, ihn zu gewinnen, besteht, vorzuschreiben.

Das eine Mittel ist ein Kampf auf Leben und Tod, der, wenn er glücklich ausfiele, nicht nur alles noch Aufrechte befestigen, sondern selbst manches Verlorne zurückführen, die revolutionäre Bewegung, von welcher die Welt ergriffen ist, auf eine Zeitlang zum Stillstand bringen und denen, welche berufen sind, die neuen Aufgaben, welche die veränderten Bedürfnisse der Gesellschaft darbieten, zu lösen, Ruhe und Freiheit sichern würde. Eben dieses Mittel kann aber auch die Krankheiten, die es heilen soll, verdoppeln, ihre Entwickelung beschleunigen, und in kurzer Zeit den Ruin des ganzen gesellschaftlichen Körpers zur Folge haben.

Das andere Mittel liegt in einem wohl berechneten Temporisirungssystem, welches den Stürmen der Zeit nichts als Besonnenheit und Beharrlichkeit entgegen setzen, die noch vorhandenen Kräfte nicht dem Spiele des Zufalls Preis geben, sondern auf den Moment der unmittelbaren Gewalt in Bereitschaft halten und alle Wachsamkeit und Thätigkeit nur auf das, was sie vom eigenen Herde abwenden und allmälig neutralisiren kann, verwenden will.

Ich table diejenigen nicht strenge, die sich für das erste System aussprechen. Ich lasse vielen ihrer Gründe, ich lasse dem Aufschwunge energischer Gemüther, die lieber selbst auf die Gefahr des Unterganges den Knoten mit dem Schwerte zerhauen, als einen demüthigenden Zustand absoluter Unsicherheit und immerwährender Angst vor der nächsten Zukunft länger ertragen möchten, Gerechtigkeit widerfahren. Mich aber hat ein aufmerksames Studium der Natur und der Bedingungen dieses Systems, genaue Kenntniß der Menschen und der Mittel, mit welchen es durchgeführt, endlich eine klare Anschauung des Terrains, auf welchem der Kampf geliefert werden müßte, zum entschiedenen Anhänger des letzteren gemacht.

Ein allgemeiner Krieg wäre nach meiner innigsten Ueberzeugung das Signal einer allgemeinen Revolution, welche theils der moralische Widerstand einer grenzenlos verderbten öffentlichen Meinung, theils die schon bestehende und durch die Kriegsmaßregeln in's Unendliche vermehrte materielle Noth der Länder und Völker unvermeidlich nach sich ziehen würde. Umsonst würde man sich schmeicheln, durch Waffengewalt und Waffenglück jenen Widerstand zu besiegen, diese Noth eine Zeit lang unbeachtet zu lassen. Keine Waffengewalt ist stark genug, kein Kriegsglück ist gleichförmig und anhaltend genug, um eine Masse von auswärtigen und einheimischen Feinden wie die, welche uns von allen Seiten umringen, und zugleich einer Masse von Schwierigkeiten wie die, welche dem entschlossensten Feldherrn auf jedem Schritte begegnen würden, Trotz zu bieten.

Diese Wahrheit ist allen großen Höfen vollkommen gegenwärtig, und seien Sie fest versichert, Mein Fürst, die tiefe Erkenntniß dieser Wahrheit wird mächtiger sein als alle augenblicklichen Gelüste, alle phantastischen Aufreizungen und alle hochtrabenden Phraseologien. Wer auf gesellschaftliches Geschwätz, auf lügenhafte Zeitungsartikel oder selbst auf einzelne vorübergehende ministerielle Aeußerungen mehr Werth legt als ihnen gebührt, der sollte freilich glauben, der allgemeine Krieg sei vor der Thür, und nichts würde seinen Ausbruch hindern. Die Cabinette wissen besser, was sie können und dürfen. Wenn auch heute oder in wenig Monaten, wie man so sagen hört, auf der Linie von Deutschland und Italien 500.000 Mann schlagfertig und bereit wären in's Feld zu rücken, würden die Finanzverlegenheiten allein jeder großen Operation unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen.

Alle außerordentlichen Geldquellen sind versiegt; von Subsidien ist keine Rede mehr; Credit ist ein Wort ohne Bedeutung geworden; Requisitionen oder Papiergeld wäre die einzige Zuflucht der Regierungen; beide würden in wenig Monaten die Revolutionen, denen sie vorbeugen sollten, in's Innere aller Staaten verpflanzen. Es ist ein von blinden Enthusiasten allein oder von Rathgebern der Verzweiflung genährter Wahn, daß man im Sturm des Krieges und im Drange unerschwinglicher Opfer den Volksbewegungen

entgehen könne, welche der ungestüme Zeitgeist selbst im Schooße der Ruhe und des Wohlstandes hervorrief.

Daß Oesterreich, Preußen und England von diesen Ansichten völlig durchdrungen sind, bedarf für Sie keines Beweises. Sollte auch die Sprache, die Sie in Wien hören, Sie zuweilen verleiten, das Gegentheil zu glauben, so werden Sie doch die Aechtheit meiner Quellen nicht in Zweifel ziehen, wenn ich Ihnen versichere, daß, vom Kaiser angefangen, Niemand bei uns im Ernste an die Möglichkeit eines Offensivkrieges denkt, und daß man selbst zu einem nothwendigen Vertheidigungskriege nur im Falle einer unausweichlichen Nothwendigkeit, nach Erschöpfung aller Mittel, ihm zuvorzukommen, und mit dem Gefühle, mit welchem man zum Tode geht, schreiten würde. In Berlin ist es nicht anders. Und England ließe ganz Europa — zwar nicht erobern, wohl aber revolutioniren, ehe es einen Mann oder ein Schiff ausrüstete, um dem rechtmäßigen Beherrscher beizustehen.

Rußland schien, nach manchen seiner Worte und Maßregeln zu urtheilen, von anderen Gesinnungen beseelt zu sein. Es ist das einzige der großen europäischen Reiche, das, von einer falschen Schätzung seiner Kräfte und herrschsüchtigen Träumen irre geleitet, sich schmeicheln könnte, bei einer allgemeinen Umwälzung zu gewinnen, und auf den Trümmern der benachbarten Staaten seine eigene Größe zu befestigen. Auch mag sich mehr als ein bedeutender Russe, im Civil- und Militärstande, solchen wilden Erwartungen hingegeben haben; sie liegen im Charakter der Nation. Daß der Kaiser sie getheilt hätte, habe ich die stärksten Gründe zu bezweifeln. Die Vorfälle in Frankreich hatten sein monarchisches Gefühl empört, und die ersten Beschlüsse, zu welchen sie ihn veranlaßten, trugen das Gepräge einer leidenschaftlichen, wenngleich edlen Uebereilung. Sobald er Zeit zum Nachdenken gefunden hatte, erklärte er: ohne Rath und Zustimmung seiner Bundesgenossen nichts unternehmen zu wollen. Hiemit war schon viel gewonnen.

Seine Kriegsausrüstungen waren theils die Folge der allgemein verbreiteten Vorstellung von der Unvermeidlichkeit eines europäischen Krieges, theils der Effect irriger Voraussetzungen, welche seine Organe

bei den vorerwähnten Höfen, aus Unkenntniß der wahren Absichten dieser Höfe, aus Mißdeutung ihrer geheimen Wünsche oder aus unverständiger Schmeichelei erweckt hatten.

Die Bekanntmachung jener Rüstungen in den öffentlichen Blättern war ein unüberlegter leichtsinniger Schritt, der zu vielem Unheile Anlaß oder Vorwand gegeben hat, und den die, welche dazu gerathen haben, verantworten mögen. Gewiß ist, daß, trotz dieser Publicationen und aller sie begleitenden Großsprechereien, der Kaiser fortdauernd den Wunsch aussprach, sich von Englands Politik so wenig als möglich zu trennen, daß er Frankreich beruhigende Aufklärungen geben ließ, und daß er, wenn er auch freie Hände behalten hätte, seine militärischen Demonstrationen nur auf ausdrückliches Begehren der Nachbarstaaten über seine Grenzen ausgedehnt haben würde.

Die polnische Revolution hat ihm nun vollends eine neue Aufgabe bereitet, deren Schwierigkeit seinen Rathgebern nicht entgehen wird. Wenn es ihm auch, wie ich nicht zweifle, gelingt, diese Revolution durch einen entscheidenden Schlag zu vernichten, so wird sie doch der russischen Macht eine tiefe und lange blutende Wunde zurücklassen, und die Gefahren eines auswärtigen Krieges würden durch die Nachwehen des polnischen Aufstandes, wenn nicht ein beträchtliches stehendes Heer ihnen fortdauernd Einhalt thut, mehr als verdoppelt werden.

Es herrscht zwar in gewissen politischen Zirkeln die Meinung, der polnische Krieg werde nur das Vorspiel eines größeren sein, und Rußland seine über die Insurrection siegreichen Waffen sofort gegen das mittlere Europa und wesentlich gegen den Brennpunkt aller Revolutionen kehren. Die Russen selbst verbreiten diese Meinung, theils weil sie ihrem Hochmuth schmeichelt, theils um die Welt glauben zu machen, daß sie die Begebenheiten in Polen als eine unbedeutende Episode verachten.

Sie werden bemerkt haben, daß die Freunde des Friedens über die Möglichkeit eines solchen Unternehmens nicht wenig besorgt sind, und das französische Cabinet hat in einer vor Kurzem an unsern Hof gerichteten Erklärung den Satz aufgestellt: Die Entschließungen Rußlands *nach vollendeter Unterdrückung der polnischen Revo-*

lution müssen die Frage von Krieg oder Frieden in Europa zur Entscheidung bringen.

Es fordert nur eine mittelmäßige Kenntniß der geographischen und militärischen Verhältnisse, um einzusehen, daß Rußland allein, selbst in der günstigsten aller Hypothesen (der schnellen und unbedingten Unterjochung Polens), ohne Mitwirkung Oesterreichs und Preußens, und weiterhin der sämmtlichen deutschen und italienischen Staaten, keinen Angriffsplan gegen Frankreich oder Belgien, wenn es auch die Geldmittel dazu aufzutreiben oder fremde Länder zur Contribution zu bringen vermöchte, ins Werk setzen kann.

Vor allem müssen also Oesterreich und Preußen durch freiwilligen Beitritt oder durch Zwang in eine Coalition gezogen werden können, die mit ihren Neigungen, ihrem wahren Interesse und ihren Mitteln in gleich auffallendem Widerspruche steht.

Es ist allerdings und selbst in unserem Cabinete von einem Congreß der drei Hauptmächte des östlichen Continents die Rede, der unmittelbar nach Beendigung des polnischen Aufruhrs stattfinden und ein System gemeinschaftlicher Maßregeln gegen jede weitere Ausbreitung der Revolution zum Gegenstande und Resultate haben soll.

Ich glaube, die bis jetzt noch sehr unreife und von ihrer Verwirklichung weit entfernte Idee dieses Congresses in ihrem ganzen Umfange zu kennen, und kann Ihnen darüber, aus dem Munde des eigentlichen Schöpfers derselben, folgende beruhigende Data mittheilen.

Der Zweck eines solchen Congresses, wenn er je zu Stande kömmt, wäre kein anderer als der, der Ordnung und dem Frieden in Europa eine neue Basis zu verschaffen. Die Mächte würden in einem feierlichen Manifeste ihre auf diesen löblichen Zweck ausschließend gerichteten Grundsätze aussprechen. Keine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs, noch der mit ihm nahe verbundenen Länder, würde der erste dieser Grundsätze sein. Das Recht der Intervention würden die Höfe sich nicht nur in Rücksicht auf die Verhältnisse, in welchen sie unmittelbar betheiligt sind (wie z. B. die deutschen Höfe in allen denen, die den deutschen Bund betreffen), sondern auch für die Fälle, wo ein mit ihnen durch vorherbestehende Tractate verbündeter Souverain gegen eine in seinem Lande ausbre-

chende Revolution ihre Hilfe aufruft, ausdrücklich vorbehalten. Damit aber Frankreich vor der Ausübung dieses Rechtes — dem willkürlichen und in seiner Allgemeinheit durchaus unzulässigen Princip der Nichtintervention zufolge — nicht einen Vorwand zum Kriege hernehme, würden in jedem eintretenden Falle mit der französischen Regierung die regelmäßigsten und zweckdienlichsten Mittel, der Revolution vorzubeugen oder ihren Fortschritten Schranken zu setzen, in friedliche Berathung genommen werden. Mit einem Worte: Frankreich selbst soll aufgefordert werden, unter gewissen, mit seinen eigenen wohlverstandenen Interessen übereinstimmenden Bedingungen an der Garantie des inneren und äußeren Friedens der sämmtlichen europäischen Staaten Theil zu nehmen; und um dies desto sicherer zu erreichen und jeden Verdacht einer beabsichtigten großen Spaltung zu entfernen, würde man die französische Regierung einladen, dem Congreß durch Bevollmächtigte beizuwohnen.

Ich lasse mich hier auf die Frage: ob ein solcher Plan ausführbar sei, nicht ein. Ich erwähne desselben nur um Ihnen zu beweisen, daß diejenigen, welche sich ernsthaft damit beschäftigen, an keine bewaffnete Coalition und an keinen europäischen Krieg denken, wenn sie gleich pour acquit de conscience die Clausel in petto behalten, daß im Falle eines französischen Angriffes, als Antwort auf dieses friedliche Project, keine andere Wahl mehr bleiben würde, als der Krieg.

Wenn sich aus dem bisher Gesagten ergibt, daß die großen Höfe, daß die Staatsmänner, von deren Entschließungen das jetzige und künftige Schicksal Europa's abhängt, einen Kreuzzug gegen die Revolution nicht als das geeignete Mittel betrachten, um diese verheerende Krankheit von den noch nicht davon ergriffenen Regionen abzuwenden, so muß nichts destoweniger noch erwogen werden, ob es ihnen gestattet sein wird, jenem heroischen Rettungsversuch zu entsagen, ob es nicht in den Wünschen und Plänen der französischen Regierung, ob es nicht im Wesen der Revolution, von welchem diese Regierung ausgegangen ist, liegt, einen allgemeinen Krieg gewaltsam hervorzurufen, und ob die äußerste Klugheit der Cabinete uns etwas anderes sichern kann, als eine armselige Frist, nach deren Ablauf das Ungewitter, welches

wir zu beschwören angeben, mit verstärkter Kraft, vielleicht unter noch ungünstigeren Auspicien als die heutigen, über uns ausbrechen würde.

Es wäre mehr als Verwegenheit, diese Fragen von der Hand weisen oder mit Zuversicht beantworten zu wollen; ich kann mir nur erlauben, sie aus meinem Standpunkte zu beleuchten.

Das revolutionäre Frankreich ist in zwei Hauptparteien getheilt, von welchen die eine mit fanatischer Wuth, nach Ausrottung der letzten Ueberreste der monarchischen Verfassung und Verbreitung der Revolution über alle Länder der Erde, die andere nach gesetzlicher Befestigung der jetzigen Ordnung der Dinge und Aufrechthaltung des politischen Friedens strebt. An Zahl und Gewicht sind diese beiden Parteien höchst ungleich; die Republikaner und Propagandisten, nur durch ihre rastlosen Cabalen, durch ihren Einfluß auf einen Theil des gewerblosen Pöbels, hauptsächlich durch ihren Bund mit den in ihrem Sinne redigirten Journalen furchtbar; die überwiegende Mehrheit aller besitzenden Classen, die überwiegende Mehrheit in der Kammer, in den Provinzen, in den Staats- und Gerichtsbehörden, in der Nationalgarde, endlich die Regierung selbst, von Freunden und Feinden, die ein gemeinsames Interesse hier vereinigt, unterstützt — haben unverkennbar und wie ich glaube unwiderruflich dem System der Mäßigung und des Friedens gehuldigt.

Daß das gegenwärtige französische Ministerium diesem System unbedingt ergeben ist, daran hat mich alles, was ich in den letzten sechs Wochen von seinen Grundsätzen und seinem Gange kennen gelernt, auf's vollständigste überzeugt. Seine öffentlichen Erklärungen sind immer mehr oder weniger in das Gewand und die Farben des herrschenden Zeitgeistes gekleidet, und drücken daher häufig Gesinnungen aus, die, wenn sie nicht lediglich dem revolutionären Curialstil angehören, durch Rücksichten der Schonung und der Furcht den Rednern aufgedrungen werden. Wer aber, wie dies mein Fall ist, die vertraulichen Gespräche der Minister mit den Repräsentanten fremder Höfe, ihre Correspondenz mit auswärtigen Staatsmännern, die Instructionen ihrer Gesandten, die sich nie verleugnenden, allenthalben gleichförmigen Aeußerungen derselben — wer ihre mit unseren eigenen Ansichten oft merkwürdig übereinstimmenden Urtheile über Hauptbegebenheiten des Tages, über die

belgische und polnische Revolution, über den Stand der Dinge in Italien und Deutschland — wer alle diese wichtigen Symptome zu beobachten und zu combiniren die Gelegenheit hat, der kann an dem guten Willen der heutigen Machthaber Frankreichs und an der Aufrichtigkeit ihrer friedlichen Protestationen, wie wenig er auch sonst mit seinem Vertrauen freigebig sein mag, unmöglich zweifeln.

Es gibt eine Sprache der Wahrheit, die der geübteste Heuchler nicht nachahmen kann. Uebrigens schreibe ich der französischen Regierung kein anderes Verdienst zu als das, daß sie ihren eigenen Vortheil richtig erkennt und berechnet; sie hat beim Kriege nichts zu gewinnen, wohl aber alles zu verlieren. An demselben Tage, wo das System ihrer Gegner triumphirt, ist ihr Sturz unausbleiblich entschieden; der auswärtige Krieg ist nur ein Theil dieses Systems; die Republik, die Anarchie, die Gütertheilung, die Auflösung aller bürgerlichen Bande stehen auf der nämlichen Fahne geschrieben; die Politik der Regierung ist durch das Gesetz der Selbsterhaltung bedingt; das Interesse aller Staaten, die nicht zu Grunde gehen wollen, wie übrigens auch ihre Regierungsform beschaffen sein mag, ist zum Glück für Europa auch das ihrige.

Wird aber diese friedlich gesinnte Regierung bestehen? Wird sie in dem gefahrvollen Kampfe mit einer thätigen, unternehmenden, zu jeder Unthat entschlossenen, durch das Beispiel und selbst durch die Grundsätze der letzten Revolution nur zu sehr begünstigten Faction die Oberhand behalten? Was birgt uns für ihre Dauer? Diese Fragen muß ich der nächsten Zukunft anheim stellen. Wenn mit der jetzigen Regierung auch das jetzige politische System zu Grunde geht, so müssen wir freilich auf das Aergste gefaßt sein. Noch sind alle Wahrscheinlichkeiten *gegen* eine solche Katastrophe und je länger die Regierung ihre friedlichen Verhältnisse mit dem Auslande erhalten kann, desto sicherer wird sie sich behaupten und befestigen. Daß dies geschehe, muß der Wunsch aller derer sein, die einen Stillstand in der stürmischen Bewegung der Zeit als einen heilsamen Ruhepunkt betrachten, die eine zugleich kräftige und versöhnende Politik dem Würfelspiel des Krieges vorziehen, und die von der *Weisheit* der Regenten erwarten, was von ihrer *Macht* nicht mehr gefordert werden kann.

An Se. D. den Fürsten Wittgenstein.

Wien, den 19. Januar 1831.

Wenn einem auch Muth und Lust zum Schreiben nicht in der heutigen Lage der Welt ganz verginge, liebster Fürst, wüßte ich Ihnen doch heute nicht viel mehr zu sagen, als daß der Horizont täglich finsterer wird, und daß man kaum eine Depesche mehr eröffnet, ohne eine alarmirende Nachricht darin zu finden.

Sachsen und Hessen-Kassel haben Hannover angesteckt. Vorgestern war nur von Excessen in Osterode die Rede; gestern kündigt man uns einen Volksaufstand in Göttingen an, wo die Bürgerschaft den Behörden den Gehorsam aufgesagt, sich bewaffnet und eine Deputation an den König beschlossen hat, um eine Constitution wie die churhessische zu verlangen, und wo bereits die verwegensten Flugschriften, unter andern eine gegen den Grafen Münster, die ihn als den grausamsten Tyrannen schildert, publicirt werden.

Kassel scheint der Schauplatz neuer Scandale gewesen zu sein; in Baden haben die Wahlen zur Stände-Versammlung einen so gefährlichen Charakter, daß auf 45 schon gewählte Deputirte wenigstens 25 zu der Partei gehören, die dem Regenten die härtesten Gesetze vorschreiben will. — Die bayerische Stände-Versammlung kündigt sich ebenfalls unter bösen Auspicien an.

Die Schweiz wird durchaus revolutionirt. Die bisherigen Cantonal-Verfassungen versinken in den Schlund einer alles verzehrenden Demokratie. Die von der Tagsatzung angenommene Neutralitätserklärung und die damit verbundenen Bewaffnungsmaßregeln sind das Werk der französisch gesinnten Partei, und werden, im Fall eines Krieges, Frankreich zu Gute kommen.

In Warschau scheint die fanatische Partei über die gemäßigte zu siegen. Der Dictator hat nach der Rückkehr des von ihm nach Petersburg gesendeten Oberst-Lieutenants Wielezynski den Reichstag auf den 17. einberufen, und eine gestern eingegangene Depesche meldet, daß es sich um nichts geringeres handle, als den Kaiser förmlich abzusetzen (prononcer sa déchéance) und einen neuen

König zu wählen. Die Hoffnung, diese Insurrection auf friedlichem Wege beendigt zu sehen, verschwindet immer mehr und mehr, und alles bereitet sich zu einem blutigen Kriege, dessen Ausgang ich nicht für so unbezweifelt gewiß halte, als leichtsinnige und hochmüthige Russen ihn uns schildern.

Die Frage: was wird Oesterreich so vielen Gefahren gegenüber beschließen? — muß nothwendig alle unsere Nachbarn beschäftigen. Die deutschen und italienischen Fürsten verlangen zum Theil mit Ungestüm (wie Würtemberg und Sardinien) entscheidende Erklärungen und militärische Demonstrationen von uns.

Sie wissen, wie schwierig es sein würde, diesem Verlangen jetzt schon Genüge zu leisten. Die Vervollständigung und Verbesserung unserer Armee und unserer Militär-Anstalten hat seit einigen Monaten wesentliche Fortschritte gemacht. Allein die Lage unserer Finanzen, die uns zwingt, zu außerordentlichen Anstrengungen nur in der dringendsten Noth überzugehen und — was ich Ihnen nicht verbergen kann — die dem Gange unserer Administration eigenthümliche Langsamkeit und Zähigkeit lassen mit Recht besorgen, daß wir von dem Stande, wo wir uns befinden müßten, um mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolges einen Krieg zu beginnen, noch weit entfernt sind.

Fürst Metternich hat daher auch dem Baron Münch bei dessen Rückkehr nach Frankfurt keinen andern Auftrag als den ertheilen können, die Ungeduld jener deutschen Höfe, die ihre Politik nach der unsrigen zu bestimmen wünschen, möglichst zu beschwichtigen. Er verweiset hier auf einen Zeitpunkt, der, wie ich besorge, Manchem zu entfernt und zu unsicher dünken wird, und auf Voraussetzungen, die nicht allgemein einleuchten werden. Konnte er sich aber in unserer heutigen Lage bestimmter aussprechen?

Der Ideengang des Fürsten ist in seinen Hauptzügen folgender:

1. Es kann nicht eher etwas gründliches unternommen werden, oder auch nur irgend ein kräftiger Entschluß gefaßt werden, als bis die polnische Insurrection überwältigt ist und Ordnung und Gehorsam in diesem Lande wieder hergestellt ist. Der Fürst schmeichelt sich, diese erste Vorbedingung bis zu Ende März erfüllt zu sehen. Bis dahin liegt alles Heil im Temporisiren.

2. Daß Frankreich in der Zwischenzeit keine Bewegung machen werde, welche die Sicherheit der benachbarten Staaten compromittiren könnte, davon hält sich der Fürst überzeugt. Er gründet diese Ueberzeugung theils auf das, was wir von den Gesinnungen und Absichten des französischen Cabinets wissen und was allerdings sehr dafür spricht, theils auf die materielle Unmöglichkeit, die französische Armee vor dem April oder Mai in kriegsfertigen Zustand zu setzen.

3. Sobald Polen beruhigt ist, sollen die drei großen Continental-Höfe zusammentreten und ein System concertiren, welches zugleich die Erhaltung des politischen Friedens in Europa auf eine Reihe von Jahren hinaus garantiren und der weiteren Verbreitung der revolutionären Pest Schranken setzen könne. Frankreich, England, der deutsche Bund, die italienischen Fürsten u. s. f. sollen dann aufgefordert werden, diesem System beizutreten. Das Princip der Nichtintervention, eine Mißgeburt des Augenblicks, die Frankreich selbst schon verleugnet, und mit welcher keine europäische Staatengesellschaft bestehen kann, muß in sein Nichts zurückfallen. Nur in der nichtwahrscheinlichen Voraussetzung, daß Frankreich den billigen Vorschlägen der verbündeten Höfe kein Gehör geben sollte, müßte der Krieg als unvermeidlich betrachtet werden.

Es lassen sich gegen die Ausführbarkeit dieses an und für sich richtig gedachten Planes eine Menge beunruhigende Einwürfe aufstellen. Wahr ist aber, daß diese sämmtlich nur aus der Ungewißheit der nächsten Zukunft hergenommen werden können, und daß kein Staatsmann seine Combinationen auf Ereignisse ausdehnen kann, die jenseits aller Berechnung liegen.

Ich erlaube mir nur hier einige flüchtige Bemerkungen über die Hindernisse, an welchen jener wohlgemeinte Plan scheitern könnte, nicht um Sie und mich zu ängstigeu, sondern weil man in Zeiten wie die jetzigen keiner Illusion Raum geben darf und immer auf das Schlimmste gefaßt sein muß.

1. Der Kampf gegen die polnische Insurrection kann Rußland und seine beiden Nachbarn weit länger beschäftigen und in allen ihren Bewegungen hemmen, als man bisher geglaubt hat. Daß aber vor Beendigung dieses Kampfes weder Rußland, noch Oesterreich, noch

Preußen in einer Richtung — den Fall neuer lebensgefährlicher Katastrophen ausgenommen — wirken können, ist offenbar.

2. Auch in der günstigsten Hypothese, wenn Frankreich im gegenwärtigen Moment, nur mehr drei oder vier Monate hinaus, weder den Willen noch die Mittel hätte einen Krieg zu provociren, können Umstände eintreten, die ihn gewaltsam herbeiführen. Die beiden in dieser Hinsicht gefährlichsten Punkte sind die Niederlande und Italien. Die Vereinigung der fünf großen Höfe in London ist zwar (was man auch dagegen sagen mag) ein für die Auflösung der niederländischen Verwicklungen sehr vortheilhaftes Friedenselement. Bisher hat aber die dortige Conferenz weder in Holland noch in Belgien große Succeſſe gehabt. Der König scheint sich ihren Beschlüssen entziehen und von ihrem Einflusse emancipiren zu wollen; und der belgische Congreß stellt Ansprüche auf, in welche die Conferenz nie willigen darf, ohne die Rechte des deutschen Bundes und des Hauses Nassau auf's schmählichste zu verletzen und ohne ihre früheren Aussprüche, ihre eigene Würde und die Würde der Souverains, die sie repräsentirt, Preis zu geben. Wenn, wie heute alles anzudeuten scheint, die Feindseligkeiten zwischen Holland und Belgien wieder ausbrechen, so kann jeder Tag zu Vorfällen Anlaß geben, welche von einer oder der anderen Seite eine fremde bewaffnete Intervention herbeirufen; und die Stellung der sämmtlichen Mächte ist in so hohem Grade reizbar und verwundbar, daß der kleinste Conflict einen allgemeinen Brand entzünden kann.

Italien ist — zu unserer täglichen nicht geringen Verwunderung — bis jetzt noch ruhig geblieben; es steht aber auf einem Vulcan; und wenn wir den, wie ich glaube, sehr übertriebenen Schreckensposten, die uns von Turin ohne Unterlaß heimsuchen, Glauben beimessen wollen, so würden wir keinen Augenblick mehr zögern, unsere Truppen über den Ticino vorrücken zu lassen. Hiezu ist jedoch unser Cabinet keineswegs geneigt, und hoffentlich werden die Berichte, die wir von dem vor acht Tagen nach Italien gesendeten General Graf Clam zu erwarten haben, beruhigende Aufschlüsse geben. Gleichwohl dürfen wir uns nicht verbergen, daß ein namhafter Aufstand in Piemont, wenn auch Frankreich vor der Hand demselben ganz fremd bliebe, uns in große Verlegenheiten werfen würde. Die piemontesische

Regierung würde in diesem Falle durch unsere eigenen Verheißungen berechtigt unsern Beistand reclamiren, und dieser wäre das unmittelbare Signal zum Kriege.

3. Wenn wir den Zwischenraum, der uns von der Beendigung der polnischen Revolution trennt, glücklich überleben, wenn diese Insurrection schnell und definitiv unterdrückt wird, wenn bis dahin das französische Cabinet mit seinen friedfertigen Dispositionen an der Spitze der Geschäfte bleibt, wenn weder Belgien noch Italien bewaffnete Interventionen unvermeidlich machen — dann kann allerdings ein Congreß der großen Mächte, in welcher Form er auch realisirt werden mag, die wohlthätigsten Resultate liefern. Das Einverständniß zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland ist ohne allen Zweifel vollkommener und fester, als es in irgend einer Epoche seit dem Jahre 1813 war; und ob man gleich ohne offenbare Verblendung auf England schlechterdings nicht rechnen kann, so werden doch auch die Hoffnungen derer, die in irgend einer engen Gemeinschaft zwischen England und Frankreich ein furchtbares Gegengewicht gegen alle Continental-Verbindungen sehen, sicher nicht in Erfüllung gehen.

Der König von Preußen hat so eben den General Röder hieher gesendet mit dem ostensibeln Auftrage, dem König von Ungarn den preußischen Orden zu überbringen, eigentlich aber in der Absicht, von unserm Cabinet zu vernehmen, wie wir die jetzige Krisis betrachten. Was die Ausbeute seiner Sendung sein wird, können Sie aus dem Inhalte des gegenwärtigen Schreibens leicht ermessen. General Röder hat einige Aufsätze mitgebracht, die man uns fälschlich als umfassende Denkschriften angekündigt hatte. Was ich bisher davon gesehen habe, entspricht diesem Titel nicht. Der Hauptaufsatz trägt das Datum des 24. November, ist folglich vor dem Ausbruch der polnischen Insurrection redigirt, und eine der letzten Arbeiten des Grafen Bernstorff, der jetzt auf lange Zeit, wenn nicht auf immer, für die Geschäfte verloren scheint. Das Einzige was aus diesem Aufsatze hervorgeht, ist der Beweis, daß Preußen einen Krieg mit Frankreich weniger scheut, als es nach seinen früheren Schritten und Erklärungen den Anschein hatte. Das Uebrige sind allgemeine Bemerkungen, aus welchen sich kein positives Resultat ergibt. Vermuthlich wird sich die Mission des Generals,

der ein Mann von Verstand und Charakter zu sein scheint, auf mündliche Verhandlungen beschränken.

Die vorgestern von München eingegangene Nachricht von der Ernennung des Prinzen von Leuchtenberg zum Souverain von Belgien ist bereits widerrufen worden. Sie hatte keine Wahrscheinlichkeit für sich, da die französische Regierung gegen jede Wahl eines Mitgliedes der Bonopartischen Familie und namentlich auch gegen diesen, zum Voraus protestirt hatte. Wir wissen nun, daß die Mehrheit des Congresses sich für den Prinzen Otto von Baiern ausgesprochen hat, daß Frankreich damit einverstanden, und daß die Absicht ist, diesen Prinzen mit einer Tochter des Königs Ludwig Philipp zu verheirathen. Sie können sich leicht vorstellen, daß diese Wahl und die damit verknüpften Umstände uns nicht zum besonderen Wohlgefallen gereichen. Ich sehe aber kein Mittel sie zu hintertreiben. Der russische Hof hat zwar früher erklärt, daß er keinen andern Souverain von Belgien als einen Prinzen aus dem Hause Oranien anerkennen werde. Das war aber vor dem Ausbruche der polnischen Insurrection. Seitdem hat sich die Sprache geändert, und bei den letzten Conferenz-Verhandlungen zu London haben die russischen Bevollmächtigten eine auffallende Condescendenz für die Meinungen der englischen Minister an den Tag gelegt, und jede kategorische Aeußerung sorgfältig vermieden. Unseren Bevollmächtigten ist in Bezug auf diese Wahl Folgendes vorgeschrieben:

Comme toute mesure tendant à rapprocher les deux parties aujourd'hui disjointes des Pays-Bas ne serait pas seulement une juste compensation des pertes qu'éprouve le Gouvernement de ce Royaume, mais en même tems un arrangement indubitablement conforme à l'intérêt des puissances voisines, et du système politique de l'Europe en général, nos voeux relativement à ce choix porteront toujours en première ligne sur la maison de Nassau. Mais si des difficultés invincibles, et placées hors de notre contrôle, s'opposent à une décision pareille, nous n'en ferons pas une condition indispensable; et dans ce cas nous ne refuserions notre suffrage à aucun candidat, qui, appartenant à une des maisons souveraines de l'Europe, conviendrait à l'An-

gleterre et à la France, et satisfairait les Belges, sans donner des inquiétudes aux Hollandais.

Die Instructionen des preußischen Bevollmächtigten sind wörtlich dieselben.

Ich werde meine Mittheilungen fortsetzen, so oft sich eine sichere Gelegenheit darbietet. Mit gewöhnlichen Tagesneuigkeiten belästige ich Sie nicht, mein Fürst; was aber den Geist und den Gang der Cabinete und insbesondere des unseren begreifen kann, werde ich stets mit unbedingtem Vertrauen zu Ihrer und Ihrer Freunde Kenntniß bringen.

Briefe an Baron Salomon Rothschild.

October 1828 bis Dezember 1831.

1.

Bemerkungen über die Lage der europäischen Mächte am Schlusse des Monats October 1828.

Mit dem Fall von Varna hält man allgemein den diesjährigen russisch-türkischen Feldzug für geendiget. Dies ist aber nicht unbedingt richtig. Denn einmal müssen die Russen noch das Aeußerste versuchen, um Silistria zu nehmen, weil ohne den Besitz dieser Festung kein Theil ihrer Armee auf dem rechten Donauufer bleiben könnte, und Varna, wenn es auch schnell genug aus seinen Trümmern wieder aufgebaut werden sollte, doch, als isolirter Platz, keinem Angriff der Türken widerstehen könnte. Nur mit Silistria läßt sich eine militärische Linie denken, die von diesem Punkte aus über Bazardschick nach Varna ginge, die (in so ferne es nicht an Lebensmitteln fehlt) den Winter über behauptet werden und in einem zweiten Feldzuge als Basis fernerer Operationen dienen könnte.

Hiernächst ist auch in einer andern Hinsicht der Feldzug noch nicht als sicher geschlossen zu betrachten, so lange nämlich die Türken nicht damit einverstanden sind. Denn obgleich Niemand die Anzahl ihrer Truppen genau kennt (und man im russischen Hauptquartier nicht mehr davon wußte als in Wien), so haben sie doch, nach der geringsten Berechnung, in dem Raum zwischen dem Balkan und der Donau zwischen 50 und 60.000 Mann zu ihrer Disposition, und können, wenn sie irgend zu operiren verstehen, nicht bloß der Belagerung von Silistria große Hindernisse entgegensetzen, sondern selbst die Rückkehr der Russen über die Donau gewaltig beunruhigen, und, wenn sie nicht auf

alttürkische Weise im Winter auseinanderlaufen, sogar die Fürstenthümer zu einem höchst unsichern und gefahrvollen Winterquartier machen.

Der Kaiser, der sich am 14. Abends bei Varna einschiffte, und am 18. in Odessa erwartet wurde, geht von dort nach einem kurzen Aufenthalt nach Petersburg. Er hinterläßt seine Armee in einem höchst traurigen Zustande. Die Garden marschiren sofort nach Tulczin in Podolien, in das alte Hauptquartier des Wittgenstein'schen Corps. Zwischen 40 und 50.000 Kranke liegen in den Spitälern. Die Cavallerie hat am meisten gelitten. Wenn alles, was man noch russische Combattans nennen kann, auf dem ganzen Kriegsschauplatze heute zusammengestellt werden sollte, so kämen kaum 40.000 Mann heraus.

Die nächste große Frage ist nun, was der Kaiser nach seiner Rückkehr von einem so völlig verunglückten Feldzuge beginnen wird. Die, welche ihn am besten zu kennen glauben, behaupten einstimmig, er werde keinem anderen Gedanken Raum geben als dem, die militärische Reputation seiner Armee und seine eigene wieder herzustellen. Ich bin nicht unbedingt dieser Meinung. Der Ehrgeiz des Kaisers, so groß er auch sein mag, ist doch mehr von calculirender als von phantastischer Natur. Er wird die ungeheueren Schwierigkeiten eines abermaligen Feldzuges nicht verkennen, wird fühlen, daß ein zweiter mißlungener Versuch, da schon der erste Rußland in der Meinung der Welt so sehr geschadet hat, ihn unwiederbringlich zu Grunde richten würde. Ich bin fest überzeugt, daß er für einen Frieden auf leidliche Bedingungen — das heißt auf solche, die mit seinen früheren Forderungen nicht zu scharf contrastiren und folglich seinen Stolz nicht zu sehr verletzen — leicht zu gewinnen wäre. Das Unglück ist aber, daß, was er leidliche Bedingungen nennen möchte, der Pforte, besonders bei dem jetzigen Stande der Dinge, als unleidlich erscheinen würde. Denn:

1. Die Pforte wird den Tractat vom 6. Juli*) nie anerkennen. Sie wird, wenn es nicht anders sein kann, den Verlust der Morea

*) Der Tractat v. London. Martens et Murhardt, Nouveau recueil de traités, 12, 1—265.

und einiger Inseln verschmerzen; gegen den Anspruch der verbündeten Höfe aber, über ihre Provinzen und Unterthanen anders als durch wirkliche Eroberung zu disponiren, wird sie bis zum letzten Athemzuge streiten. In Ansehung dieses Punktes ließe sich indessen zuletzt wohl ein Ausweg finden, wenn die drei Mächte sich entschließen könnten, die Worte: Intervention und Mediation, nie mehr auszusprechen.

2. Die Geldforderungen sind ein durchaus unerfüllbarer Artikel. Wenn der Kaiser sie auch noch so sehr herabstimmen wollte, die Pforte kann nicht darauf eingehen. Sie besitzt keine Geldmittel, kann sich auch keine verschaffen; und zu neuen Länderabtretungen wird sie sich, so lange sie nicht auf's Aeußerste gebracht ist, sicher nicht verstehen.

3. Wenn Rußland unter einer beständigen Garantie der freien Fahrt durch den Bosphorus die Rasirung der türkischen Schlösser an dieser Meerenge, oder gar die Abtretung fester Punkte an derselben versteht (wie jetzt allgemein angenommen wird, und wie es der Sinn der Worte offenbar mit sich bringt), so ist mit Gewißheit vorauszusehen, daß die Pforte in diese Clausel nicht eher willigen kann, als bis sie Constantinopel selbst aufgeben zu müssen glaubt.

4. Die von den Russen in dem gegenwärtigen Feldzuge gemachten Eroberungen an der Küste des Schwarzen Meeres und in Klein-Asien würden ebenfalls einen sehr bedenklichen Streitpunkt darbieten. Ueber Anapa und Poti möchte die Pforte allenfalls nach Cessions-Vorschlägen Gehör geben; aber ohne den äußersten Widerstand wird sie den in Armenien verlornen District, der den Russen den Weg nach Erzerum und Trebisond bahnt, nicht fahren lassen. Auch würde wahrscheinlich England gegen diese Cession, und mit allem Recht, auf's nachdrücklichste protestiren.

Wenn endlich aber alle diese schwierigen Artikel auch noch eine Ausgleichung zuließen, so würde die gegenwärtige moralische und politische Stellung der Pforte, der Geist, der alle ihre Rathschläge und Entschließungen leitet, einem Frieden mit Rußland auf jeder anderen Basis als der des Standes der Dinge vor dem Kriege (status quo ante bellum) fast unübersteigliche Hindernisse entgegen setzen. Die Pforte geht heute von dem neuen und großen Gesichtspunkte aus,

daß ein unsicherer, zweideutiger Friede mit Rußland, ein Friede, der sie nach wenig Jahren neuen Angriffen und neuen Gefahren aussetzen würde, gar keinen Werth für sie hätte, und daß sie, lieber als einen solchen zu unterzeichnen und in ewiger Furcht vor russischen Chicanen und russischen Drohungen zu schweben, sich in ihren letzten Verschanzungen auf Tod und Leben vertheidigen, ja selbst Europa räumen will. Der Sultan und seine Vertraute haben diese Ansicht bereits seit mehreren Jahren genährt, und besonders seit der gelungenen Abschaffung der Janitscharen und seit der Entfernung griechischer Intriganten aus dem türkischen Cabinet (eine Hauptepoche in der türkischen Politik!) sie nicht mehr aus den Augen verloren. Wir, die wir von dem Gange und Charakter dieser Politik besser als irgend ein anderer Hof unterrichtet sind, wir wissen zuverlässig, daß dies die Gesinnung ist, welche die Pforte vom Ausbruch des jetzigen Krieges an bis auf den heutigen Tag beseelt und geleitet hat. Die stets gleichförmige Sprache des Reis-Effendi beschränkt sich auf folgende kategorische Sätze: „Wir haben den Krieg nicht angefangen, noch irgend rechtmäßige Veranlassung dazu gegeben; wir sind jeden Augenblick bereit, die Waffen niederzulegen. — Wir wollen alle bestehende Tractate, selbst den von Ackerman*) (mit zwei Modificationen in Betreff der Serbier und der Geldentschädigungen) unverrückt aufrecht erhalten. — Neue Opfer aber lassen wir uns nicht auferlegen, und fremde Einmischung in unsere häuslichen Angelegenheiten dulden wir fernerhin nicht. — Ja, wenn auch Rußland zum Frieden auf den alleinigen Grund der früheren Verträge bereit sein sollte, so bieten wir nur unter der Bedingung die Hand dazu, daß dieser Friede in einer Form geschlossen werde, die es unserm Nachbar auf lange Jahre unmöglich mache, ihn zu brechen, ohne ganz Europa gegen sich zu waffnen."

Dies ist die Linie, auf welcher die türkische Regierung in diesem Augenblick steht. Dies ist der Entschluß, den sie nicht etwa auf hochfliegende Erwartungen gegründet, sondern in der Voraussetzung des höchsten Unglücks gefaßt hatte, den also das Glück ihres Widerstandes nur befestigen konnte. Ob große Unfälle und harte Bedräng-

*) 6. October 1826.

nisse diesen Entschluß erschüttern würden, läßt sich in Voraus nicht bestimmen; daß aber der Ausgang des ersten Feldzuges eine solche Veränderung nicht bewirken wird, ist einleuchtend.

Die Ansprüche Rußlands, von welchen der Kaiser, wie sehr er übrigens den Frieden wünschen möchte, nicht wesentlich abgehen wird, stehen folglich den Zugeständnissen, zu welchen die Pforte im günstigsten Falle bereit sein würde, so schroff gegenüber, daß sich kaum die Möglichkeit einer Uebereinkunft ahnen läßt.

Man schmeichelt sich gemeinhin, daß eine Vermittlung der übrigen Hauptmächte den Knoten lösen könnte. Wer die Schwierigkeiten dieser Vermittlung kennt, wird nicht viel davon erwarten. Der Kaiser, weit entfernt sie zu wünschen, wird sie auf alle Weise zu vermeiden suchen. Sein Stolz und sein Mißtrauen vertragen sich nicht mit der Dazwischenkunft fremder Mächte. Die Intervention Oesterreichs würde er mehr scheuen als einen zweiten Feldzug. Sollten mehrere Mächte gemeinschaftlich an einer Friedens-Unterhandlung Theil nehmen wollen, so würde es schon eine fast unauflösliche Aufgabe sein, diese Mächte nur unter einander über die der Pforte vorzulegenden Bedingungen zu vereinigen. Es würde dazu eines Congresses bedürfen, wobei um nicht unendliche Zeit zu verlieren, türkische Bevollmächtigte zugelassen werden müßten. Die Ausführung dieses Planes aber, wenn auch die einzelnen Höfe, die daran Theil nehmen müßten, weit geneigter dazu wären, als sie es wirklich sind, würde mit so viel Schwierigkeiten zu kämpfen haben, daß sechs Monate nicht hinreichten, um nur die Vor-Anstalten zu treffen; und bei den vorauszusehenden wechselseitigen Anstrengungen beider kriegführenden Mächte würden die Feindseligkeiten weit eher wieder ausbrechen, als auch nur ein einziger Präliminar-Artikel festgesetzt werden könnte.

Die Hoffnung, diesem verderblichen Kriege ein Ziel gesetzt zu sehen, ist demnach so gut als verschlossen; und das einzige Mittel, einem neuen Feldzuge vorzubeugen, wäre eine bestimmte Opposition von Seiten einer oder mehrerer der großen Mächte, die vielleicht versucht, aber nicht durchgesetzt werden wird, weil geschriebene Worte nicht hinreichen möchten, ihr Eingang zu verschaffen, und bewaffnete Worte heute nur gegen die Türken an der Tagesordnung sind.

England ist unter allen europäischen Mächten diejenige, die mit dem geringsten Kraftaufwande und dem sichersten Erfolge Rußland den Frieden vorschreiben könnte. Eine nicht einmal sehr zahlreiche englische Flotte im Schwarzen Meer macht sofort alle russischen Kriegs-Operationen unmöglich. Dies ist eine Wahrheit, die keines weitern Beweises bedarf, und die keinem brittischen Minister entgehen kann. Der Tractat von London, das Werk einer augenblicklichen Verirrung, in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, von Rußland vielfältig zerrissen, würde einer energischen Maßregel des englischen Cabinets kaum mehr im Wege stehen. In wie fern aber Bedenklichkeiten anderer Art, in wie fern einheimische Verlegenheiten, Finanzrücksichten, parlamentarische Verantwortlichkeit, die Besorgniß eines Krieges, den eine entscheidende Sprache gegen Rußland zwar nicht nothwendig nach sich ziehen würde (weil er für Rußland ungleich gefährlicher wäre als für England), doch möglicher Weise veranlassen könnte, in der Wagschale der Vortheile und des Ruhmes, der England zu Theil werden würde, überwiegen möchten, muß der Weisheit des englischen Ministeriums anheim gestellt bleiben. Glaubt England sich nicht berufen oder durch dringendere Aufgaben gehindert, dem gefahrvollen Fortschreiten der russischen Macht eine nahe Grenze zu bezeichnen, so hängt die ganze Zukunft Europa's von dem Widerstande der Türken, dessen letzte Grenzen sich leicht bezeichnen lassen, ab.

An Frankreich, so lange es in seiner heutigen Lage bleibt, müssen alle politischen Berechnungen scheitern; denn dort ist die Frage nicht mehr, was eine aufgeklärte Politik und ein wohlverstandenes Staatsinteresse gebietet, sondern welche unter den Parteien, die um Einfluß und Herrschaft streiten, in jedem gegebenen Zeitpunkt die Oberhand behaupten wird. Daß die Zerstörung des türkischen Reiches von keinem vernünftigen französischen Staatsmann gewünscht werden kann, versteht sich von selbst. Aber die Stimme der Staatsmänner ist im Sturme des Parteigeistes längst verhallt, und ob sie je wieder zu Athem kommen kann, höchst ungewiß. Daß Frankreich wirksame Schritte thun sollte, um Rußland zu einem Frieden zu zwingen, der Europa beruhigen könnte, liegt weit außer aller Wahrscheinlichkeit; ob es Rußlands Plane befördern, ob es, besonders in dem Falle einer ernstlichen

Opposition Englands, sich mit Rußland enger verbinden wird (noch scheint es von dieser Seite unabhängig zu sein), kann kein menschlicher Scharfsinn voraussehen, weil alles, was Grundsatz, Staatsmaxime und Tradition heißt, in diesem Lande erloschen ist, und die Systeme wie die Menschen wechseln.

Oesterreich wird seine ganze moralische und politische Kraft aufbieten, um den Frieden möglich zu machen, wird aber nie — selbst nicht für diesen heilsamen Zweck — zu materiellen Hilfsmitteln schreiten. Die österreichische Regierung fühlt sich stark in der Ruhe und ist es. Zur Abwendung entfernter oder zukünftiger Gefahren, das unmittelbare Wohlsein seiner Völker zu stören, hält der Kaiser (mit Recht oder Unrecht) für unweise und gewissenlos. Mithin ist sein Cabinet in dem russisch-türkischen Kampfe auf die alleinige Wirksamkeit seiner Rathschläge und seiner Combinationen beschränkt. So weit diese reichen, wird es Gutes stiften. Wenn aber Ehrgeiz und Leidenschaften die Stimme der Vernunft überschreien, wird Oesterreich sich bescheiden zurückziehen, im Stillen seine Kräfte sammeln, das Ungewitter austoben lassen, und über die Linie einer strengen Neutralität nur dann hinausgehen, wenn ein übermüthiger Gegner oder Rival seine friedlichen Grenzen bedrohen sollte.

Preußen theilt mit Oesterreich den aufrichtigen und lebhaften Wunsch nach Herstellung des Friedens; die engen persönlichen und Familienbande aber, die es an Rußland knüpfen, geben seiner Neutralität eine zweideutige Farbe. Es ist das Interesse Oesterreichs und aller, die den Frieden lieben, diese Macht nie auf gefährliche Proben zu stellen. Zur Thätigkeit gezwungen, würde sie unfehlbar für Rußland thätig sein. Preußen, welches mit seiner schlagfertigen und vortrefflichen Armee ein furchtbarer Bundesgenosse sein würde, in vollkommener Unbeweglichkeit zu erhalten, ist bei der gegenwärtigen Lage der Dinge eine der ersten Aufgaben der österreichischen, der englischen, jeder echt-europäischen Politik. Nur mit Oesterreich und durch Oesterreich kann es der guten Sache dienen; sobald es diese Linie verläßt, führen alle seine Wege zum Verderben.

Aus vorstehenden Bemerkungen ergibt sich:

1. daß Rußland und die Pforte, sich selbst überlassen, am Schlusse

des diesjährigen Feldzuges vom Frieden viel weiter entfernt sind, als sie es beim Ausbruch des Krieges waren;

2. daß bei der eigenthümlichen Beschaffenheit dieses Krieges und der wechselseitigen Stellung der theilnehmenden und neutralen Mächte auch der Versuch einer Vermittlung wenig oder gar keinen Erfolg verspricht;

3. daß der Lauf des Krieges nur gehemmt werden kann, wenn von einer oder mehreren der übrigen Mächte ein kräftiges Veto darüber ausgesprochen wird, und daß England die einzige Macht ist, die diesem Veto Nachdruck verleihen könnte;

4. daß, wenn England, aus welchem Grunde es auch sei, dies einzig wirksame Mittel nicht ergreift, der Krieg so lange fortdauern wird, bis die Pforte durch anhaltenden und anhaltend glücklichen Widerstand die Kräfte Rußlands (auf eine Zeit lang) erschöpft hat, oder — welches wahrscheinlicher ist — das türkische Reich im zweiten Feldzuge zu Grunde geht.

2.

Den 28. Januar 1829.

Durch einen Expressen, den Herrn Jaubert *) am 10. von Constantinopel nach Semlin abgesendet hat, sind heute (per estaffette von Semlin) folgende Nachrichten eingegangen:

Herr von Hübsch, der dänische Gesandte, an welchen die Briefe aus Petersburg (NB. nicht von Graf Nesselrode, wie viele Diplomaten in Pera zu glauben scheinen, sondern von Graf Blome) adressirt waren, hat am 4. d. eine Audienz beim Reis-Effendi gehabt. In Folge derselben hat die Pforte am nächsten Tag eeine Antwort ertheilt, die dahin lautet:

1. In Betreff der Auswechslung der Gefangenen. — Ob es gleich nicht gebräuchlich sei, daß die Pforte während der Dauer

*) Während der Abwesenheit der Botschafter (in Folge des Abbruches der Relationen) französischer Abgeordneter in Constantinopel; derselbe, der während der 100 Tage an die Pforte gesendet worden war.

des Krieges über Gefangenenauswechslung tractire, so wolle sie doch den russischen Vorschlag annehmen, vorausgesetzt, daß die Auswechslung en bloc, das heißt, die sämmtlichen türkischen gegen die sämmtlichen russischen Gefangenen, vor sich gehe.

2. In Betreff der Friedens-Unterhandlungen. — Die Pforte wünsche aufrichtig den Frieden, sei auch bereit, Bevollmächtigte zum Behuf einer Unterhandlung abzuordnen; bevor dies aber geschehen könne, sei es nothwendig, die Basis zu kennen, auf welcher eine solche Unterhandlung eröffnet werden solle.

Mit dieser Antwort ist der russische Parlamentär am 6. nach Sevastopol zurückgesegelt.

Herr Jaubert hatte am 7. d. eine zweistündige Unterredung mit dem Reis-Effendi. Er fand ihn im Anfange sehr ungünstig gestimmt; besonders weil er vernahm, daß von Zuziehung russischer Bevollmächtigten und griechischer Deputirten die Rede sei. Im Gespräch aber besänftigte er sich, äußerte sich gegen Herrn Jaubert sehr freundschaftlich über das französische Cabinet, und erklärte sogar, daß, in sofern es blos auf eine Negotiation mit Frankreich und England ankomme, die Pforte bereit sein werde, an jeden Ort, den man ihr vorschlagen könnte, z. B. Smyrna, Salonichi oder auf eine der Inseln im Archipel, Bevollmächtigte zu senden.

Herr Jaubert hatte bis zum 9. die Antwort der Pforte noch nicht erhalten; er erwartete sie in wenig Tagen, und glaubte, sie werde günstig genug ausfallen, um die englische und französische Regierung zur unmittelbaren Eröffnung einer Unterhandlung über die griechische Sache zu bestimmen.

Das Zusammentreffen des russischen Parlamentärs mit den französisch-englischen Anträgen hat in Constantinopel und Pera eine so allgemeine Sensation erregt, daß man dort den Frieden für ganz gewiß ansieht.

Nach meiner Meinung wird alles davon abhängen, wie in London und Paris die Nachricht von der Erscheinung des russischen Parlamentärs in Constantinopel, und mehr noch die Antwort des russischen

Cabinets auf das Protokoll vom 16. November aufgenommen werden wird. Ueber beide Punkte habe ich mich in meiner vertraulichen Mittheilung vom 21. Januar *) erklärt. Später haben wir erfahren, daß Graf Matuschiewitz **) von Petersburg nach London geschickt worden ist, um die Antwort des russischen Cabinets zu erläutern und zu unterstützen.

Noch muß ich melden, daß wir mit der Estaffette vom 10. keinen einzigen umständlichen Bericht des Internuntius erhalten haben. Da derselbe uns durch die am nämlichen Tage abgehende Post gewiß sehr ausführlich von allem was dort vorgegangen ist, unterrichten wird, so hoffe ich, Ihnen in wenig Tagen eine abermalige Communication machen zu können.

3.

Wien, 18. Februar 1829.

Durch einen von dem holländischen Gesandten zu Constantinopel ***) unterm 26. Januar abgesendeten Courier, so wie durch die an demselben Tage abgegangene türkische Post, ist die längst erwartete Antwort der Pforte auf die von jenen Gesandten und dem Herrn Jaubert im Gefolge des Londoner Protokolls vom 16. November gemachten Anträge hier eingelaufen.

Diese Antwort weicht von dem, in meiner Communication vom 21. Januar enthaltenen ersten Entwurf in keinem wesentlichen Punkte ab. Sie lautet in einer wörtlichen Uebersetzung wie folgt:

„Die Pforte muß sich in ihrer gegenwärtigen officiellen Erklärung auf die in den früheren Einladungsschreiben (vom Monat September 1828) an die Herren Botschafter von Frankreich und England ausgesprochenen Grundsätze beziehen. Diesen gemäß verspricht sie, jede Kriegs-Operation gegen Morea bis zum Ausgange der freundschaftlichen Conferenzen zu suspendiren, welche mit den Repräsen-

*) Fehlt.

**) Kaiserl. russ. Staatsrath, dem Fürsten Lieven im Januar 1829 beigegeben.

***) van Zuylen.

tanten jener beiden Höfe baldigst eröffnet werden sollen; sie erwartet die Ankunft dieser Repräsentanten zu Constantinopel, als dem zur Erleichterung und Beschleunigung der Unterhandlungen gelegensten Orte, in der kürzestmöglichen Frist, und spätestens in drei Monaten, einem Zeitraum, der zur Sendung derselben hinreichend betrachtet werden kann."

Diese Antwort wurde am 22. Januar dem Herrn van Zuylen und Herrn Jaubert zugestellt. Beide hatten in ihren vorhergehenden Unterredungen mit dem Reis-Effendi darauf bestanden, daß die Eröffnung der Negociationen nicht ausschließlich auf Constantinopel fixirt, sondern den Höfen die Freiheit gelassen werden sollte, allenfalls einen andern Punkt in Vorschlag zu bringen. Der Reis-Effendi hatte dies Verlangen abgelehnt, und zwar aus dem Grunde, weil er entschlossen sei, die Negociation in eigener Person zu führen, unter den jetzigen Umständen aber sich nicht von der Hauptstadt entfernen kann. Jaubert und van Zuylen verfügten sich daher am 25. Januar abermals zu ihm und erhielten endlich von ihm die mündliche Erklärung:

> „daß, so sehr die Pforte auch wünschen müsse, den Sitz der bevorstehenden Negociation in Constantinopel fixirt zu sehen, sie dennoch nicht unbedingt auf diesem Punkte beharren, sondern den Bevollmächtigten frei stellen wolle, sich an irgend einen in der Nachbarschaft der Hauptstadt befindlichen Ort, z. B. nach der Prinzen-Insel (3 oder 4 Stunden von Constantinopel), nach Scutari oder einem der Dörfer an den Ufern des Bosphorus zu begeben."

Gegen die Anwesenheit eines russischen Bevollmächtigten bei den Unterhandlungen hatte sich der Reis-Effendi vom ersten Augenblick an sogar mit Heftigkeit erklärt. Und obgleich die Herren van Zuylen und Jaubert das Aeußerste versuchten, um ihn über diesen Punkt zum Weichen zu bringen, so blieben doch alle ihre Bemühungen vergeblich. — Von der Zulassung griechischer Deputirten, die Jaubert anfänglich ebenfalls verlangt hatte, war im weiteren Verlauf seiner Gespräche mit dem Reis-Effendi nicht mehr die Rede.

Wenn man bei dem buchstäblichen Inhalt der Antwort der Pforte stehen bleibt, so kann man nicht umhin, sie für befriedigend zu erklären. Die beiden Hauptartikel der Declaration vom 16. November — 1. die einstweilige Suspension der Feindseligkeiten gegen Morea und die benachbarten Inseln, — 2. die Eröffnung einer Unterhandlung (wenigstens mit zweien der verbündeten Mächte) über das definitive Schicksal der Griechen — sind vollständig angenommen, und die Pforte legt selbst große Bereitwilligkeit an den Tag, jene Unterhandlung bald möglichst in Gang zu bringen.

Geht man aber in eine nähere Zergliederung der Ausdrücke dieser Antwort ein, so läßt sich nicht leugnen, daß sie noch zu vielen Bedenklichkeiten Anlaß gibt. Die Pforte bezieht sich ausdrücklich auf die in den frühern Einladungsschreiben an die zwei Botschafter angekündigten Grundsätze, die auch den bevorstehenden Unterhandlungen zur Basis dienen sollen. Unter jenen Grundsätzen versteht sie, daß der Sultan wieder in den Besitz der vollen Souverainität über sämmtliche griechische Provinzen gelange; daß die Griechen seine Unterthanen (Rayas) bleiben; und daß die Freiheiten und Vortheile, deren sie in ihrer inneren Landesverwaltung, in ihrem Handelsverkehre u. s. w. genießen sollen, nicht als Rechte, worauf sie Anspruch hätten, sondern als freiwillige Concessionen des Sultans — (höchstens unter die Garantie der intervenirenden Mächte gestellt) gelten. Wenn man diese Bedingungen mit der Sprache, welche die verbündeten Mächte seit zwei Jahren fortdauernd geführt haben, mit den Ansprüchen und Erwartungen der Griechen, und mit den überall in Europa verbreiteten Vorstellungen von dem, was man die Befreiung Griechenlands nennt, zusammenhält, so ergibt sich, daß sämmtliche Parteien, die an der bevorstehenden Negociation entweder unmittelbar oder mittelbar Theil nehmen müssen, noch durch weite Klüfte von einander getrennt sind.

Es kann jedoch dieser Umstand nur über den Ausgang der Negociation Besorgnisse erregen. Die Eröffnung derselben wird (meines Erachtens) keinem Zweifel unterliegen, wenn England und Frankreich den Gesinnungen und Dispositionen treu geblieben sind, die sie in der Conferenz vom 16. November aussprachen, und die

namentlich das brittische Ministerium, in den letzten drei Monaten bei jeder Gelegenheit, bestimmt und nachdrücklich geäußert hat. In diesem Falle muß die Erklärung der Pforte (die zwischen dem 24. und 26. d. M. nach Paris und London gelangen wird) die Absendung englischer und französischer Bevollmächtigten unfehlbar zur Folge haben. Ob und in wie fern wir aber zu dieser Voraussetzung noch heute berechtiget sind? — das verdient eine nähere Prüfung, die vor der Hand nur auf Hypothesen beruhen kann, weil es unmöglich ist, in Voraus zu bestimmen, was in der Zwischenzeit in London verhandelt und beschlossen sein wird.

Um den gegenwärtigen Stand der Dinge zwischen den drei alliirten Mächten zu fassen, muß man auf folgende Data Rücksicht nehmen.

Nach der Unterzeichnung des Protokolls vom 16. November erging von den beiden Höfen von Paris und London an den Kaiser von Rußland der Antrag, er möge entweder an der über die griechischen Angelegenheiten mit der Pforte zu eröffnenden Unterhandlung selbst Theil nehmen, oder wenn keine Hoffnung wäre, daß die Pforte seinen Abgeordneten zuließe, denen der beiden anderen Höfe seine Vollmachten ertheilen.

Hierauf erwiderte der russische Hof, er sei bereit, den französischen und englischen Gesandten seine Vollmachten zu ertheilen, wenn zuvor die drei Mächte sich in der Londoner Conferenz über die vier Hauptpunkte in der griechischen Sache: 1. Griechenlands künftige Grenzen; 2. Regierungsform; 3. Tribut an die Pforte zahlbar; 4. Entschädigung der Türken für ihr verlorenes Eigenthum — vereiniget hätten. Zum Behuf dieser Vereinigung (die bereits vor zwei Jahren hätte erfolgen sollen!) schlug Rußland jetzt vor, die Grenzen des neuen griechischen Staates weit über den Isthmus von Corint hinaus und zum Mindesten bis an den Meerbusen von Volo und den von Arta auszudehnen; in Ansehung der Regierungsform aber diesem neuen Staat eine monarchische zu geben, ohne näher zu bestimmen, wer dort regieren sollte.

Mit diesen Vorschlägen wurde der Staatsrath Matuschiewitz nach London gesendet, und trat gleich nach seiner Ankunft mit den englischen Ministern in Besprechungen, deren Resultat uns bis jetzt noch nicht bekannt ist.

Die russischen Vorschläge, an und für sich selbst unausführbar, waren mit den Absichten des brittischen Ministeriums so ganz im Widerspruch, daß sie wahrscheinlich ohne Erfolg geblieben wären, wenn die englischen Minister mit Matuschiewitz allein zu kämpfen gehabt hätten.

Mittlerweile hat aber die Frage in Paris eine veränderte Gestalt gewonnen. Es sei, daß seit der Entfernung des Grafen La Ferronnaye das französische Ministerium von dem System, welches dieser Minister in den letzten drei Monaten mit England verabredet hatte, freiwillig abwich; es sei, daß das Geschrei der Opposition in den Kammern die Regierung gezwungen hat, sich von der früher eingehaltenen Linie zu entfernen — gewiß ist, daß man in Paris die Beschlüsse vom 16. November nicht ferner zur Regel nehmen will. Man nimmt vielmehr seine Zuflucht zu dem Schlußbericht, welchen die Minister der drei Höfe vor ihrer Abreise von Poros unterm 12. Dezember erstattet haben. Nach diesem Bericht würde die Grenze Griechenlands (wie nach den russischen Anträgen) bis an die Meerbusen von Volo und Arta reichen, so daß die Pforte einen Theil von Epirus, Acarnanien, Livadien, Böotien, Attica, ja vielleicht selbst Negropont verlöre. Ferner würde die Regierungsform eine (in der Familie Capodistrias) erbliche Präsidentschaft sein. Das französische Cabinet, welches in diesen Vorschlägen ein Mittel, Rußland zufrieden zu stellen sieht, verlangt daher, daß bei den ferneren Conferenzen in London der obgedachte Bericht vom 12. December (und nicht das Protokoll vom 16. November) zur Grundlage genommen werde. Und mit dieser Instruction versehen, kehrt der Prinz von Polignac nach London zurück.

Wenn das englische Ministerium von seinen früheren Erklärungen nicht abgeht, oder gar die Unterhandlung mit der Pforte auf den Grund jener Erklärungen allein anknüpft, so ist ein Bruch der Allianz nicht unmöglich. Wenn hingegen das englische Ministerium, den vereinigten Anträgen des französischen und russischen nachgibt, und dann

der Pforte zumuthet, die Negociation **auf dieser neuen Basis**, das heißt **auf ganz veränderte Bedingungen** einzugehen, so läßt sich fast mit Sicherheit voraussehen, daß diese Negociation — wenn auch die Bevollmächtigten sich wirklich auf den Weg begeben — entweder nie beginnen, oder ohne allen Erfolg endigen wird.

Der fernere Gang und das endliche Schicksal der Sache hängt jetzt einzig und allein an den Beschlüssen der Londoner Conferenz. Die Pforte hat das Ihrige gethan; die Reihe ist nunmehr an den verbündeten Mächten.

4.

Den 22. Februar 1829.

Wir haben diesen Morgen einen Courier mit Nachrichten aus London vom 12. und aus Paris vom 14. erhalten.

Von Frankreich sage ich Ihnen nichts, weil Sie hievon so gut unterrichtet sind als ich. Das Verderben geht dort seinen Weg, und jeder Tag rückt dem Zeitpunkt näher, wo eine neue gewaltige Krisis über das fernere Schicksal Frankreichs entscheiden wird.

Das englische Ministerium ist beinahe ausschließend mit der großen Maßregel der irländischen Emancipation beschäftigt. Man glaubt, daß Wellington den Sieg davon tragen wird, aber nicht ohne zuvor die fürchterlichsten Hindernisse beseitigt und die heftigsten Schlachten geliefert zu haben. Die Nation ist in einer Gährung, wie man sie seit langen Jahren nicht erlebte. Man traut selbst dem Könige nicht ganz; und Manche besorgen, er habe dem Herzog seine Zustimmung zu einem Entschluß, gegen welchen er sich noch vor wenig Wochen sehr stark aussprach, nur in der geheimen Hoffnung gegeben, daß er nicht stark genug sein würde, um ihn durchzusetzen.

Matuschiewitz benimmt sich so, als wäre er blos zu seinem Vergnügen in London, dringt wenig oder gar nicht auf Beschleunigung seiner Geschäfte und scheint es darauf angelegt zu haben, seinen Aufenthalt möglichst zu verlängern.

Es haben bisher nur zwei Conferenzen (zwischen den Bevollmächtigten der **drei** Höfe) statt gehabt; eine am 10., die andere am

12. Februar. In diesen hat man über die Frage von den Grenzen Griechenlands viel gesprochen und disputirt, ohne zu irgend einem Beschluß zu gelangen. Der französische Chargé d'affaires Roth hat vorgeschlagen, den Bericht der drei Gesandten in Paris und die darin enthaltenen Anträge mit den Instructionen des russischen Cabinets möglichst zu vereinigen, das heißt, eine Grenzlinie zu unternehmen, die nicht ganz so weit wie die von Rußland verlangte, aber doch viel weiter als die von England vorgeschlagene reichte.

Am 8. d. versicherte Lord Aberdeen noch dem Fürsten Eßterhazy sehr bestimmt, man erwarte nur die Antwort der Pforte, um im Fall sie den Waffenstillstand annähme, sogleich die englischen und französischen Gesandtschaften von Neapel nach Constantinopel abgehen zu lassen. Am 12. hatte sich die Sprache aber bereits geändert; und obgleich Lord Aberdeen auch an diesem Tage noch erklärte, „England könne und werde von der früher ausgesprochenen Grenzbestimmung (Morea und Cycladen) nicht abweichen", so bemerkte doch unser Botschafter, daß die zweideutige Stellung des französischen Cabinets die englischen Minister nicht wenig beunruhigt, und hielt es für zweifelhaft, daß sie allein dem vereinten Treiben der beiden andern die Spitze bieten würden.

Die Antwort der Pforte, die vor Ende dieses Monats in London ankommen muß, wird wahrscheinlich diese Sache zur Entscheidung bringen. Sie sehen aber aus dem Bisherigen, daß wir von einer Beendigung derselben noch weit, sehr weit entfernt sind. Denn, wenn England auch nur in dem Punkte der Grenzbestimmung (der drei oder vier anderen Hauptfragen nicht zu gedenken) nachgeben sollte, so kann man sich wirklich die Mühe ersparen, mit den Türken in eine Unterhandlung zu treten, die in diesen Fall sicher zu Nichts führen würde.

Uebrigens bitte ich alles hier Gesagte nur als eine ganz confidentielle Mittheilung zu betrachten, bei der ich keine andere Absicht habe, als Sie von dem gegenwärtigen Stande der Dinge zu unterrichten.

5.

Den 5. August 1829.

Die Friedenshoffnungen sind vor der Hand wieder ganz verschwunden. Die Berichte der beiden Botschafter beweisen, daß sie sich selbst von dem Erfolg ihrer Unterhandlungen nichts versprechen. Gordon *) wird mit Ehre, Vertrauen und Freundschaft überhäuft, und der Reis-Effendi versichert ihm bei jeder Gelegenheit, „daß die Pforte von England allein ihr Heil erwarte". Sobald aber das Gespräch auf die kritischen Punkte fällt, beschränken sich alle Antworten auf hartnäckigen und unüberwindlichen Widerstand. Der Sultan will von Emancipation der Griechen so wenig als von dem Tractat von London hören; und ein Mann, der ihn durch mehrere Jahre in der Nähe beobachtet hat, versicherte mich kürzlich, daß er nicht nachgeben würde, wenn auch eine Armee vor Constantinopel stände.

Die Sendung des General Müffling ist, wie ich Ihnen schon neulich gemeldet habe, die einzige Chance für den Frieden. Indessen bin ich weit entfernt zu glauben, daß auch diese sehr ausgiebig sein sollte.

Dagegen hat jetzt ein neuer Act des Krieges begonnen. Nach dem Uebergange der Russen über den Kamtschik ist der Uebergang über den Balkan nicht mehr zu bezweifeln; und wenn die Türken sich jenseits des Gebirges so schlecht vertheidigen, wie sie es in den Gefechten diesseits gethan haben, so sieht man nicht ab, was den General Diebitsch hindern könnte, bis Adrianopel vorzubringen.

Gleichwohl läßt sich nicht leicht begreifen, wie eine Armee von einigen 30.000 Mann es wagen könnte, gegen Constantinopel zu marschiren. Nach den eigenen Angaben der Russen in ihrem letzten Bulletin besteht ihre operirende Macht (außer den vor Schumla zurückgebliebenen 14.000 Mann) in 56 Bataillons und 28 Escadrons, das heißt, 28.000 Mann Infanterie und 3000 Mann Cavallerie. Auf der Flotte des Admiral Greigh können höchstens 6000 Mann eingeschifft sein. Dies ist nicht eine Armee, womit man das türkische Reich über den Haufen wirft, zumal wenn man die Pest an seiner Seite und die

*) Englischer Botschafter in Constantinopel.

Hungersnoth im Rücken hat. Diebitsch spielt daher noch immer ein sehr gewagtes Spiel; und nur der höchste Grad von Schlaffheit bei den Türken, oder — ein Aufstand gegen den Sultan (den ich nicht für unmöglich halte) kann es ihm gewinnen machen.

6.

Nachrichten aus Constantinopel vom 26. September 1829.

Der Friedenstractat ist am 25. Abends vom Sultan ratificirt worden. Der russische Capitän Duhamel, welcher bestimmt war, dem General Paskiewich die Anzeige von dem geschlossenen Frieden zu überbringen, wollte Constantinopel nicht eher verlassen, als bis die Ratification wirklich erfolgt sein würde. Es stand also seiner Abreise nach Asien nichts mehr entgegen.

Die außerordentliche Gesandtschaft, die der Sultan nach Petersburg sendet, erwartet nur die Pässe des General Diebitsch, um sich nach Odessa zu begeben. Die Wahl des Sultans ist auf ein Individuum gefallen, welches alle zu diesem Geschäft erforderlichen Eigenschaften vereinigt. Dies ist Halil-Pascha, der adoptirte Sohn des Seraskier Chozrew (heute des mächtigsten Mannes in der Türkei und größten Favoriten des Sultans) — ein junger Mann von 26 Jahren, von sehr angenehmer Figur, feinen Sitten, gleich ausgezeichnet durch Kenntnisse und Bravour, welcher in dem jetzt geendigten Kriege die regulären Truppen commandirte und das Verdienst hat, diese, die letzte Hoffnung des türkischen Reiches, in bester Ordnung nach Constantinopel zurückgeführt zu haben. Er wird in Petersburg sicher sehr gut aufgenommen werden. Sein Gefolge besteht in 50 bis 60 Personen; er soll dem Kaiser ein eigenhändiges Schreiben des Sultans und reiche Geschenke überbringen.

Die Aufträge, die Halil-Pascha in Petersburg ausrichten soll, beziehen sich vorzüglich auf folgende Punkte:

1. Abkürzung der in den Tractaten festgesetzten Termine zur Räumung der von den Russen occupirten Provinzen;

2. Verminderung der als Kriegs-Entschädigung geforderten Summe;

3. gleichmäßige Herabsetzung der Entschädigungssumme für die russischen Handelsleute, und Geltendmachung der in dem Tractat von Ackerman ausdrücklich stipulirten Clausel, nach welcher die türkischen Unterthanen zu gegenseitigen Schadloshaltungen berechtigt waren;

4. Protestation gegen den Artikel wegen der von den Serbiern reclamirten sechs Districte (die übrigens nicht von großer Bedeutung sind, und keineswegs — wie man im Publicum fälschlich glaubt — Districte von Bulgarien und Rumelien sind);

5. Abänderung einiger Dispositionen in dem Artikel über die freie Schiffahrt durch den Bosphorus;

6. Nähere Bestimmung der Stipulationen des Protokolls vom 22. März in Betreff der Grenzen Griechenlands.

Ueber diesen letzten, wichtigen Gegenstand hat die Pforte gleichzeitig eine Note an die Botschafter von England und Frankreich erlassen, worin sie die verderblichen Folgen der Abtretung von Negroponte und andern Districten diesseits des Isthmus von Korinth aus einander setzt, und die Mächte beschwört, sie von diesen Abtretungen zu befreien. Hierbei ist zu bemerken, daß, da die Pforte im 10. Artikel des Friedenstractats sich den Bestimmungen des Protokolls vom 22. März, ohne Einschränkung unterworfen hat, Rußland in eine wesentliche Modification des Artikels wegen der Grenzen schwerlich willigen wird. Indessen kann diese Frage nicht von Rußland allein, sondern sie muß in der Conferenz zu London entschieden werden, wo sie wahrscheinlich noch schwere Discussionen veranlassen wird, da England jederzeit gegen die Erweiterung der Grenzen über den Isthmus hinaus protestirt hat.

Nachrichten aus Petersburg vom 30. September.

Am 29. Abends kam die Nachricht von Unterzeichnung des Friedens in Petersburg an. Im ersten Augenblick erregte sie allgemeine Freude; aber bereits am folgenden Tage ließ die Kritik sich vernehmen. Man war unzufrieden, daß die russische Armee nicht ihren Marsch bis Constantinopel fortgesetzt und dort den Frieden dictirt hatte, welches nicht gethan zu haben, dem General Diebitsch (wenn er auch dazu

autorisirt gewesen wäre) in den Augen aller vernünftigen Menschen — nur nicht der französischen und deutschen Zeitungsschreiber — zum größten Ruhme gereicht. Man tadelte ferner, daß Rußland die Gelegenheit nicht benutzt habe, die Fürstenthümer gleich zu incorporiren. Man fand überhaupt den Friedensschluß zu großmüthig.

Der Kaiser hingegen scheint diese Meinung durchaus nicht zu theilen. Er ist aufrichtig froh, das Ende eines höchst kostspieligen Krieges erreicht zu haben, und vollkommen geneigt, der Pforte einen Theil der ihr aufgelegten Contributionen zu erlassen. Er hat sogar den Wunsch, seine Truppen baldmöglichst aus den occupirten Ländern zurück zu ziehen, und wird, wenn nicht feindselige Rathgeber seine ersten Entschlüsse umstimmen, jedem auf Abkürzung der Occupation gerichteten Vorschlage Gehör geben.

Die türkische Gesandtschaft, so sehr sie auch das Gefühl der Ohnmacht von Seiten der Pforte beweiset, kann daher für die Befestigung des Friedens sehr günstige Folgen haben.

7.

Wien, 21. August 1830.

In der heutigen Lage der Dinge kann ich von hier aus nur über einen einzigen Gegenstand sprechen, der Ihre Freunde interessirt; nämlich über die Dispositionen, in welchen die hiesige Regierung die wichtigen Veränderungen in Frankreich aufgenommen hat, und welche ihren fernern politischen Gang bestimmen werden.

Ob wir gleich die neueste Revolution für die entscheidendste und vollständigste halten, die Frankreich erlebt hat, und der Einfluß — zunächst der moralische, weiterhin der politische — den sie auf die benachbarten und sämmtliche europäische Staaten haben kann, uns nicht ohne bange Besorgnisse läßt, so erkannte doch Fürst Metternich vom ersten Augenblick an die Nothwendigkeit, sich jeder Theilnahme und Einmischung in die innern Staatsverhältnisse Frankreichs sorgfältig zu enthalten. Als der Fürst am 6. d. M. Königswart verlies, begab er sich nach Carlsbad und hatte dort mit Graf Nesselrode eine

vertrauliche Conferenz, in welcher folgendes als erste vorläufige Grundlage der von den Cabineten anzunehmenden Stellung festgesetzt wurde: „Adopter pour base générale de notre conduite, de ne point intervenir dans les démêlés intérieurs de la France, mais de ne point souffrir, de l'autre côté, que le Gouvernement Français porte atteinte aux intérêts matériels de l'Europe, tels qu'ils ont été établis et garantis par les transactions générales (de 1814, 15 et 18) ni à la paix intérieure des Etats qui la composent."

Die Nachrichten aus London, die frühzeitig bewiesen, daß England seiner Seits in Hinsicht auf die französische Krisis die strengste Neutralität beobachten wollte, trugen nicht wenig dazu bei, diese ersten Entschlüsse zu befestigen.

Am 10. kam Fürst Metternich nach Wien zurück, und am 14. früh erhielten wir durch einen Courier des Hauses Rothschild die erste Nachricht von der Erhebung des Herzogs von Orleans auf den französischen Thron.

Mittlerweile brachten mehrere Depeschen aus Berlin uns die Gewißheit, daß man dort die Absichten unseres Cabinetes vollkommen theilte und jeder Intervention in den französischen Angelegenheiten durchaus fremd bleiben wollte. Bei der Zusammenkunft, die der Fürst Metternich auf seiner Reise nach Königswart mit dem Könige von Preußen zu Teplitz gehabt, hatte sich ergeben, daß zwischen Oesterreich und Preußen in Bezug auf alle politischen Fragen das glücklichste Einverständniß obwaltete; es war also vorauszusehen, daß auch in dieser großen Sache beide Höfe auf Einer Linie gehen würden; und eine wichtige Erklärung, die das Berliner Cabinet vor wenig Tagen nach Wien und Petersburg abgegeben hat, läßt keinen Zweifel, daß Oesterreich und Preußen, von gleichen Gesinnungen beseelt, die Aufrechthaltung des Friedens zu ihrem gemeinschaftlichen Geschäft machen werden.

Was in Rußland beschlossen worden, ist uns noch nicht bekannt. Wir haben aber alle möglichen Gründe zu vermuthen, daß der Kaiser von dem zwischen Graf Nesselrode und Fürst Metternich verabredeten System nicht abweichen wird. Es ist von unserer Seite in Vorschlag gekommen, eine Art von permanenter Ministerial-Conferenz zwischen den Gesandten der drei großen Continentalhöfe (so wie solche durch

mehrere Jahre in Paris bestanden hat) in Berlin zu eröffnen, um fortdauernde Berathungen und Communicationen über die Maßregeln, welche die gegenwärtigen Umstände erfordern können, in einem gemeinschaftlichen Correspondenzpunkte zu vereinigen. Allem Vermuthen nach wird das russische Cabinet diesem Vorschlage beistimmen.

Man erwartet nun von einem Tage zum andern die ersten Mittheilungen und Aufforderungen von Seiten des neuen Königes von Frankreich. Sobald diese erfolgt sind, wird die förmliche Anerkennung der neuen Regierung, ohne allen Anstand, stattfinden. Die drei Höfe werden zwar ihren Erklärungen die nothwendige Bedingung beifügen, „daß Frankreich nichts unternehme, was den Frieden seiner Nachbarn stören könne"; da man aber mit Recht voraussetzen darf, daß die erste von Paris ausgehende diplomatische Erklärung sich über diesen Punkt schon auf eine beruhigende Art äußern wird, so werden die auswärtigen Mächte sich ihrer Seits um so leichter und in Worten, die für Frankreich nichts anstößiges haben können, hierüber auszusprechen im Stande sein.

Die hiesige Regierung trifft allerdings Anstalten zur Verstärkung der Armee; sie sind jedoch von der Art, daß sie bei dem vernünftigen Theil des Publikums keine gegründeten Besorgnisse erregen können. Sie beziehen sich blos auf den (in der That sehr schwachen) Stand der Infanterie. Die angeordnete Vermehrung beläuft sich effectiv auf 40 höchstens 50 Mann per Compagnie, welches 4 bis 500 per Regiment ausmacht; und von dieser Vermehrung werden wenigstens ²/₃ nach der Exercierzeit wieder entlassen. Von Truppenconcentrirung, Observationscorps u. s. f. ist bisher nicht ernstlich die Rede gewesen. Die Truppenzahl in den italienischen Provinzen, die sich kaum auf 30.000 Mann beläuft, wird wahrscheinlich, doch ohne alles Aufsehen, verstärkt werden, da dies heute unsere verwundbarste Seite ist, und obschon in unseren eigenen dortigen Provinzen sich nicht das geringste Merkmal von Unruhen zeigt, doch die benachbarten Länder, besonders Piemont, und die päpstlichen Legationen, durch die Erschütterungen in Frankreich leicht bewegt werden können. Es ist daher eine unausweichliche Nothwendigkeit für unseren Hof, Italien nicht aus dem Gesicht zu verlieren. Indessen wird man auch dort mit größter Behut-

samkeit zu Werke gehen, und in sofern nur Frankreich nicht durch unzeitige Einmischung oder Aufwieglung die Ruhe dieser Staaten compromittirt, wird unser Hof durch guten Rath und vernünftige Vorstellungen jedem Ausbruch, der unsere Neutralität in Gefahr setzen könnte, sorgfältig vorzubeugen wissen.

Die oberste Leitung der Geschäfte liegt, wie bisher, in den Händen des Fürsten Metternich und des Grafen Kolowrat. Daß diese, durchaus friedlich gesinnten Minister alles aufbieten werden, um Oesterreich nicht nur gegen die Gefahr eines Krieges zu schützen, sondern auch vor kostspieligen Anstrengungen zu bewahren, die Finanzen möglichst zu schonen und den Handels- und Gewerbestand nicht durch unnütze Demonstrationen zu beunruhigen, darauf darf man mit Sicherheit rechnen. Und da sich alles vereinigt, um die Hoffnung zu begründen, daß Preußen, Rußland und England das nämliche System unverrückt befolgen werden, so ist man vollkommen berechtigt zu glauben, daß, wenn die jetzige französische Regierung sich nur in ihrem Innern zu behaupten und zu consolidiren vermag, die Ruhe von Europa durch die letzten Katastrophen in Frankreich nicht gefährdet werden wird.

8.

Wien, den 5. December 1830.

Die neuesten Berichte aus Paris haben auf das hiesige Cabinet einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Die Dispositionen des jetzigen französischen Ministeriums sind von der Art, daß sie jede vernünftige Besorgniß über die heutige Stellung Frankreichs gegen das Ausland entwaffnen müssen.

Die Aeußerungen des Generals Sebastiani *) gehören einem Systeme an, dessen Tendenz zur Aufrechthaltung des Friedens unverkennbar ist. Sein Wunsch, mit den auswärtigen Höfen und namentlich mit Oesterreich die freundschaftlichsten Verhältnisse zu unterhalten, spricht deutlich seine politischen Grundsätze aus, und die ehrenvolle

*) Minister des Aeußeren

Meinung, die er von dem Chef des österreichischen Cabinets hegt, betrachte ich als eine sehr willkommene Vorbedeutung.

Die Erklärungen dieses Ministers über die belgischen Angelegenheiten, und besonders über die luxemburgische Frage, lassen nichts zu wünschen übrig.

Im gleichen Sinne und mit derselben Zuversicht drückt sich Herr Lafitte *) bei jeder Gelegenheit aus. Weit entfernt, revolutionären Bewegungen in den benachbarten Ländern irgend einen Vorschub leisten zu wollen, ist er vielmehr entschlossen, jeden Versuch der spanischen und italienischen Flüchtlinge, die Ruhe der Länder, aus welchen sie verbannt waren, zu stören, durch die nachdrücklichsten und wirksamsten Maßregeln zu hintertreiben. Die Gesinnungen des Königes selbst sind nicht minder beruhigend und loyal; und er hat sie in verschiedenen langen und vertraulichen Gesprächen mit Graf Apponyi auf eine so unzweideutige Weise an den Tag gelegt, daß ich kein Bedenken mehr trage, den Verdacht, als ob der König insgeheim den Krieg wünsche, für vollkommen grundlos zu erklären.

Zur Bestätigung dieser meiner Ansicht mögen folgende Beweise dienen.

Der König betrachtet das Fehlschlagen der Unternehmungen der spanischen Insurgenten als ein wahres Glück und eine große Satisfaction für seine Regierung. Daß an den Grenzen von Italien ein ähnlicher Versuch sich nicht erneuern soll, dafür glaubt er haften zu können.

Das Decret des belgischen Congresses, welches die Mitglieder des Hauses Oranien von der Regierung des neuen Staates ausschließen soll, bedauert der König auf's Lebhafteste, und hat am 22. v. M. einen eigenen Agenten an den französischen Commissär Bresson nach Brüssel abgesendet, um den Congreß von diesem Beschluß abmahnen, und ihm andeuten zu lassen, daß, wenn er thöricht genug wäre, durch diesen, oder ähnliche Mißgriffe, die benachbarten großen Mächte gegen sich aufzubringen, die Verantwortung davon ihn allein treffen, Frankreich hingegen ihm keine Art von Unterstützung leisten

*) Präsident des Ministerrathes und Finanzminister.

würde. Der Wunsch des Königs war, daß der Sohn des Prinzen von Oranien mit einer Regentschaft während seiner Minderjährigkeit zum Souverain ernannt werden möchte.

In seinem letzten Gespräch mit Graf Apponyi drückte er sich folgendermaßen aus (Graf Apponyi citirt seine eigenen Worte): „Unsere Grenzen sind nicht die besten, ich thue aber ein für allemal Verzicht darauf, sie zu verrücken. Fern von mir sei jeder Gedanke an Eroberungen oder Vergrößerungen! Ein glücklicher Krieg könnte Hoffnungen dieser Art bei der französischen Nation erwecken. Eben deshalb muß der Krieg vermieden werden. Greift man uns an, so würde das Volk einen Aufschwung nehmen, dem die Regierung nicht mehr Einhalt zu thun vermöchte. Die Folgen würden dann unberechenbar sein. Die Republik, die Propaganda, die allgemeine Zerstörung — das wären die Uebel, die ein Krieg über Frankreich — und über Europa verbreiten würde!"

Ein Fürst, der solche Gesinnungen äußert, müßte der strafbarste aller Heuchler sein, wenn es Ihm mit dem Wunsche, den Frieden zu erhalten, nicht Ernst sein sollte.

General Sebastiani sagt: „Schwierigkeiten scheuen wir nicht; wir werden sie, dem Frieden zu Liebe, alle überwinden. Wenn man aber geflissentlich Vorwände suchen sollte, um uns in Feindseligkeiten zu verwickeln — dann könnte man uns für nichts mehr verantwortlich machen."

Die erste Nachricht von den Rüstungen Rußlands hatte die Regierung einigermaßen alarmirt. General Sebastiani begab sich selbst (ungeachtet der persönlichen Feindschaft, die bekanntlich zwischen ihm und General Pozzo besteht) zu dem russischen Botschafter, und bat ihn um eine Erklärung über diese unerwartete Demonstration. Er erhielt zur Antwort: die Maßregeln des Kaisers wären vermuthlich durch die Nachrichten von dem Volksaufstande in der Nacht vom 18. October, und die Vorgänge in den Niederlanden veranlaßt worden; die in mehreren Theilen des russischen Reiches herrschende Krankheit und die dadurch bewirkte Nothwendigkeit einer Dislocation der Truppen möchte ebenfalls dazu beigetragen haben. Uebrigens dürfe man nie vergessen, daß bei der Größe des Reiches selbst bloße Vorsichtsmaßregeln viel Zeit erforderten; in Rußland rechne man nach Jahren, wo andere

Staaten nur Monate brauchten. — Ich habe Gründe zu glauben, daß General Pozzo den Befehl erhalten wird, oder bereits erhalten hat, noch bestimmtere und befriedigendere Erklärungen abzugeben.

Die belgische Revolution, die Vielen noch ein schwerer Stein des Anstoßes zu sein scheint, kann nach dem Gange den sie genommen hat, keinem europäischen Hofe zum Grunde oder auch nur zum Vorwande eines Krieges dienen. Wenn die Mächte die Waffen ergriffen hätten, um die durch europäische Tractate gestiftete Vereinigung zwischen Belgien und Holland aufrecht zu halten, so hätte man sie in völkerrechtlicher Rücksicht nicht tadeln können. Sie haben aber die Trennung der beiden Länder zugegeben, zuletzt sogar gebilligt; der König der Niederlande selbst hat ihre Nothwendigkeit anerkannt, und die ganze holländische Nation sich Glück dazu gewünscht. Nachdem dies geschehen, gab es einen zweiten wichtigen Punkt, der dem übrigen Europa nicht gleichgültig sein konnte; nämlich die Gefahr, das abgesonderte Belgien mit Frankreich vereinigt zu sehen. Diese Gefahr ist beseitiget; bei den Deliberationen des Brüßler Congresses hat sich gezeigt, daß nur eine geringe Minorität für die Vereinigung mit Frankreich gestimmt war; und die französische Regierung selbst hat keinem Vorschlage, der dazu hätte führen können, Gehör gegeben. — Was jetzt noch zu reguliren bleibt — die Wahl des künftigen Fürsten und die nähere Bestimmung der Grenzen zwischen Holland und Belgien — wird entweder der Dazwischenkunft der Fremden überhaupt nicht, oder wenigstens keiner bewaffneten bedürfen. Die Ministeral-Conferenz zu London hat keinen anderen Charakter als den eines neutralen Vermittlers in Anspruch genommen; mit dem Abschluß des Waffenstillstandes wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihr Geschäft geendiget sein; und es ist sogar zweifelhaft, ob das jetzige englische Ministerium nicht die Fortdauer dieser Conferenz mit seinen früher ausgesprochenen Grundsätzen absoluter Neutralität unvereinbar finden wird.

Der einzige Artikel in dem gegenwärtigen Verhältnisse Belgiens, der zu ernsthaften Verwickelungen führen könnte, ist das künftige Schicksal des Großherzogthums Luxemburg. Der deutsche Bund hat seine rechtmäßigen Ansprüche auf dieses kleine Land auf diplomatischen Wegen geltend gemacht, und wird sich vielleicht genöthiget glauben,

sie durch eine Militär-Occupation zu sichern. Die französische Regierung hat erklärt, daß sie den Maßregeln des Bundes nichts entgegensetzen würde. Unter diesen Umständen ist es nicht wahrscheinlich, daß der belgische Congreß die Sache bis zur Extremität bringen, und um den Besitz des Großherzogthums, dessen wichtigster Punkt, die Festung Luxemburg, sich ohnehin in den Händen einer deutschen Garnison befindet, sich die Feindschaft des gesammten deutschen Bundes zuziehen sollte.

Ich glaube daher mit vollem Rechte behaupten zu können, daß die niederländische Frage durchaus keine Kriegesfrage (question de guerre) mehr ist, noch eine Kriegesfrage werden kann, wenn man sie nicht muthwillig in eine solche verwandeln will. Ich gehe weiter, und sage: es gibt in diesem Augenblick gar keine politische Complication in Europa, die nicht ohne alle Schwierigkeit friedlich ausgeglichen werden könnte. Die Gefahr des Krieges liegt nicht in den Dingen, sondern in den Menschen, in dem Widerwillen einiger großen Cabinette gegen das durch die letzte Revolution in Frankreich erzeugte Regierungssystem, in dem ohnmächtigen Kitzel einiger Minister, diesen Widerwillen bei jeder Gelegenheit zur Schau zu tragen, in den eitlen Drohungen, den öffentlich ausposaunten Rüstungen, in allen den prahlerischen Demonstrationen, womit man Frankreich zu imponiren oder zu schrecken glaubt, indeß man dadurch Frankreich nur reizt, und seine eigenen Unterthanen entmuthiget. Die Wirkung solcher Demonstrationen auf eine lebhafte und feuerfangende Nation, wie die französische, ist nicht zu berechnen; und wenn man sich in allen benachbarten Staaten zum Kriege vorbereitet, oder doch vorzubereiten scheint (und scheinen will), so ist die französische Regierung zu ihrer Selbstvertheidigung nicht allein befugt, sondern verpflichtet, auch ihrer Seits Kriegsrüstungen zu veranstalten. Aus diesen wechselseitigen Vorbereitungen können wechselseitige Beschwerden, Erklärungen und Gegenerklärungen entspringen, und zuletzt der wirkliche Krieg, den ursprünglich Niemand im Ernst gewollt hat, herbeigeführt werden. Wir haben alle möglichen Gründe zu hoffen, daß der heutige moralische und ökonomische Zustand aller Länder, die Creditlosigkeit aller Regierungen, die leider allgemeine Unzufriedenheit der Völker, der definitive Austritt

Englands, und eine Menge anderer Umstände, die mehr als je zuvor über jede gewagte Unternehmung den Stab brechen, den ruhestörenden Mißgriffen das Gegengewicht halten und die Explosion verhindern werden; sollte aber, allen vernünftigen Erwartungen zum Trotz, das Unheil eines allgemeinen Krieges, mit seinem (von dem Könige Ludwig Philipp so richtig geschildertem) Gefolge von allgemeiner Revolution und allgemeinem Bankerott über die Welt verhängt sein, so darf man zum Voraus mit Zuversicht erklären, daß nicht eine unvermeidliche Nothwendigkeit, sondern allein die Irrthümer und Leidenschaften einzelner Machthaber und verblendeter Rathgeber an der schrecklichsten aller Katastrophen Schuld gewesen sein werden. Noch hängt es durchaus von den Regierungen ab, ihr vorzubeugen.

Es circulirt heute in der Masse der Völker und selbst in vielen denkenden Köpfen eine Meinung, die vielleicht mehr als jede andere, wenn die Regierungen sich nicht sorgfältig dagegen verschließen, dem Kriege den Weg bereiten würde. Es ist die, daß heute in Europa und überhaupt in der civilisirten Welt zwei einander diametral entgegengesetzte Systeme (man bezeichnet sie gewöhnlich mit dem Namen der Legitimität und der Volks-Souveränität) bestehen, daß beide unmöglich neben einander fort bestehen können und daß früher oder später, am besten aber gleich, die Alleinherrschaft des einen oder des andern durch Waffengewalt entschieden werden muß. Diese Meinung wird von leidenschaftlichen Anhängern beider Systeme, von fanatischen Verehrern des alten, und fanatischen Aposteln des neuen, von der Gazette wie vom Globe, von russischen Diplomaten und von Mauguin *) und Consorten mit gleicher Zuversicht und Heftigkeit verfochten. Ich bekämpfe sie mit zwei unüberwindlichen Gründen.

1. Es ist nicht wahr, daß die beiden Systeme nicht neben einander bestehen könnten. Im abstrakten Gegensatz stehen sie sich freilich schroff gegenüber; in der Praxis aber verwischt sich die Differenz zusehends; die mit Recht gefürchtete Volks-Souveränität wird jetzt schon von den besten Köpfen Frankreichs so definirt und paraphrasirt, daß

*) Das bekannte Kammermitglied.

sie unvermerkt in eine neue Legitimität übergeht. Und ziehen wir die Geschichte zu Rathe, so finden wir, daß England, eine constitutionelle Monarchie, durch hundert Jahre mit rein monarchischen Staaten in Freundschaft und engen Bündnissen gelebt hat. Wir finden — was noch viel merkwürdiger ist — daß Katholicismus und Protestantismus, die man wie die beiden Erdpole von einander entfernt glaubte, nach hundertjährigen blutigen Kriegen nicht nur in demselben Welttheil, sondern in demselben Lande und derselben Stadt friedlich neben einander wohnen.

2. Gesetzt endlich, die beiden Systeme, welche gegenwärtig Europa spalten, wären wirklich von so unversöhnbarer Natur, daß das eine oder das andere die Alleinherrschaft an sich reißen müßte — wäre es weise, durch den fürchterlichsten aller Kriege, durch einen Meinungskrieg mit materiellen Waffen, den Ausgang zu beschleunigen? Sind wir unseres Sieges so gewiß, daß wir nicht besser thäten, den Tag der Entscheidung hinaus zu schieben? Oder sollten wir, anstatt mit den uns noch übrigen Kräften vernünftig Haus zu halten, bessere Conjuncturen, vielleicht einen uns günstigen Stillstand, vielleicht einen Umschwung zur wahren Restauration zu erwarten, gleich einem verzweifelten Spieler unsern letzten Rest auf eine Karte setzen, und wenn diese verloren geht, unsere Bücher schließen?

9.

Vienne, le 10 Décembre 1830.

Je Vous écris aujourd'hui en français pour faciliter la communication de ma lettre à Vos amis en France.

L'aperçu que je Vous ai remis le 5 de ce mois, Vous a fait connaître ce que je pensais des relations entre la France et les puissances étrangères. Je Vous ai parlé de la satisfaction avec laquelle notre Cabinet a été informé par le comte Apponyi des dispositions sages, pacifiques et bienveillantes du gouvernement français, et des entretiens confidentiels, que notre ambassadeur a eus tant avec S. M. le Roi, qu'avec M[r]. le général

Sébastiani et M$_r$. Lafitte. Nous serions plus qu'injustes, et nous agirions contre nos plus chers intérêts, si nous ne reconnaissions pas le bien immense, que le Gouvernement actuel peut faire à la France et à l'Europe, en suivant avec persévérance une ligne de conduite, également favorable à la consolidation de son pouvoir, à la prospérité de son pays et à la stabilité de la paix du monde; si nous ne faisions pas les voeux les plus sincères pour que ce gouvernement triomphât de toutes les difficultés, et de toutes les résistances, que l'esprit de parti, l'aveuglement de la haine, ou l'attachement à de vaines théories pourrait lui créer.

En examinant les chances qui se présentent aujourd'hui pour ou contre le maintien de la paix politique, je crois avoir prouvé, qu'il n'existait pas (au moment de la rédaction de cet aperçu) une seule question de guerre en Europe, et que, pour la faire naître, il faudrait que l'une ou l'autre des grandes puissances embrassât gratuitement un système, qui tournerait à la ruine de ceux qui l'auraient conçu, et au bouleversement de l'Europe toute entière. Les argumens dont je me suis servi, pour appliquer cette thèse aux affaires des Pays-Bas, me paraissent encore irréfutables. Les puissances réunies en conférence à Londres, n'ayant protesté ni contre la séparation de la Hollande et de la Belgique, ni contre l'indépendance de ce dernier pays, et l'affaire du Grand-Duché de Luxembourg, sur laquelle à l'exception du congrès de Bruxelles tout le monde est à-peu-près d'accord, étant d'un intérêt trop subalterne, pour allumer une guerre, il ne resterait que le choix du souverain futur de la Belgique, qui put engager l'une ou l'autre cour dans une opposition momentanée, que des conseils pacifiques feraient bientôt disparaître. Quoiqu'en disent les feuilles publiques, ni la Prusse, ni la Russie n'ont pris une part active à cette question; le Cabinet de France a seul élevé sa voix, et il l'a élevée dans l'intérêt de la paix. Le Roi des Français a fait preuve d'une grande sagesse en exhortant le Congrès Belge à ne pas prononcer précipitamment l'exclusion de la maison de Nassau; et quoiqu'une représentation aussi bienveillante n'ait

pas eu le succès, qu'elle avait mérité, il n'en est pas moins a présumer, que quelle que soit à cet égard la détermination finale du Congrès, aucun souverain étranger ne songera à prendre les armes, pour contrarier le voeu, bien ou mal-entendu d'un pays indépendant, ou pour lui imposer un Prince de son choix.

L'Allemagne est tranquille. L'Italie et l'Espagne n'ont rien à craindre, grâce en grande partie à la politique éclairée du Gouvernement de la France. J'ai eu raison de dire, que la paix de l'Europe ne sera pas troublée, à moins que d'inconcevables erreurs ou des passions funestes conspirent absolument pour la compromettre.

Cependant depuis que j'ai écrit ma dernière lettre bien qu'à peine huit jours se soient écoulés, il est survenu deux circonstances, qui pourraient me faire craindre pour la justesse de mes calculs, si je ne croyais pas que la fermeté des Gouvernemens l'emportera sur les dangers qui nous menacent.

L'une de ces circonstances n'est que le fruit d'une prévention erronée; l'autre est un événement grave qui mérite la plus sérieuse considération.

La prévention, dont je veux parler, est celle, qui depuis quinze jours paraît s'être emparée du public de France, et surtout de la plupart des journalistes, comme si la guerre était inévitable et même imminente. Je mets de côté ce que je regarde comme factice dans cette opinion; car si tout ne me trompe, bon nombre de ceux qui s'efforcent le plus à l'accréditer, n'ont d'autre but que celui de pousser le gouvernement à des mesures extrêmes de toute espèce, pour l'entraîner à sa perte, et pour le remplacer par un système qui conduirait la France à un abîme de calamités. Mais à côté de ces déclarations de mauvaise foi, il y a aussi de bons esprits et des hommes sincèrement patriotes, que la même opinion a gagnés; et quant à ceux-là il est plus difficile de comprendre ce qui a pu leur inspirer une appréhension, qu'aucun fait, aucun acte hostile, aucune démonstration positive, aucun soupçon tant soit peu fondé, n'a justifiée jusqu'à présent. En recherchant la

cause de cette erreur on ne la trouve que dans les bruits vagues, qui circulent sur les armemens de telle ou telle puissance, et principalement dans l'effet que semblent avoir produits en France certains articles de gazette, faisant connaître les mesures militaires ordonnées par l'Empereur de Russie.

Je déclare d'abord, qu'à mes yeux rien n'était plus déplacé, plus imprudent et plus mal-vu, que la publication de ces articles. Mais l'ignorance seule du véritable état des choses a pu en faire tirer des inductions alarmantes. L'Empereur de Russie n'a jamais eu l'intention sérieuse d'attaquer ni la France, ni la Belgique. Il est évident, qu'il ne pouvait pas l'entreprendre seul; et il connaissait trop les dispositions de la Prusse, de l'Autriche et de l'Angleterre pour se flatter de leur coopération ou seulement de leur silence. La dislocation de ses corps d'armée (car loin d'avoir été renforcés, ils ne sont rien moins que complets, puisque le recrutement indiqué pour le mois de novembre a été contremandé à cause de la maladie contagieuse, qui ravage une grande partie de l'Empire) — ne tenait en effet qu'à des motifs d'administration intérieure; en faisant annoncer cette mesure par les journaux, on peut avoir eu pour objet, je n'en disconviens pas, d'en imposer à la France et même à l'Allemagne, agitée par des troubles passagers. L'orgueil et la jactance, peut-être aussi le souvenir de ces premiers ordres si irréfléchis et si compromettans, que l'Empereur avait lancés après la révolution du mois de Juillet contre toute communication avec la France, peuvent avoir contribué à cette incartade. Mais le Gouvernement Russe n'est pas mauvais calculateur, et il aurait fallu une constellation bien autrement séduisante que celle qui entourait la Russie pour engager cette puissance, bien plus faible, qu'on la croit communément, à tirer l'épée contre quelque pays que ce fût.

Ce que je dis ici de la Russie, appuyé sur des données bien authentiques, s'applique également aux cours d'Autriche et de Prusse. Si elles ont concentré, ou augmenté même leurs forces elles n'ont agi que dans un sens purement et froidement

défensif. L'ébranlement causé par la révolution de Juillet était bien de nature à effrayer plus ou moins tous les gouvernemens; et avant que la lutte entre les hommes éclairés et modérés et les partisans des doctrines extravagantes — outre qui a tenu la France en suspens pendant plusieurs mois — n'ait été heureusement décidée en faveur de ceux qui dirigent aujourd'hui les affaires, il était certainement permis à tous les Etats voisins de nourrir de vives inquiétudes sur le sort qui les attendait. Mais l'idée d'envahir la France, ou de former des coalitions contre elle, n'a jamais pu entrer dans la tête d'un homme de bon sens; et il faut peu connaître l'état intérieur des deux grandes monarchies allemandes, et la composition de leurs cabinets, pour leur supposer des projets dont la possibilité seule fait frémir ceux qui savent en calculer les conséquences, et contre lesquels l'opinion publique se serait soulevée partout, sous les gouvernemens même que l'on croit les plus absolus, avec une unanimité et une force tout-à-fait irrésistible.

L'Europe n'est plus dans l'incertitude sur les principes et la marche du gouvernement français; et le dernier discours de Mr. Lafitte doit avoir rassuré les esprits les plus incrédules, et les observateurs les plus ombrageux. Si la France ne veut pas la guerre, elle ne se fera pas; voilà ce que l'on peut hardiment affirmer. Un changement complet de Ministère, et l'élévation au pouvoir d'un parti qui voudrait régénérer le monde, en faisant régner partout le désordre et la terreur, sont maintenant les seules chances à craindre pour le maintien de la tranquillité générale; et le bon génie de la France nous préservera d'une catastrophe pareille.

Après avoir réduit à leur juste valeur les vaines alarmes, qui ont tourmenté ou tourmentent encore les amis sincères de la paix, il est tenu de parler d'un événement, qui pourrait facilement les réveiller, et auquel les hommes d'état de tous les pays voueront immanquablement une grande attention. C'est la révolution qui vient d'éclater en Pologne.

Ce n'est ni du mérite intrinsèque de cette révolution, ni

des causes qui l'ont amenée, ni de la légitimité des motifs de ceux qui l'ont dirigée, ni des torts de ceux qu'elle a frappés, ni même des changemens qu'elle pourrait opérer dans la situation générale et les intérêts permanens de l'Europe, que j'ai à m'occuper ici. Je ne l'envisage, pour le moment, que sous le point de vue, de l'influence qu'elle pourrait avoir sur les relations des principales puissances, et dans ses rapports les plus prochains avec les questions de paix et de guerre.

Peu d'événemens de ce genre auront été accueillis en Europe avec une faveur plus générale et plus prononcée: le sort de la Pologne a été depuis soixante ans l'objet du plus vif intérêt, et le texte d'une infinité de plaintes, foncièrement justes, portées contre les gouvernements qui ont effacé ce pays du rang des Etats indépendants. Ceux qui ont applaudi à l'insurrection des Grecs, admireront à bien plus forte raison, la révolte de Varsovie; et aucun sentiment de sympathie ne consolera les Russes de la perte, dont ils sont menacés. Mais l'opinion des contemporains, quelque puissante qu'elle soit, n'est pas cependant la seule autorité que les gouvernemens sages aient à consulter. Pour fixer leur attitude à l'égard de cet événement, il faudra bien qu'ils examinent: quels pourraient être pour la prospérité de leurs Etats, et dans l'intérêt de la société européenne, les effets de leurs détermination, et les résultats du système qu'ils adoptèrent.

L'histoire de cette révolution nous est encore trop imparfaitement connue, pour que nous puissions juger en pleine connaissance de cause son véritable caractère, ses développemens ultérieurs, et les objets que les Chefs du mouvement ont proprement en vue. Toutefois d'après ce que nous savons jusqu'à présent, nous sommes autorisés à croire que leur intention n'est pas de se détacher entièrement de l'Empire de Russie, mais qu'ils se contenteraient d'obtenir une administration plus conforme au régime constitutionnel, qui leur avait été accordé, et un agrandissement du Royaume de Pologne par l'incorporation de quelques-unes de ses anciennes provinces réunies actuelle-

ment à la Russie. C'est au prix de ces conditions qu'ils resteraient soumis au sceptre de l'Empereur.

Si tel est l'état réel des choses, voyons, quelles pourraient être les résolutions du Souverain, et quelle serait la position des deux puissances voisines, immédiatement intéressées aux destinées futures de la Pologne.

Quant à l'Empereur il aura le choix entre deux systèmes opposés, celui des concessions, et celui de la force. S'il embrasse le premier, s'il entre en explication avec les Polonais, s'il consent à faire droit à une partie au moins de leurs prétentions, s'il cherche et trouve le moyen de les tranquilliser sur l'avenir, et à remédier efficacement aux griefs, qu'ils mettront en avant, l'affaire peut finir par une transaction équitable, et peut-être également avantageuse pour les deux partis. Si au contraire l'Empereur cède à un premier mouvement de colère et d'indignation, s'il se refuse à toutes les propositions, s'il appelle le ban et l'arrière-ban de son Empire pour punir et écraser les Polonais, il en résultera une guerre sanglante, ruineuse pour la Pologne, pleine de dangers pour la Russie, et dont personne ne peut entrevoir le terme ni l'issue. Le caractère personnel de l'Empereur, et la haine des Russes contre le peuple vaincu et subjugué, rendent malheureusement probable que ce dernier système l'emportera. Cependant à côté des hommes ardens, qui guideront ses conseils, j'en connais aussi de fort éclairés et pacifiques, qui lui représenteront les immenses dangers auxquels il s'expose en attaquant avec des troupes, dont la simple réunion exigera plusieurs mois, une nation possédant à l'heure qu'il est une armée excellente de 40,000 hommes, et des facilités abondantes pour la porter à 100,000 dans le plus bref délai possible.

Mais, quelque parti que prenne l'Empereur de Russie, rien ne pourra empêcher l'Autriche et la Prusse de rester neutres dans ce terrible combat. Si les chefs de l'insurrection de Varsovie avaient proclamé la Pologne Royaume indépendant, et brisé tous les liens qui l'attachaient à la Russie,

les deux puissances voisines se trouveraient dans une position fort embarrassante. Ce titre seul aurait pu porter le trouble dans les provinces ci-devant Polonaises qui leur appartiennent; l'insurrection aurait pu d'un jour à l'autre atteindre leurs possessions, et la guerre serait forcément devenue l'affaire commune des trois cours copartageantes. Tel n'est pas le cas aujourd'hui. L'insurrection polonaise n'est qu'un procès contre la Russie et une partie de ses sujets; et il dépend encore de l'Empereur de vider ce procès ou par des voies conciliantes, ou par les armes. Dans la dernière hypothèse la Prusse et l'Autriche ne sont pas nécessairement ses alliés; et s'il les appelait à son secours — ce qui me paraît très-douteux, puisque la fierté Russe en souffrirait trop — elles auraient à lui opposer une foule d'arguments victorieux, parmi lesquels le danger de remuer l'Europe toute entière, ne serait pas le moins puissant. Il est impossible de prévoir quelle serait dans cette nouvelle crise la détermination des Cabinets de Vienne et de Berlin, qui, selon toute apparence, marcheraient sur la même ligne; mais j'ai tout lieu de croire, que des raisons prépondérantes les engageraient à s'abstenir d'une coopération éminemment périlleuse et à se borner à la défense de leurs territoires contre les progrès de l'insurrection.

J'ignore absolument à quoi se décidera la France dans cette complication additionnelle et inattendue. Son Gouvernement a solennellement proclamé le principe de la non-intervention; et M^r. Lafitte vient de déclarer, au milieu des applaudissemens, que la France ne permettra pas, que ce principe soit violé. Si elle l'applique à la lutte qui se prépare en Pologne, pourvu qu'elle n'ait pas l'air de vouloir dicter des lois à des puissances, qui se croiraient appelées par des intérêts majeurs à prendre part à cette lutte, je crois, que par des remontrances bienveillantes, elle pourrait mettre un poids considérable dans la balance des conseils pacifiques. Mais si d'un autre côté le Gouvernement Français, oubliant sa propre profession de foi, et entraîné par la popularité dont la cause des

Polonais jouira infailliblement en France, voulait intervenir lui-même dans cette affaire, directement ou indirectement, il allumerait à coup sûr, un incendie général; et l'Europe se verrait frustrée de toutes les espérances, dont je me plais à regarder le Ministère présent comme le gage et le soutien le plus précieux.

Je Vous ai dit avec précision et franchise ce que je pense de la situation des affaires publiques dans un moment, où de nouveaux problèmes vont s'offrir à tous les cabinets. Vous savez, que nonobstant mon attachement fidèle au pays que je sers, mes opinions sont toujours indépendantes, que, quelles que soient mes affections ou mes répugnances particulières pour telle ou telle forme de gouvernement, mon jugement n'est jamais faussé ni par des passions ni par des préventions, que je suis pénétré plus que personne de la nécessité de conserver la paix politique, au milieu d'une fermentation également menaçante pour les gouvernemens anciens et nouveaux, que je suis le partisan zélé de tout ce qui peut nous assurer ce bienfait, et l'adversaire bien prononcé de tous ceux, de quelque côté qu'ils puissent se trouver, qui voudraient le compromettre par des projets chimériques ou des entreprises hasardées. Je continuerai a Vous faire part, le plus souvent que je le pourrai, de mes observations; elles sont les fruits d'une longue expérience dans les affaires et des avantages particuliers que je dois à ma position.

L'objet direct de mes communications est toujours de Vous fournir à Vous et à Vos amis des renseignements exacts sur l'état actuel des choses, et quelques conjectures sur l'avenir, autant que l'on peut le préjuger dans l'incertitude de toutes les combinaisons humaines. Mais si ces communications ont quelque prix à Vos yeux, et si elles peuvent faire quelque bien, je consens volontiers à leur donner même plus de latitude. Je sais que Mr. votre frère est en relation avec plusieurs des Ministres à Paris, et particulièrement avec Mr. le général Sébastiani. Il dépendra donc de lui de faire usage de mes

lettres dans ses entretiens avec ce Ministre; bien entendu, que ce soit avec toutes les précautions qu'exige la délicatesse de ma situation personnelle. Je ne serais même pas fâché que le Roi en prit connaissance. Je crois Vous avoir dit, que j'avais l'honneur d'être connu de Sa Majesté; mais je ne Vous ai pas dit, que pendant douze ou quinze ans je me suis trouvé avec ce Monarque dans des relations suivies, qu'Il m'a honoré de Ses bontés particulières, et que la confiance que Lui inspirera mon nom, garantira à Sa Majesté la loyauté de mes intentions.

10.

Post-Scriptum du 13 Décembre.

Votre courrier n'étant pas encore parti, je m'en vais ajouter quelques mots à ma lettre.

Les nouvelles que nous avons reçues hier de Varsovie me confirment dans l'opinion que l'événement du 29 Novembre n'était pas une révolution complète, et que les auteurs de cet événement ou ceux au moins qui se sont mis à sa tête après l'explosion, n'ont pas eu le projet de s'émanciper purement et simplement, mais qu'ils sont prêts sous de certaines conditions à reconnaître, comme pour le passé, l'autorité de l'Empereur de Russie. Dans les pièces qui ont paru jusqu'à présent, il ne se trouve absolument rien qui ne s'accorde avec cette supposition.

Il est clair que dès le lendemain du 29 Novembre deux partis se sont formés, l'un celui du Gouvernement provisoire composé des hommes les plus marquants, tels que Czartoryski, Lubecki, Palz etc., et l'autre celui des exaltés, membres d'une Société Patriotique. Ce dernier parti avait forcé le gouvernement provisoire d'admettre dans son sein trois des Clubistes, parmi lesquels un certain Leleveu ci-devant Professeur à Wilna, connu par ses principes démocratiques. Le 5 de ce mois le Général Chlopitzki, nommé par le gouvernement

Commandant en Chef de l'armée, a eu en pleine séance avec ce Leleveu et autres Clubistes une altercation tellement violente, qu'elle lui a attiré une espèce de coup de sang incident qui produisit un tumulte général en faveur de Chlopitzki. Immédiatement après cette scène, il a été rejoindre les troupes, les a passées en revue, et s'étant probablement assuré de leur affection, il est rentré dans la salle des séances, a pris le titre de Dictateur et a dissous le gouvernement. Peu de moments plus tard il a rétabli le gouvernement avec les mêmes personnes à peu près, qui le formaient auparavant, et il a annoncé par une proclamation, qu'il ne conserverait le pouvoir extraordinaire, dont il s'était investi, que jusqu'au jour très-rapproché, où il pourrait le déposer entre les mains de la diète, qui doit se rassembler le 18 de ce mois. — Il y a des raisons pour croire que toutes ces démarches, en apparence contradictoires, étaient concertées entre les Chefs du gouvernement et le Général.

Les premières résolutions de l'Empereur éclairciront, ce qu' il y a encore de problématique et de mystérieux dans le caractère et le but de cette révolution. Des personnes qui ont une haute idée de la façon de penser de ce Souverain, regardent comme possible, qu'il prenne le parti de se rendre Lui-même à Varsovie, et d'y conjurer l'orage politique, comme il a conjuré les progrès du choléra morbus à Moscou. Mais ceci n'est qu'une pure conjecture.

Ce qui est certain c'est que le gouvernement provisoire a remis au chargé d'affaires d'Autriche la note ci-jointe, également adressé au chargé d'affaires de Prusse. Il résulte de ces déclarations que les provinces autrichiennes et prussiennes n'ont rien à craindre pour le moment; circonstance heureuse pour les Cabinets de Vienne et de Berlin, puisqu'elle les met dans le cas d'attendre le développement des choses, sans s'engager dans des mesures compromettantes.

11.

Même date.

Les rapports de M[r]. le Cte. Apponyi, en date du 1. et 2. Décembre, et les premiers entretiens de M[r]. le Maréchal Maison*) avec le Prince Metternich ne laissent plus rien à désirer sur les dispositons du Ministère de France. Rien de plus honorable, ni de plus rassurant que le langage de M[r]. le général Sébastiani. Lorsque les déclarations publiques s'accordent à ce point-là avec les paroles les plus confidentielles, quel homme raisonnable pourrait encore se livrer à la méfiance?

Il est malheureux que la terreur panique qui a saisi le public de tous les pàys, et qui fait un mal si prodigieux au commerce, soit constamment nourrie par les mensonges impudens, et les perfides sophismes d'un grand nombre de journaux français et étrangers. J'ai lu, par exemple avec un profond dégoût les réflexions que le National, une des feuilles les plus dangereuses par le talent et l'audace avec laquelle elle est rédigée, se permet, (à propos du discours de M[r]. Lafitte) sur la nécessité d'annuller tous les traités, qui depuis 1814 ont fixé l'état territorial de l'Europe. Je dois ajouter que la Gazette de France, tout en prêchant la paix, ne fait que préluder à la guerre, en répétant jour pour jour dans des articles remplis de la plus astucieuse dialectique, que le parti qui veut la chute de l'administration présente, l'anarchie, la propagande et la guerre, doit nécessairement triompher.

Comme il n'y a plus moyen de mettre des bornes à ces abus de la presse, il est fort à regretter que le gouvernement n'ait pas au moins quelque organe reconnu et avoué, servant d'antidote à ces poisons tantôt violens, tantôt subtils, qui ne cessent de travailler le corps social et de corrompre toutes les sources de la tranquillité publique.

*) Französischer Gesandter in Wien.

12.

24. Janvier 1831.

Je m'empresse de Vous parler de l'excellent effet produit à Vienne par les dépêches que le maréchal Maison a reçues le 19 de son gouvernement, ainsi que par celles du Cte. Apponyi du 14, arrivées le même jour. Depuis longtems nous n'avions éprouvé une satisfaction aussi complète que celle que nous devons à ces dépêches.

Ce n'est pas depuis hier, que je connais la haute portée de l'esprit, et les talens distingués de Mr. le Comte Sébastiani. Je savais également, que son caractère est au niveau des facultés de son esprit. Mais c'est depuis qu'il est à la tête des affaires, que j'ai pu bien apprécier, combien la France, et je n'hésite pas à ajouter, l'Europe doit se féliciter de son accession au pouvoir. La manière dont il a traité les questions les plus épineuses, la position dans laquelle il s'est placé vis-à-vis de l'Autriche, et la confiance qu'il a su inspirer en si peu de tems au Cabinet de Vienne, suffisent pour donner la mesure de la supériorité de ses moyens. Le Prince de Metternich est le premier à reconnaître qu'il n'y a pas eu en France depuis la restauration un Ministre plus parfaitement à la hauteur de sa tâche; bien que jamais peut-être tâche ait été aussi difficile que la sienne.

Les explications qui ont eu lieu sur les craintes chimériques de la cour de Sardaigne n'ont pas été amenées par des appréhensions réelles de la part de notre cour. Le Prince de Metternich savait très-bien à quoi s'en tenir par rapport à ces prétendus projets d'invasion. Ce n'est que pour mettre un terme aux tribulations dont on nous accablait journellement, et pour pouvoir opposer une réponse péremptoire aux fables qu'on ne cessait de fabriquer à Turin, qu'il demande au Gouvernement français des renseignemens positifs. Rien ne saurait être plus complet et plus satisfaisant que ceux que nous avons obtenus.

Ils ne nous serviront pas seulement à imposer silence aux alarmistes de Turin (parmi lesquels, je regrette de devoir citer notre propre Ministre le Cte. Senfft, qui vient d'être appelé à Vienne) mais aussi à démentir les bruits de guerre qui infectent les voies du Rhin, et dont plusieurs gouverneurs allemands se rendent les échos, soit pour nous intimider, soit pour nous mettre à l'épreuve. Il est évident que le parti qui veut la guerre emploie tous les moyens pour accréditer l'opinion, qu' elle est inévitable, et pour entraîner des Etats limitrophes de la France dans des mesures imprudentes, qui la provoqueraient. Nous n'avons pas caché au Gouvernement piémontais, que ce danger-là est bien plus grand que celui d'une agression gratuite du côté de la France.

Les déclarations de Mr. le Comte Sébastiani renferment la plus forte garantie morale qu'il soit possible d'exiger sur les dispositions pacifiques du Cabinet de France; elles prouvent, qu'il n'est ni dans les principes ni dans les intérêts de ce cabinet de troubler la paix de l'Europe. Il n'y a que la plus insigne mauvaise foi, qui puisse encore mettre en doute la sincérité de ces déclarations.

Mr. de Sébastiani a été plus loin encore dans ses procédés bienveillans pour l'Autriche. Le Cte. Apponyi nous manda, qu'il a enjoint à ses agens diplomatiques dans les pays étrangers d'entretenir avec ceux de la Cour de Vienne les relations les plus amicales. Il a su détruire au conseil et dans ses bureaux ces préventions aussi absurdes qu'injustes, qui ont si longtems fait passer le gouvernement autrichien pour un foyer d'intrigues ambitieuses, et de vues d'agrandissement, dont personne n'a jamais pu fournir une ombre de preuves ni seulement de prétentions raisonnables; et il paraît que S. M. le Roi a coopéré Elle-même à faire rentrer ces préventions dans le néant. En comparant de pareilles démarches au système suivi plus ou moins sous tous les Ministères de France qui se sont succédés depuis 1814, aux dénonciations continuelles portées contre la Cour de Vienne par les agens français de tous les points de l'Europe

et particulièrement de l'Italie a l'accueil qu'on n'a que trop souvent fait à Paris à ces odieuses tracasseries diplomatiques — il est impossible de ne pas sentir l'extrême différence entre la politique du gouvernement actuel et celle qui nous a valu tant de discussion pénibles, tant de haines, et tant de persécutions sous le régime de la restauration.

Le Ministre français aura-t-il la force et les moyens de persister jusqu'au bout dans ses sages intentions, et de sauver l'Europe des plus cruelles calamités, en dépit des complications qui nous pressent, ou qui nous vont naître encore dans différentes parties de l'Europe, et en dépit des obstacles qu'opposeront à ce Ministère ses nombreux ennemis au dedans et au dehors? — Tous les calculs sur le prochain avenir tournent autour de cette question.

Je n'entreprendrai pas d'examiner ici la position du Gouvernement français vis-à-vis des partis de l'intérieur, qui combattent sa politique, et en veulent à son existence. Il faudrait avoir des données plus positives et plus amples que celles qu'un étranger peut se procurer, pour juger avec quelqu'assurance quelle sera l'issue du conflit des opinions et des intérêts qui semblent diviser aujourd'hui la France. D'après les motives que j'ai pu recueillir et une étude suivie de ce qui se passe dans ce pays, tout cependant me fait croire, que le parti, qui travaille à une nouvelle révolution, à la république, à la propagande, et à la guerre, doit finalement succomber à la saine majorité de la nation, et à l'ascendant des Chefs de l'opinion modérée et pacifique. Chaque dépêche qui nous arrive de Paris me confirme dans cet espoir, et ni les discours violens de quelques orateurs populaires, ni le langage incendiaire des journaux républicains, ou les insinuations malveillantes de la Gazette et de la Quotidienne n'ont pu l'ébranler jusqu'ici. En raisonnant sur cette base, la seule que je puisse admettre, sans tomber dans un abîme d'incertitudes déplorables, et de sinistres pressentimens, je regarde comme un fait, et comme un fait de la plus haute importance, que ce ne sera pas le gouvernement

français qui donnera le signal de la guerre. Les factions qui le demandent ont beau se flatter, qu'elle bouleversera l'Europe; les hommes d'état dignes de ce nom, n'ignorent pas qu'elle commencerait par bouleverser la France.

Mais le maintien de la paix dépend-il donc exclusivement de la volonté et des déterminations de ce gouvernement. Oubliez-Vous, que des événemens plus puissans que sa volonté, et contre lesquels échouerait toute la sagesse humaine, peuvent le jeter forcément dans des voies qu'il repousse? Oubliez-Vous que de funestes combinaisons d'un autre côté, que de mauvais conseils, des erreurs, des passions, dont il n'est point responsable, peuvent faire éclater l'orage qu'il se serait en vain efforcé de conjurer?

Non, je ne l'oublie pas, et je ne suis pas assez téméraire pour préjuger ni le cours des événemens, ni la conduite des cabinets dans une crise, où la moindre faute, où non seulement un acte irréfléchi, où une parole imprudente, une gasconnade déplacée (telle que la publication des armemens de la Russie au mois de Novembre) peut condamner le corps social à des désastres incalculables. Mais quelque périlleuse que soit cette situation, elle ne me présente aucun danger imminent. Je ne l'aperçois dans aucune des questions qui occupent et agitent les cabinets; je ne l'aperçois pas plus dans leurs dispositions patentes ou secrètes, autant que je suis en état de les pénétrer.

Quand je dis que la situation actuelle de l'Europe n'offre aucun danger imminent, je suis loin de prétendre, qu'il n'y ait pas assez de fermentation dans les esprits et assez de complications dans les affaires, pour fournir les prétextes les plus spécieux à ceux, que l'ambition, le fanatisme, ou le désespoir électrise pour la guerre. Je crois seulement qu'il n'existe encore aucune question, qui doive nécessairement y conduire, et qui entraînerait des Ministres pacifiques à des mesures directement opposées à leur système.

On a longtems cru et beaucoup de personnes croient encore, que la révolution des Pays-Bas ne finirait pas sans une

rupture entre les grandes puissances. Je n'ai jamais partagé cette crainte; et depuis que je vois les cinq premières cours de l'Europe réunies en conférence, et pleinement d'accord entre elles sur les points les plus décisifs, elle me paraît tout-à-fait gratuite. Il y aura encore bien des difficultés et bien des contestations, avant que l'on parvienne à régler d'une manière satisfaisante les relations entre deux pays, dont l'union est enfin généralement reconnue comme insoutenable. Le choix du Souverain futur de la Belgique, la démarcation des limites, l'affaire du Grand-Duché de Luxembourg, et une quantité d'autres questions épineuses feront naître plus d'un incident fâcheux; les hostilités peuvent même recommencer en dépit du protocole du 9 Janvier*); mais tant que les grandes puissances seront animées du même esprit, et procèderont de concert, je ne conçois pas que la lutte puisse s'étendre au delà des frontières des Pays-Bas.

La tranquillité de l'Allemagne est assurée par son régime fédératif. Les Princes ont un intérêt commun à maintenir l'ordre dans l'intérieur de la confédération, et la diète est investie d'assez de pouvoirs pour concourir efficacement à ce but. Aussi les mouvemens révolutionnaires qui ont éclaté dernièrement dans quelques parties de l'Allemagne ont tous été sans conséquence, et ne peuvent donner lieu à aucune intervention étrangère.

L'Italie est dans une position bien différente. Si elle subissait des révolutions sérieuses, il serait extrêmement difficile de prévenir un choc entre l'Autriche et la France, lequel serait suivi de près d'une guerre générale. Ce sont surtout les Etats du Roi de Sardaigne, qui pourraient nous attirer ces désastres; car le Gouvernement autrichien se croirait appelé, par des engagemens plus ou moins positifs à porter secours au Gouvernement piémontais; et il est presqu'impossible d'admettre

*) Man vergleiche die nachfolgende: Observations sur un mémoire relatif à la position de S. M. le roi des Pays-Bas etc.

que la France resterait spectatrice indifférente de cette intervention. Cependant, pour qu'une complication pareille se réalise, il ne suffirait pas de quelque émeute passagère, il faudrait un événement majeur, menaçant l'existence du gouvernement sarde; et rien n'a annoncé jusqu'à présent la proximité d'un tel événement. D'ailleurs le Gouvernement français a prouvé par ses mesures autant que par ses paroles que, loin de vouloir provoquer des explosions en Italie, ses voeux pour le maintien de la paix dans la Peninsule sont identiques avec ceux de l'Autriche.

L'insurrection de la Pologne n'aura pas le tems d'amener des démélés, ou seulement des explications sérieuses entre les Cabinets. Grâce à l'extravagance des hommes qui dirigent ce mouvement, il sera de si courte durée, les forces que la Russie peut lui opposer sont tellement supérieures, que tout sera probablement fini avant que les puissances étrangères puissent entreprendre une démarche quelconque propre à arrêter les mesures de l'Empereur. Il n'y a d'ailleur que le Gouvernement français qui puisse se porter à une telle démarche, et je suis bien persuadé, que ceux qui sont maintenant à la tête de ce Gouvernement n'y auront jamais recours. Ils connaissent trop bien le fond de la question polonaise. Rien, sans doute, de plus regrettable, et de plus blâmable, que les événemens qui depuis soixante ans ont détruit l'indépendance de la Pologne; mais la prescription, et les traités solennels ont si bien sanctionné l'oeuvre d'une iniquité primitive, que vouloir l'attaquer aujourd'hui ce serait ébranler l'état de possession dans la totalité de l'Europe au surplus; le Royaume de Pologne avait indubitablement prospéré sous la constitution, que l'Empereur Alexandre lui avait accordée; et l'insurrection de 1830 était le fruit d'un complot, méprisable dans son origine, et atroce dans ses premières opérations. Il n'appartient qu'à l'école radicale et propagandiste, de confondre avec une intervention illégale les mesures que prendra l'Empereur de Russie, pour rétablir son autorité dans un pays qui lui appartient aux mêmes

titres que la Silésie à la Prusse, l'Alsace et la Lorraine à la France etc. etc. Le Ministère français ne se fera point complice d'un parti, qui ne voit dans la guerre étrangère qu'un des moyens de parvenir à un pouvoir, dont il ferait le plus sinistre emploi.

Il est certain, qu'après la fin, selon toute apparence prochaine de l'insurrection de la Pologne, nous arriverons à un moment critique, où le voile qui couvre encore les déterminations futures de la Russie, et des puissances liées à sa marche politique doit nécessairement tomber. Il n'a pas échappé à la sagacité de Mr. le Comte Sébastiani que c'est ce moment qui décidera de l'attitude convenable à la France et du sort de l'Europe, sans anticiper avec trop de hardiesse son avenir, je m'en vais vous confier en peu de mots ce que je crois savoir, ce que j'ai lieu d'espérer et de craindre, pour l'époque que j'ai en vue.

Je puis d'abord positivement affirmer, que le Gouvernement autrichien loin de provoquer la guerre, fera constamment les plus grands efforts, pour la détourner. L'état de nos finances seul nous en imposerait la loi, si d'autres considérations de la plus haute importance ne plaidaient pas la cause de la paix d'une voix irrésistible. Toute guerre qui s'allumerait dans les conjonctures actuelles serait une guerre à mort, dont l'Europe ne sortirait que par des catastrophes, qu'un homme d'état éclairé ne peut prévoir sans frémir. La Monarchie autrichienne qui s'est soutenue intacte au milieu des orages, commettrait un suicide, si elle remettait son avenir aux hasards des combats; comme elle ne songe à aucun agrandissement, qu'aucun rêve ambitieux ne la tourmente, et qu'elle n'a d'autre besoin ni d'autres voeux, que ceux que ses ennemis lui reprochent chaque jour à titre de prédilection coupable pour un système qu'ils appellent stationnaire, toute guerre, même la plus heureuse, ne serait pour elle qu'un sacrifice sans compensation, et une source d'embarras et de dangers. La sûreté ne dépend pas seulement de la prospérité de ses provinces, et du bon esprit de ses

peuples, mais elle est inséparable de la tranquillité de l'Allemagne et de l'Italie; et les changemens qu'une constagnation universelle opérerait infailliblement dans la position des pays limitrophes, pourraient réagir sur elle, affaiblie comme elle le serait par d'inutiles levées de boucliers, avec tout le poids d'une perte qui aurait entamé son propre territoire. L'Autriche ne peut respirer qu'au sein du repos; tout ce qui le troublerait, la blesserait dans son principe vital.

Le Chef du Cabinet autrichien est entièrement pénétré de ces vérités. Il sent très-vivement que la crise présente doit trouver un terme proclamé, qu'il est impossible que l'Europe reste longtems suspendue entre les angoisses qui la dévorent, et les terreurs d'un avenir couvert de ténèbres. Mais il cherche le dénouement de cette crise, non pas dans les champs de bataille, mais dans ceux d'une sage diplomatie, dans l'ascendant de la raison et de l'intérêt commun sur l'extravagance des passions, et le délire du moment. Il attend avec impatience la suppression des troubles de la Pologne, pour proposer aux grandes cours des délibérations communes sur les moyens de maintenir et d'affermir la paix politique en établissant un système conforme aux nécessités du tems. Son projet est d'inviter le Gouvernement français à prendre part à ces délibérations; et les principes que les Ministres de ce gouvernement ont manifestés dans leurs entretiens et dans leur correspondance lui permettent de croire, qu'ils ne se refuseront pas à des combinaisons également propres à fortifier leur pouvoir et à mettre des bornes au progrès des révolutions dont la France n'est pas moins menacée que le reste de l'Europe. Ce sont des Alliés et non des ennemis de ce système qu'il se flatte de rencontrer en France.

Je viens de Vous donner la clef de toute la politique du Prince de Metternich. Ceux qui lui prêtent des idées différentes, ne connaissent pas ses intentions réelles, et interprêtent souvent dans le feu de leurs aveugles préventions, des démarches et des paroles de convenance, qu'il met en avant pour ne pas

trahir son secret. Vous ne sauriez assez Vous méfier des déclamations, des mensonges et des commérages des Journaux; les hommes qui les rédigent, et leurs correspondans dans les pays étrangers ne font que Vous tromper, soit par ignorance et par légèreté, soit pour servir les projets perfides des factions. Si le Cabinet de Vienne, que l'on Vous peint comme un foyer de réactions, d'intrigues actives, et d'exaltation politique, pouvait dominer les événemens, la paix régnerait sur toute la terre.

Je ne risquerai pas de Vous parler avec la même assurance des dispositions de la Russie et de la Prusse. Il existe en Russie un parti considérable et puissant, qu'une inquiétude secrète, l'orgueil et l'ambition, font constamment soupirer après la guerre, et qui aujourd'hui ne demanderait pas mieux qu' à soulever une croisade contre la France, dans l'espoir de profiter seul de la ruine de tous les pays voisins qui en seraient immanquablement les victimes. L'Empereur n'appartient pas à ce parti par le fond de sa manière de penser et de sentir, mais son esprit n'est pas assez indépendant pour résister toujours à son impulsion. S'il réussit à triompher de l'insurrection polonaise, sans acheter ce succès par de trop grands sacrifices, je ne regarde point comme impossible, qu'on lui inspire la velléité de s'élever au rôle de restaurateur de l'ordre en Europe. Mais pour se charger de ce rôle, il lui faut des instrumens et des complices; et il aura de la peine à les trouver. Sans le concours réuni de l'Autriche et de la Prusse, et le consentement au moins tacite de l'Angleterre, il ne peut pas même tenter une aventure pareille. La position géographique de son empire qui lui donne de si grands moyens pour écraser les Turcs, et étendre sa domination sur une partie de l'Asie, le met dans l'impossibilité de rien entreprendre contre l'Ouest de l' Europe, si ce n'est avec l'appui actif des deux puissances ses voisines. La Russie n'est absolument à craindre que comme arrière-garde d'une coalition.

Le caractère du Roi de Prusse est, comme tout le monde sait, essentiellement pacifique; et la conduite de son gouverne-

ment après la catastrophe du mois de Juillet, et plus encore dans les troubles des Pays-Bas, en a fourni de nouvelles preuves. Cependant on ne peut se dissimuler, que depuis quelques mois, l'esprit de ce gouvernement a pris une couleur plus prononcée, et que son langage paraît quelquefois trahir un changement de dispositions. Je crois être assez instruit de ce qui se passe à Berlin pour pouvoir rendre compte de ce changement. Il ne tient absolument qu'à l'opinion, que, quelque parti que l'on adopte, la guerre est inévitable; l'opinion, qui s'est emparée du Cabinet prussien, et que les instigations des ennemis de la paix, les fanfaronnades des Russes, et la lecture des journaux français tendent à nourrir et à fortifier. Ce n'est donc pas le désir de la guerre, c'est la crainte de ne pas pouvoir y échapper qui agit seule sur ce cabinet. Je sais positivement que la mission du Général R*** à Vienne n'a eu d'autre objet que celui d'acquérir des informations exactes sur l'état de l'armée autrichienne, et sur les forces que l'Autriche pourrait mettre sur pied dans le cas que le maintien de la paix fut reconnu impossible. Jamais projet d'agression spontanée ne sera accueilli dans les conseils du Roi de Prusse; et la Russie, en supposant même qu'elle pût sérieusement songer à entraîner cette cour dans une coalition active, échouerait immanquablement contre l'opposition, que toute tentative de ce genre rencontrerait de la part du gouvernement autrichien. Car, rien n'engagerait la Prusse à se jeter dans une telle entreprise, sans l'accession bien constatée, et le concours effectif de l'Autriche. Par conséquent ce qui garantit l'ascendant du système pacifique à Vienne, en est également le gage à Berlin, et l'union de ces deux cours fera nécessairement avorter les projets, quels qu'ils puissent être de la Russie.

Tout vous ramène donc, comme Vous voyez, au résultat, qu'il me paraît si important d'établir. Aucune des grandes puissances ne se portera à une offensive contre la France, aucune coalition ne se formera spontanément. Si l'orage que nous avons tant de raisons de détourner de nos têtes, devait

éclater, ce ne serait que par le fait de la France, soit que le gouvernement actuel se laissât malheureusement entraîner à quelque fausse démarche, qui en dépit de ses principes et de ses voeux donnerait bien la cause aux ennemis de la paix, soit que ce gouvernement succombât lui-même à un parti, qui, par système, ou par désespoir submergerait l'Europe dans un déluge de feux. Sans m'aveugler sur la position critique du Ministère français, je ne crains que le premier de ces dangers; je voudrais être complètement rassuré sur le second; car dès lors j'augurerais bien de l'avenir.

13.

Post-Scriptum du 9. Février.

Les séances de la Chambre des Députés du 27 et 28 Janvier nous ont donné un juste aperçu des principes et des opinions, qui partagent cette assemblée et la France, à l'égard des plus graves questions du jour. Le combat a été sévère. Les adversaires des Ministres y ont déployé tous leurs moyens. Mais le gouvernement est resté maître du terrain; c'est à lui à conserver et à faire valoir les avantages qu'il a remportés dans ces deux chaudes journées.

S'il est permis à un étranger de parler de l'impression, que ces débats ont fait sur lui, je dirai d'abord que M^r. le Comte Sébastiani est le seul qui ait traité les objets de la discussion en véritable homme d'état. C'est contre lui aussi que toutes les attaques ont été dirigées; et il leur a tenu tête avec une fermeté, une force de raisonnement, une candeur et une prudence, auxquelles on ne saurait assez rendre justice. Je n'en déplore pas moins, que ces explications aient été provoquées. Elles seront, je n'en doute pas, très-utiles pour éclairer la France et pour raffermir la saine majorité de la nation dans des vues sages et pacifiques; mais je crains qu'elles ne soient contrebalancées au dehors par l'effet que produiront les sophismes et les déclamations des auteurs du parti opposé, qui circu-

leront partout avec les paroles rassurantes de M^r. de Sébastiani. M^r. Bignon a malheureusement prêté son talent à soutenir des thèses qui déplairont dans les trois capitales de l'ancienne alliance; et quant aux discours de M^rs. Manquin, Schonen et La Fayette, ils répandront sur l'Europe un sentiment d'irritation, de méfiance, et d'effroi, que les protestations les plus sincères et les plus positives du Gouvernement auraient de la peine à effacer.

Enfin, les discours passent, le système et les actes restent. Qu'il nous suffisse donc de savoir, que le Ministère français celui au moins des Ministres qui nous inspire une si grande confiance, ne cèdera ni aux clameurs, ni aux menaces des fusions, et que tant qu'il conservera le pouvoir, les Cabinets étrangers le retrouveront toujours sur la même base, qu'il a établie jusqu'à présent dans toutes ses transactions politiques.

L'affaire de la Belgique vient de se compliquer d'une manière fâcheuse et inquiétante. Le congrès s'est placé par rapport au choix d'un Souverain, dans un dilemme, dont on ne prévoit pas encore l'issue. Il a de plus poussé l'aveuglement jusqu'à s'élever formellement contre le protocole du 20 Janvier*), que toutes les cours de l'Europe ont reçu, ou recevront avec des applaudissemens bien mérités. Cependant je persiste dans l'opinion que j'ai consignée dans la première partie de cette lettre. Rien n'est perdu, pourvu que les cinq puissances restent d'accord. Il est impossible qu'un gouvernement, sorti à peine du berceau, et qu'un coup de vent peut renverser, résiste à leur volonté réunie. Or, quel que soit le résultat des délibérations tumultueuses du Congrès, je ne vois pas de difficulté à ce que la Conférence le rectifie par une résolution unanime. Si on se décide pour le Duc de Leuchtenberg, contre lequel le Gouvernement français a protesté par des motifs inattaquables, les autres puissances qui n'ont aucune raison particulière de protéger ce Candidat, en auront plus d'une pour se joindre à

*) Man vergleiche die: Observations etc.

la protestation de la France. Si le congrès propose le Duc de Nemours, dont ces puissances pourraient prendre de l'ombrage, le refus anticipé et impérativement prononcé du Roi son père suffira pour répondre à toutes les objections. Ainsi rien n'empêchera la conférence de concerter ses mesures en toute liberté, et de forcer le Congrès à abandonner l'un et l'autre projet, pour arriver à un choix qui satisfasse tout le monde. Il en sera de même des autres questions litigieuses; après avoir signé l'acte du 20 Janvier, les puissances ne reculeront plus devant aucune difficulté; et si elles veulent sincèrement la paix, elle ne sera troublée ni par les prétentions exagérées des Belges, ni par l'obstination du Roi de Hollande.

14.

Vienne, le 10 février 1831.

Vous recevez ci-joint la suite de mes observations sur la situation des affaires publiques, et notamment sur les chances de guerre ou de paix, que nous offre la crise présente. L'objet direct de cette communication est celui de Vous fournir des informations authentiques, et de Vous mettre en garde contre les exagérations de la peur et de la mauvaise foi, qui ne cessent de nous peindre l'avenir sous les couleurs les plus alarmantes. Si vous jugez utile de faire part de mes aperçus au Ministre éclairé, qui dirige les affaires étrangères, je ne m'y opposerai pas. Je n'ai pas besoin de Vous recommander dans ce cas toute la prudence, qu'exige ma position individuelle. Vous me connaissez assez pour savoir que loin de vouloir me mêler d'intrigues politiques, je n'ai en vue que la vérité, et l'intérêt commun, des deux gouvernemens, faits pour s'entendre et pour réunir leurs efforts dans la seule direction propre à nous faire sortir de tous les dangers, qui nous entourent.

Vous êtes persuadé, comme moi, que la guerre serait le plus grand des malheurs qui pourraient éclater sur l'Europe, qu'elle serait le signal de la banqueroute morale, politique,

financière et commerciale de tous les Etats, la consommation de la ruine générale du monde civilisé. Vous savez qu'il existe dans tous les pays un parti nombreux, ou, pour mieux dire, une conspiration de différens partis, qui par une grande variété de motifs, désirent néanmoins cette guerre, les uns par ignorance et légèreté, les autres par fanatisme politique, ou par esprit de vengeance, ou enfin guidés par quelques intérêts personnels, auxquels ils sacrifieraient sans remords ceux de leur patrie et d'une génération toute entière de la société. Travailler contre cette conspiration me paraît aujourd'hui la tâche la plus sacrée qu'un homme public puisse s'imposer. J'en ai fait la mienne; et je ne crois pouvoir mieux employer les moyens que me fournit ma position qu'en les vouant à ce but salutaire.

Je regarde la stabilité du gouvernement actuel de la France comme la première base du maintien de la paix de l'Europe; et je suis également et fermement convaincu que le maintien de la paix est la condition essentielle de cette stabilité. Je crois aussi, que les hommes d'état du premier ordre, que la France possède, rendent hommage à cette vérité. Si j'avais le malheur de me tromper dans cette supposition, ou si, par un revirement déplorable, le parti qui soutient l'opinion contraire, et qui la proclame hautement à la tribune et dans les journaux, pouvait s'emparer du pouvoir, tous mes calculs seraient renversés.

Je Vous ai parlé sans réserve des dispositions des autres Cabinets. Ce que j'en dis, n'est pas puisé à des sources apocryphes ou suspectes. Je ne réponds pas de ce que tel ou tel événement imprévu pourrait changer à ces dispositions; je Vous les donne, telles qu'elles sont aujourd'hui; et ce que j'en sais, m'autorise à dire avec Mr. le Comte Sébastiani: „si la France a jamais la guerre, c'est elle qui l'aura voulu“.

Si toutefois l'horizon politique devait s'obscurcir de notre côté, soyez sûr, que je ne manquerais pas de Vous en avertir à tems. Vous aurez toujours en moi une sentinelle fidèle et vigilante; et pour peu que Vous attachiez du prix à mes confidences, mon zèle ne se ralentira jamais.

15.

12 février 1831.

Nous sommes dans une grande perplexité, depuis que nous avons appris la nomination du Duc de Nemours à la souveraineté de la Belgique. Vous cherchez la vérité dans ma correspondance; je dois donc Vous dire avec une entière franchise ce que je pense de cet événement.

Je regarde la résolution que prendra le gouvernement français à l'égard de ce choix comme décisive pour ou contre la paix du monde. Voici en peu de mots mon raisonnement.

Si le Roi persiste dans les refus, qu'Il a fait prononcer à plusieurs reprises et dont, comme Souverain et comme père, Il ne doit compte à personne, il en résultera pour la France un surcroît incalculable de confiance, de crédit et de force morale. La loyauté d'une pareille démarche rassurera les esprits les plus ombrageux et imposera silence aux plus incrédules; et je ne doute pas, que la conférence de Londres, frappée d'un procédé aussi désintéressé et aussi noble, n'y réponde par une réciprocité honorable, en repoussant conjointement avec la France l'élévation du Duc de Leuchtenberg, contre laquelle celle-ci a si justement et si vivement protesté.

Si le Roi au contraire consent à la nomination du Duc de Nemours en cédant à une impulsion populaire, ou à un faux calcul suggéré par quelques têtes chaudes, — car ce ne serait, ni de son propre mouvement (j'en suis sûr), ni d'après l'avis des hommes sages, que Sa Majesté a écoutés jusqu'à ce moment, qu'Elle prendrait ce parti, — j'entrevois de bien graves inconvéniens et même de grands dangers comme conséquences inévitables de cette mesure: la désunion entre les cinq cours; une méfiance générale, qui s'emparerait des contemporains: le parti du mouvement et de la guerre enchanté dans tous les pays de l'Europe, et les hommes sensés et pacifiques réduits au silence.

13. février.

Les craintes que je vous exprimais hier, n'ont plus d'objet. Le Roi a eu la magnanime sagesse de refuser le Prince son fils à la Belgique. Les dépêches qui dans ce moment nous arrivent de Paris, et sur lesquelles je n'ai encore pu jeter qu'un coup d'oeil, renferment, à côté de cette grande nouvelle, les déclarations les plus satisfaisantes de Mr. le Comte Sébastiani sur le système pacifique du Gouvernement français.

Le départ du courrier ne me laisse plus le tems de rien ajouter à cette communication; mais je me félicite infiniment de n'avoir pas à me reprocher sur aucune de mes observations, et j'espère que la suite le ma correspondance les confirmera.

16.

Vienne, le 28. Mars 1831.

Vous concevrez aisément la satisfaction que j'ai éprouvée en apprenant le changement ministériel *), dont Vous nous aviez donné les premiers aperçus. Je ne saurais rien ajouter aux réflexions que cette nouvelle a fait naître dans l'esprit du Prince de Metternich, et que Mr. votre frère Vous a fidèlement transmises; tout ce qu'il me reste à dire, c'est qu'honoré comme je le suis de la confiance particulière du Prince, je mettrai tous mes soins à entretenir ce Ministre dans les heureuses dispositions, dont il est animé aujourd'hui; dispositions que je regarde comme une des plus fortes garanties du maintien de la paix générale, et qui trouveront le plus solide soutien dans le caractère et les lumières de l'homme d'état, que la bonne étoile de la France a conduit au timon des affaires. Je ne puis pas Vous cacher, que la manière sinistre, dont l'excellent discours de Mr. Casimir Perrier du 18, a été accueilli par la grande majorité des Journaux de Paris, nous a alarmés,

*) 13. März, Ministerium Périer.

et presque déconcertés au premier moment. Mais je suis pour ma part, trop aguerri à ce genre d'hostilités, pour attacher à des paroles passionnées, et surtout aux extravagances de l'esprit de parti, plus de poids qu'elles ne méritent. Ce sont les actes d'un gouvernement qui constituent sa force ou sa faiblesse; et si le nouveau Ministère agit dans le sens dans lequel il a parlé, je crois fermement, qu'il comprimera les factions qu'il rétablira l'ordre de la paix, qu'il sauvera la France, et qu'il calmera l'Europe.

Le plus grand danger qui le menace à son début est, selon moi, celui de ces associations perfides, qui sous le vain prétexte de défendre le pays contre les étrangers, n'ont été évidemment imaginées, que pour établir en face de l'autorité légale, une autorité usurpatrice, destinée à contrarier le Ministère, à nourrir le fanatisme politique, à fomenter les plus funestes projets, et à rendre le gouvernement impossible. Le borner à interdire aux employés de l'Etat toute participation à cette nouvelle ligue, serait une barrière bien impuissante contre le mal qu'elle médite, et qu'elle exécutera immanquablement, si on ne l'étouffe pas dans sa naissance. Il me semble que des mesures énergiques contre cette monstrueuse combinaison, seraient la plus urgente de toutes les nécessités du moment; et que le règne du nouveau Ministère, dont nous attendons avec raison tant de grands bienfaits, ne commencera en réalité que du jour, où il aura supprimé ces associations.

La question de paix ou de guerre est celle qui domine aujourd'hui la politique de tous les partis en France, et qui répand les inquiétudes et l'agitation dans tous les Cabinets et chez tous les peuples de l'Europe. Voici en peu de mots ce que j'en pense. Je Vous ai souvent exposé les raisons par lesquelles je me suis convaincu, que l'idée d'une coalition spontanée et gratuite entre les puissances, dans le but d'allumer une guerre d'opinion, est une chimère. La nécessité de se défendre pourrait seule réaliser cette coalition; ce qui en a fait naître l'apparence et le soupçon, c'est la peur, qu'inspirent à

tout le monde les doctrines, les intrigues et les excès de la faction anarchique, aussi redoutable pour le Gouvernement français, que pour les amis de l'ordre dans tous les autres pays. Que cette peur vienne à cesser; que l'Europe rassurée enfin sur les intentions droites et fermes du Gouvernement français, le soit également sur son pouvoir de les mettre en oeuvre; que tout prétexte soit ôté aux hommes ardens ou légers qui de toutes parts poussent à la guerre; et le rève d'une ligue contre la France disparaîtra sans laisser de traces.

Il en sera de même de toutes ces complications qu'on se plaît à regarder comme devant infailliblement amener une rupture entre les grandes puissances. Croire la guerre inévitable, c'est le moyen le plus sûr de la rendre telle. Elle n'éclatera ni à propos de la Belgique, ni à propos de l'Italie, ni à propos de la Pologne, si on désire sincèrement la paix. Je soutiens, qu'il n'y a dans ce moment pas un problème politique en Europe, que des hommes d'état doués de la bonne volonté et de l'intelligence qu'exige le maniement des paroles assurées, ne résoudraient en trois mois.

D'après mon opinion, le véritable danger, le seul danger réel, celui qui peut tôt ou tard attirer sur l'Europe les calamités incalculables, qu'une guerre entreprise dans l'état actuel des choses ferait déborder sur le monde civilisé, se trouve dans les armemens réciproques. Ces armemens poussés jusqu'à un certain point amèneront la guerre forcément, et en dépit de tout ce que la sagesse des Cabinets pourra faire pour en arrêter l'explosion. Il est par conséquent de la plus haute nécessité de les restreindre dans de certaines bornes; et j'ai vu avec une satisfaction extrême que c'est un des premiers objets, qui aient occupé les pensées de Mr. Casimir Perrier. Il n'y a qu'un moyen d'y parvenir; c'est d'établir le plutôt possible des conférences (puisque le mot congrès est devenu un terme de réprobation) dans lesquelles, sans entrer dans aucune question de législature ou d'administration intérieure, — ce que je regarde comme la condition sine qua non — les principaux Cabinets

traiteraient exclusivement des mesures à prendre, pour raffermir la paix politique, et des changemens à opérer dans les relations des différens Etats, à la suite de ces événemens, que les derniers traités européens n'avaient pas pu prévoir. Plus ces conférences se concentreront sur des questions essentielles, plus on les simplifiera, plus on en éloignera toute vaine formalité, et plus elles rempliront leur but. Par des considérations qui ne Vous échapperont pas, je ne les établirais ni à Paris ni à Londres; une publicité prématurée les tuerait; et c'est sans aucune prédilection locale, que je les croirais bien mieux placées à Vienne. Mais pourvu que l'on s'accorde sur le principe, le choix du point de réunion ne présentera pas de difficultés insurmontables.

Dès que les premières bases d'une pacification solide seront fixées, le désarmement réciproque n'éprouvera d'aucun côté des objections redoutables; la détresse des finances sera un négociateur aussi puissant que les plus habiles diplomates. La Russie, grâce à la bravoure des Polonais, ne songera de longtems à envahir l'Europe centrale; l'Autriche, la Prusse, et la France ne seront pas fâchées, je crois de s'arrêter un moment avant de tomber dans le gouffre des emprunts forcés ou du papier monnaie; et les passions fougueuses se tairont devant la misère des peuples.

Travaillons sans relâche, en commun, mon cher ami! Quelque faibles que soient nos efforts, il en résultera toujours un bien quelconque; et lorsque le délire du jour sera passé, les hommes sensés nous en sauront gré, et la postérité nous bénira.

17.

Vienne, le 7 avril 1831.

L'effet que les premières nouvelles de l'entrée des troupes autrichiennes dans le territoire du Pape semblaient avoir produit sur le Gouvernement français, nous a alarmés un moment. Mais le courrier que le Maréchal Maison vient de recevoir de Paris, nous a entièrement rassurés.

La note adressée le 31 mars au Comte Apponyi est conçue dans un esprit de sagesse, de conciliation de douceur, tel, que, si elle demandait même au cabinet de Vienne les sacrifices les plus pénibles, elle fournirait encore la preuve incontestable des dispositions pacifiques et bienveillantes de ses auteurs.

Heureusement rien n'est plus facile au Gouvernement autrichien que de répondre d'une manière satisfaisante aux propositions que renferme cette note. Tout ce que l'on y désire est déjà fait, on le fera dans un très-court délai. Le but de l'expédition dirigée sur les états pontificaux avait été si clairement erronée, et la Cour d'Autriche a observé si fidèlement les principes qui ont servi de bases à cette expédition, que le soupçon d'une arrière-pensée, ou d'un projet quelconque d'ambition ou d'intérêt particulier n'a jamais pu trouver accès dans l'esprit même des hommes les plus méfians. Aussi dès le 26 mars, au moment même où on eut à Vienne l'avis de l'occupation de Bologne, les ordres les plus positifs ont été envoyés aux généraux Frimont et Geppert, portant, qu'aussitôt que la révolution serait supprimée et l'autorité du Pape rétablie, les troupes autrichiennes évacueraient tout le territoire romain. Ces ordres ont été renouvelés le 2 et le 4 de ce mois, avec la seule restriction, que de faibles garnisons seraient laissées momentanément à Ancône et à Bologne, jusqu'à ce que le gouvernement pontifical ait pu les remplacer par ses propres troupes, ou bien, prendre des mesures administratives propres à prévenir le retour des désordres révolutionnaires.

Le Cte. Lützow*) a l'ordre d'avertir les officiers commandans à Ancône et à Bologne du moment où ils doivent évacuer ces places, et il lui est enjoint de hâter ce moment autant que faire se pourra.

Tandis que le principal objet des réclamations du Gouvernement français se trouve ainsi rempli, la cour de Vienne avait chargé son Ambassadeur à Rome de se concerter avec M[r]. de St. Aulaire**) sur les moyens d'introduire dans les états du Pape les modifications et les améliorations du système administratif indispensablement nécessaires, pour y établir la tranquillité sur une base durable, et pour satisfaire aux besoins et aux justes griefs des peuples, sans porter atteinte à la souveraineté temporelle du Chef de l'église. Le choix de M[r]. de Saint-Aulaire honore le gouvernement qui l'a chargé de cette commission; les premiers rapports du Comte Lützow ont prouvé, que la meilleure intelligence règnera dans leurs travaux communs, que la présence d'un Ministre anglais (M[r]. Mook Taylor), aussi homme sensé et modéré, ne dérangera pas; et le Pape lui-même a manifesté des dispositions si raisonnables, qu'il y a tout lieu de se flatter, que ces conférences amèneront un résultat favorable à un meilleur ordre de choses dans les Etats pontificaux, et à la tranquillité générale de l'Italie.

L'arrangement pacifique des affaires de la Péninsule sera, si tout ne me trompe, un premier pas, et un pas très-essentiel pour la consécration de la paix en Europe. Je sais, que le Prince de Metternich a l'intention de lier à ses explications sur l'Italie la proposition d'un désarmement réciproque. Cette idée, qui à occupé M[r]. le Président du Conseil dès le moment de son avénement au Ministère, sera sans aucun doute, favorablement accueillie à Paris. Elle rencontrera dans son exécution des difficultés de part et d'autre; mais l'immensité des bienfaits qui en résulteront triomphera de tous les obstacles. Après le ré-

*) Oesterr. Botschafter in Rom.

**) Französ. Botschafter in Rom.

tablissement de l'ordre en Italie il n'y a plus qu'une complication fâcheuse, qui puisse créer des embarras aux cabinets. Des mesures efficaces seront indispensables pour vaincre l'obstination aveugle des partis qui déchirent la Belgique. Mais quels que soient les moyens auxquels on aura recours pour cet effet, ils pourront toujours être tels, qu'ils ne compromettent pas les relations de paix entre les grandes puissances. Si la France et l'Angleterre s'accordent sur le choix de ces moyens, ce ne sera pas l'Autriche, ni la Prusse qui s'y opposeront; et la Russie, fatiguée, épuisée par une lutte, qui a déjoué tous ses calculs ne sera de longtems en état de souffler le feu de la discorde, ou de s'opposer à des résolutions salutaires.

Vous me rendrez la justice, que depuis les premiers cris de guerre qui se sont élevés en Europe à la suite des événemens de l'été dernier j'ai constamment soutenu l'opinion que nous n'arriverions pas à cette funeste extrêmité. Si j'ai eu le courage de persister dans cette opinion dans les époques les plus critiques et les plus orageuses, à combien plus forte raison dois-je me féliciter aujourd'hui de n'avoir jamais partagé les terreurs paniques que cette perspective avait fait naître autour de nous, et qui même, à l'heure qu'il est, assiégent encore un grand nombre de nos contemporains.

Je n'ai pas fermé les yeux sur deux grands écueils, contre lesquels le maintien de la paix pourrait se briser, en dépit des efforts des hommes sages pour épargner à l'Europe les catastrophes décidément mortelles. L'un de ces écueils était l'ascendant qu'avait pris en France le parti qui demandait et qui demande encore la guerre à tout prix, par des motifs que je n'ai pas besoin de Vous développer. L'autre était la malheureuse persuasion qui avait plus ou moins gagné tous les Cabinets, de l'impossibilité d'échapper à cette guerre, persuasion nourrie et exaltée par des hommes ardens, qui la regardaient comme le seul remède aux maladies morales dont le corps social se trouvait atteint. L'un et l'autre de ces dangers ne sont plus, à beaucoup près, aussi menaçans qu'ils nous apparais-

saient il y a trois mois; et je crois maintenant qu'il ne tient qu'à la volonté réunie et bien constatée de la France et de l'Autriche de les faire disparaître entièrement.

L'accession au pouvoir de Mr. Casimir Perrier a frappé au coeur la faction qui voit dans la guerre l'instrument le plus puissant et le plus expéditif pour soumettre la France au régime épouvantable qu'elle médite. Je m'aperçois avec la plus intime satisfaction, que le Ministère actuel, grâce à la marche, en même tems ferme et prudente qu'il s'est tracée, gagne du terrain de jour en jour, et que ni les diatribes des journaux ni les menaces des associations illégales ne l'empêcheront de se consolider. Or, je ne connais pas de garantie plus efficace pour la tranquillité et le bonheur de l'Europe que la stabilité du système adopté et proclamé par ce Ministère; et la conduite qu'il a tenue à propos des troubles de l'Italie est à mes yeux un gage indubitable, non seulement de la sagesse de ses principes, et de la pureté de ses intentions, mais aussi de la force qu'il se sent de les soutenir contre toutes les oppositions.

D'un autre côté, les dispositions des Cabinets dont les mesures et le langage auraient pu provoquer la guerre, en irritant les passions de ceux qui ne sont que trop portés à l'accepter, se calment et s'améliorent sensiblement. C'est la peur, bien plus que le rève d'une croisade contre-révolutionnaire qui a donné naissances à ces armemens vastes et dispendieux, qu'il s'agit enfin de faire rentrer dans des limites raisonnables. A mesure que cette peur diminue, que le Gouvernement français se raffermit, qu'on le voit à la veille de suivre ses propres impulsions, et de diriger les affaires de la France dans le sens d'une politique éclairée et pacifique, des conseils plus réfléchis, le sentiment du poids, dont ces préparatifs comblaient les peuples, et celui de l'embarras des finances l'ont emporté; et l'opinion publique applaudira avec transport à chaque mesure des gouvernemens, annonçant une réduction de l'armée et des dépenses extraordinaires. Nous ne manquons pas à Vienne d'apôtres de la guerre; ils sont moins nombreux qu'à Berlin,

où il y a un parti puissant, qui ne se lasse pas de prédire d'un jour à l'autre le triomphe de l'anarchie, et la chute du pouvoir royal en France, et dont les arguties de la Gazette de France sont aujourd'hui l'évangile. Les nôtres (à l'exception de quelques militaires) n'ont d'ailleurs aucune voix en chapitre; et le dénoûment inattendu du drame révolutionnaire en Italie, ainsi que la défaite des Russes, sur lesquels ils avaient tant compté en Pologne, les ont fortement découragés.

Ce n'est pas un mouvement de vanité, mais parce qu'il est juste, que Vous ne l'ignoriez pas, que je finirai par une observation personnelle. Il est certain que Mr. Votre frère et moi avons mérité une couronne civique pour les efforts constans que nous avons faits en commun, pour rectifier les idées de notre Cabinet sur la position des choses en France, pour déjouer des influences qui auraient pu nous jeter dans de grands malheurs, pour représenter les dangers de la guerre, et pour faire triompher les dispositions pacifiques qui, bien qu'ébranlés dans certains momens, ont toujours été au fond des pensées de notre cabinet. Je Vous en parle aujourd'hui, parce que je crois, que notre procès est définitivement gagné, que nous conserverons la paix et que les dernières craintes que j'ai eues sur la chance de quelque nouveau bouleversement à Paris, se sont évanouies depuis quatre semaines et s'evanouissent chaque jour d'avantage.

Le Prince de Metternich reconnaît, comme il le doit, les services que Vous et Mr. Votre frère lui ont rendus dans cette crise. C'est par Vous que les premières nouvelles de l'élévation de Mr. Perrier, et les premières paroles, par lesquelles il a si honorablement signalé son entrée au Ministère, nous sont parvenues. Ce sont Vos renseignemens utiles qui nous ont plus d'une fois mis en garde contre les bruits sinistres répandus par nos adversaires; et je suis également convaincu, que ce que Vous avez dit de Votre côté à Paris, pour établir la vérité sur les intentions du Gouvernement autrichien, n'a pas peu contribué pour imprimer aux relations entre les deux cours le

caractère satisfaisant qu'elles ont pris, et qu'elles ne doivent plus jamais perdre. Ce que je Vous dis ici, Vous fera sentir le prix que je dois attacher à Votre correspondance confidentielle. Je ne négligerai rien de ma part, qui puisse Vous la rendre intéressante; et si Vous continuez à m'accorder Votre confiance, nous pourrons encore ajouter plus d'un service réel à ceux dont la cause de la paix et du bon sens nous est déjà redevable.

18.

Post-Scriptum du 8 Avril.

Je souhaite qu'on soit aussi content chez Vous, que l'a été le Maréchal Maison de notre réponse à la note du 31 Mars. Je ne l'ai pas rédigée moi-même; mais j'en ai soigneusement retranché tout ce qui sent la phraséologie hors d'oeuvre pour laquelle il existe un malheureux penchant dans notre Cabinet, que je trouve du plus mauvais goût dans les affaires, et qui aurait été dans l'occasion présente entièrement déplacé.

Dans la dépêche qui accompagne cette note, le Prince a exprimé son désir de s'entendre avec le Ministère français sur les moyens de faire cesser cet état d'agitation, de tension et de préparatifs militaires qui désolent les peuples et écrasent les Gouvernemens. Il n'a pas voulu prononcer le mot de désarmement, de crainte, que ce mot ne choquât certaines oreilles françaises. Mais on ne peut guère se méprendre sur le sens des ouvertures; et on saura bien à Paris, comment les interpréter.

Par une dépêche supplémentaire et secrète, le Comte Apponyi est chargé d'un entretien particulier avec M^r. le Président du Conseil; le Prince, bien persuadé aujourd'hui, que M^r. Perrier est le seul homme en France, capable de former de grandes combinaisons politiques, et de les exécuter avec énergie et persévérance, recevra, j'en suis sûr, les communications que voudra lui faire ce Ministre, avec une confiance qu'il n'a pu accorder à aucun de ses prédécesseurs, et je me promets les résultats les

plus heureux des rapports confidentiels qui pourraient s'établir entre ces deux hommes d'état.

Les nouvelles que nous avons reçues ces jours derniers de la Pologne, quoique pas encore assez précises et circonstanciées, ne nous laissent cependant aucun doute sur les revers très-sérieux que les Russes ont éprouvés depuis le 30 Mars.

La prolongation de la lutte entre les Russes et les Polonais est sans doute à regretter par plus d'une raison. Cependant nous autres, amis de la paix, avons aussi de quoi nous consoler (pour ne pas dire, féliciter) de la tournure qu'elle vient de prendre; car indépendamment de l'intérêt, qu'inspire généralement la cause des Polonais (intérêt, qui est senti en Allemagne, et même en Autriche, autant peut-être qu'en France et en Angleterre) leurs succès en consumant et ruinant en partie les forces de la Russie, doivent nécessairement détourner cette puissance de tout projet de coalition et d'intervention dans les affaires de l'Europe centrale, qui aurait pu nous jeter tôt ou tard dans de cruels embarras. Le Gouvernement français a fait preuve de sagesse en s'abstenant de prendre part aux événemens de la Pologne. Car s'il avait agi autrement, il eut été bien difficile d'empêcher l'Autriche et la Prusse, de s'en mêler à leur tour, tandis qu'à présent la Russie est seule engagée dans une expédition, qui, en finissant même à son avantage, affaiblira considérablement ses moyens, et la rendra moins redoutable pour la tranquillité du reste de l'Europe.

19.

Lettre de Mr. James Rothschild de Paris à son frère à Vienne, écrite d'après les instruction de Mr. C. Perrier *).

Paris, ce 23 Avril 1831.

Mr. le Président du Conseil des Ministres a reçu avec une véritable satisfaction la communication, que je lui ai faite régulièrement du contenu de vos lettres. Mr. Perrier a été, extrêmement sensible à la bonne opinion, que Son Altesse a conçue de lui. L'estime d'un homme d'état aussi distingué, d'une expérience aussi consommée, est pour lui d'un grand poids.

Il est surtout bien touché du souvenir, que le Prince a bien voulu conserver d'une connaissance et de liaisons, qui remontent à plus de vingt années.

Mr. Casimir Perrier n'a réellement accepté la Présidence du conseil des Ministres, que par un sentiment de vrai patriotisme. Il a pu être engagé à accepter ce poste difficile, dont il a reconnu toute la grave responsabilité, par l'intime conviction, que son caractère connu de fermeté et d'invariable modération lui conciliant l'estime, la confiance et l'appui des hommes de bien, il pourrait ramener le pays dans les véritables voies de salut et de stabilité, comprimer et anéantir les projets désastreux, les coupables tentatives des factions et des partis.

Voilà le but de la mission de cet honorable Ministre, et en conséquence il s'est tracé sa route dans laquelle il vient déjà de faire des pas fermes et décidés. — Il sait, que la France ne peut jouir du calme et du repos, ne peut reprendre son bien-être et sa prospérité, voir renaître son commerce et son industrie qu'avec la paix européenne. Partant de cette idée fondamentale et exclusivement conditionelle de son système, il veut que la paix avec l'Europe soit assurée, et dans ce but

*) Diese Notiz ist von Gentzens Hand.

il n'hésitera pas à donner aux puissances étrangères tous les gages, toutes les garanties, que peuvent comporter le bien-être, l'intégrité et la dignité du pays, attendant réciproquement de l'Europe les mêmes gages et les mêmes garanties. Une fois sûr et assuré de la paix générale, le Président du Conseil pourra agir plus librement et développer avec calme et énergie le système d'organisation intérieure, qu'il a conçu pour le bonheur de son pays, la tranquillité et la paix de l'Europe, système basé sur un principe monarchique fortement constitué, sur l'application littérale de la charte, sur une liberté sage et modérée, qui ne comporte ni licence, ni anarchie.

Mr. Perrier croit n'avoir pu donner de meilleures preuves de ses intentions rassurantes pour le pays et pour l'Europe, que celles, qu'il a non seulement données dans ses discours à la Tribune, dans des circulaires, mais encore dans tous ses actes.

Il n'a pas craint d'attaquer de front, toute espèce de propagande, de rompre en visière avec des associations, dont le but caché pouvait être dangereux. Ces associations sont détruites dans leur principe et dans leurs effets; elles ne doivent plus allarmer le Prince. Le bon sens des masses y est tout-a-fait opposé, et l'opinion publique, qui se prononce, rend à jamais ces associations impossibles. Il n'en est plus question que dans quelques discours de Tribune, quelques articles de journaux d'opposition, qui non seulement n'ont plus rien de dangereux, mais qui au contraire ont eu le bon effet de montrer clairement aux gens sensés, au grand nombre des citoyens, dans quel abîme une tourbe d'ambitieux, d'insensés et de fanatiques voulaient plonger la France. Aussi de jour en jour le gouvernement prend plus de force et le Ministère inspire plus de confiance. En vain on a voulu renouveler les émeutes. Mais des mesures vigoureuses, l'emploi bien décidé de la force et l'indignation publique en ont fait justice, et ont prouvé matériellement aux agitateurs, qu'on ne pouvait plus impunément employer cet indigne et coupable moyen. Le ridicule d'ailleurs frappe maintenant de mort les émeutes.

Le discours du trône, l'article inséré hier dans le Moniteur sont des déclarations bien importantes, bien satisfaisantes pour l'Europe, des principes sages et pacifiques, qui vont désormais présider aux destinées de la France; ils prouvent que loin de vouloir faire divorce avec la grande famille européenne, la France veut au contraire s'y rattacher par de nouveaux et durables liens.

Il n'est que trop vrai et Mr. Perrier le sent bien, que les finances des états européens ne pourraient jamais sans une ruine certaine soutenir sur pied des armées aussi considérables, que celles, qui existent maintenant, et le but général, le voeu de tous les états doit être, d'arriver aussi promptement que possible à un désarmement général. La France, dit Mr. Perrier, forme aussi bien franchement ce voeu. Mais Son Altesse connaît trop bien la situation de la France, pour savoir, qu'entourée de tous côtés d'armées nombreusses et formidables, ce n'est pas à elle à donner seule et la première l'exemple.

Il faudrait que ce désarmement se fit instantanément dans tous les Etats européens. Le Ministère français contribuera de toutes manières à amener promptement cette grande mesure, et peut-être des conférences dans une ville neutre, sembleraient, à Mr. le Président du conseil aussi bien, qu'à Son Altesse être le meilleur moyen d'arriver à ce bien-heureux résultat.

Quant aux affaires de l'Italie Mr. Perrier les regarde comme bien avancées vers le résultat satisfaisant. Il a été enchanté de voir, que le gouvernement autrichien avait donné d'avance des ordres de faire rétrograder les troupes des Etats romains. Maintenant que le public connaît ici ce fait important, et qu'il en voit l'exécution; Mr. Perrier pense que son Ministère en recevra une nouvelle force puisque l'opinion publique pourra sympathiser franchement et dignement avec les vues d'un Ministère, qui veut la paix de l'Europe. Il pense aussi, que ce fait important donnera au gouvernement français plus de moyens de contribuer efficacement et énergiquement au rétablissement de la paix et du repos en Belgique.

En général M^{r}. Perrier se plaît à croire que Son Altesse, M^{r}. le Prince Metternich saura rendre hommage à la manière nette, franche et loyale, que le Ministère français a mise dans toutes ses négociations, dans tous ses discours et ses actes pour prouver que son désir le plus cher, son voeu le plus ardent, est, d'être et de rester sur le pied amical avec toutes les puissances européennes et d'agir avec elles dans le concert le plus unanime pour le bien-être, le repos et la prospérité du monde.

Je finis mon cher frère en Vous disant, que tous les détails, que m'ont transmis vos bonnes lettres ont produit un excellent effet et ont une bonne et heureuse influence. Hier au sortir de la conférence, qui a eu lieu relativement aux affaires de Belgique et dont M^{r}. le Cte. Apponyi entretiendra en détail Son Altesse, M^{r}. Perrier m'a dit: „J'espère bien, que le Prince sera tout à fait content de tout ce que nous avons fait. Mon désir le plus ardent est de tout faire pour le maintien de la paix générale, et j'ai lieu d'espérer, que nous aurons le bonheur d'y arriver. Le Prince trouvera toujours en moi un homme franc, sans arrière-pensée, et on peut toujours compter sur mes paroles."

Toutes les nouvelles, qui arrivent des départemens font espérer des élections dans un très-bon sens.

20.

Vienne le 25 Mai 1831.

Le Ministère de M^{r}. Perrier poursuit sa route avec autant de constance que de sagesse; chaque jour me confirme dans l'espoir, que ni les complots des factions enragées, ni les diatribes des Journalistes ne parviendront à le désarmer. Personne n'est plus pénétré que moi de la difficulté extrême de gouverner un grand Etat à côté d'une presse sans frein, dirigée par des ennemis acharnés, qui ne se lassent pas de calomnier ses intentions et d'empoisonner tous ses actes. Cependant cette diffi-

culté, une fois admise et reconnue, je n'en crois pas moins, qu'une administration ferme et habile sachant ce qu'elle veut, ne voulant que ce qui est conforme aux lois et au véritable intérêt du pays, et ne donnant prise à l'opposition par aucune faute capitale, peut non seulement se soutenir, mais atteindre successivement tous les objets essentiels, auxquels elle aspire, nonobstant l'activité infatigable de ses adversaires, et nonobstant toute clameur de baro. Il s'en faut, que l'opinion, que j'énonce ici, soit celle de tout le monde, ou celle seulement de tous les hommes éclairés; et j'entends continuellement dire autour de moi, que la stabilité d'un pouvoir, placé en face d'un parti, tel que celui qui imprime tour à tour, l'enthousiasme et la terreur à la France, et d'une presse audacieuse, organe de ce parti, ne saurait être qu'une question de tems. Mais je tiens à cette opinion, parce qu'il m'est impossible de ne pas croire, que la vérité et le bon sens d'une grande nation doivent à la longue l'emporter sur les mensonges des agitateurs, et sur les mouvemens d'un aveugle fanatisme. J'y tiens pour ce qui regarde la presse par un argument d'analogie, que m'offre l'histoire du Gouvernement britannique. Ce gouvernement a jusqu'à nos jours vigoureusement résisté à un journalisme, tout aussi puissant, et tout aussi incendiaire que celui de la France, et à des rassemblemens populaires, dont les motions et le langage ont plus d'une fois égalé pour ne pas dire surpassé, ce que les associations françaises ont pu produire de plus dangereux. Il est vrai que le Gouvernement britannique avait pour lui des antécédens et des auxiliaires, dont celui de France est privé; mais dans tout état des choses, l'avantage d'être en possession de tous les moyens d'action, que ceux qui gouvernent ne peuvent perdre que par leurs propres fautes, est immense; et si en France quelqu'un peut le faire valoir, ce sera Mr. Casimir Perrier.

Comme étranger je n'ai pas la prétention de juger des mesures à prendre par le Gouvernement français relativement à des objets de police intérieure. Mais comme je Vous parle

ici confidentiellement, et que Vous connaissez l'intérêt que j'attache à la stabilité et au bien-être de ce gouvernement, je n'hésite pas à Vous faire part de quelques observations sur l'état de la presse en France. La lecture des journaux de Paris est une des occupations les plus pénibles, auxquelles je me vois condamné; les articles du National, de la Révolution, de la Tribune, du Globe etc. etc. (sans compter ceux de la Gazette, de la Quotidienne etc., dont je ferai mention ci-après) me font éprouver un sentiment mêlé d'indignation et d'inquiétude. Mais ce qui m'afflige autant et plus même que ces articles, ce sont les malheureux procès, que l'on persiste à leur intenter, et dont les détails et les résultats causent un scandale plus déplorable, que ceux que l'on voudrait réprimer ou punir. Persuadé comme je le suis, que le spectacle de l'impuissance des tribunaux, auxquels ces procès donnent lieu, n'est rien moins que compensé par quelques condamnations isolées, je me demande souvent, s'il ne vaudrait pas mieux, de s'en abstenir tout à fait. Lorsqu'une fois la liberté d'écrire a dégénéré en une licence effrénée, et que les abus de la presse ne sont plus des cas d'exception, mais un fait qui se reproduit à tout moment, sous des milliers de formes, et dans des milliers d'endroits, il me semble quelquefois, que le meilleur parti à prendre serait celui d'une indifférence absolue sur un mal, que l'autorité ne peut plus dompter, et qu'elle ne peut plus même attaquer, sans se compromettre en pure perte. Je crois, que tant que la législation de la presse n'aura pas subi quelques changemens, tôt ou tard indispensables, et que le gouvernement ne pourra pas compter sur les juges et les jurés, on ferait bien de suspendre toute poursuite contre les écrivains. En annonçant cette résolution inattendue, on frapperait peut-être un coup moral, qui ferait plus d'effet sur l'opinion publique, que tous les plaidoyers des Procureurs généraux.

L'expédient que je propose, peut Vous paraître hasardé et inexécutable; mais ne vaut-il pas la peine d'être pris en considération?

Une circonstance dont je suis frappé tous les jours c'est que dans cette foule de feuilles politiques qui se publient à Paris, il n'y ait au fond pas une seule, qui puisse être regardée comme décidément ministérielle. Le Journal des Débats, se rapproche le plus depuis quelques mois du système général des Ministres; il a fourni des articles excellens; mais on dirait, que ce n'est que par hasard, que les hommes d'esprit qui les rédigent, se trouvent d'accord avec la pensée du gouvernement; car au côté de ces articles, il y en a toujours, que celui-ci n'avouerait pas. Le Temps change de couleur d'une semaine à l'autre. Le Moniteur rectifie quelquefois l'opinion sur des question particulières; mais cela ne suffit pas; une feuille, consacrée à l'exposition et à la défense de l'ensemble du système et de la marche des Ministres, pourrait seule établir un contre-poids régulier à l'action funeste que ses nombreux adversaires exécutent sur le public.

Parmi ces adversaires les plus à craindre, ne sont pas selon moi, ceux que l'on traduit le plus souvent devant les tribunaux. La guerre ouverte que les Journaux révolutionnaires font au gouvernement, leurs attaques furibondes, leurs invectives, leurs provocations à la révolte, ne s'adressent qu'à un parti redoutable, sans doute, par l'appui qu'il prête à tous les désordres, mais dont les efforts doivent tôt ou tard échouer contre un pouvoir évidemment soutenu par la saine majorité de la nation. Ce que je regarde comme bien plus dangereux, c'est le travail systématique des Journaux, qui, avec une audace inconcevable et toujours croissante, prêchent la contre-révolution. La haine, que ces Journaux ont vouée à ce qu'ils appellent le parti des centres, la perfide et monstrueuse alliance qu'ils ont faite avec le parti du mouvement, et les infatigables sophismes par lesquels ils prétendent démontrer l'impossibilité du maintien du nouvel ordre des choses, — voilà ce qui empoisonne l'opinion et détruit toute confiance dans le gouvernement. Je ne sais pas jusqu'où va dans l'intérieur de la France l'effet de ces hostilités journalières; tout ce que je puis Vous

dire, c'est que dans les pays étrangers le gouvernement n'a pas d'ennemi plus actif que la Gazette de France. Après ce que j'ai observé sur l'inefficacité de toutes les tentatives de répression judiciaire, je ne dirai pas, qu'une persécution directe serait le moyen le plus convenable pour désarmer cet ennemi; mais s'il était possible de le neutraliser, au prix de je ne sais quel sacrifice, cela équivaudrait, soyez-en sûr, à une grande bataille gagnée. La Quotidienne, le Courrier de l'Europe, l'Avenir et d'autres feuilles soi-disant indépendantes, quelque dangereuses et subversives que soient leurs intentions, ne sont pas, à beaucoup près, aussi nuisibles, soit parce qu'elles ont beaucoup moins de lecteurs, soit par ce qu'elles manquent leur but par l'extravagance de leurs doctrines.

21.

Observations sur les moyens d'amener et d'accélérer le dénoûment de la crise actuelle.

25 Mai 1831.

Le maintien de la paix est si indubitablement le voeu de toutes les puissances que ceux mêmes qui croient ou qui affectent de croire le contraire, ne savent plus de quel côté tourner, pour donner une couleur à leur opinion. Les franches et sages déclarations du Ministère français commencent à rassurer les âmes les plus craintives; les cris de guerre d'une faction turbulente, et les mensonges qu'elle invente pour les soutenir, perdent chaque jour de leur crédit; et les hommes d'état éclairés ne désespèrent plus de résoudre dans des voies pacifiques les problèmes, qui, il y a trois ou quatre mois semblaient menacer l'Europe d'une conflagration générale.

Il existe cependant encore une cause de vives inquiétudes, qui tient l'opinion publique en suspens. Elle se trouve dans les armemens des grandes puissances. Aux yeux des peuples, ces armemens contrastent d'une manière alarmante avec les paroles les plus positives des gouvernements; et les charges

qu'ils font peser sur les pays, sont un des arguments les plus spécieux, que font valoir les partisans de la guerre.

Chercher les moyens les plus prompts, et les plus efficaces, pour faire cesser ces armemens si dispendieux, et désormais si inutiles — voilà, selon moi, une des affaires les plus urgentes pour les gouvernemens.

Le besoin de s'entendre sur certaines questions fondamentales ayant été assez généralement reconnu comme condition préalable de tout arrangement définitif, l'idée d'une réunion des principaux Cabinets s'est naturellement présentée. Des propositions, tendant à la réaliser, sont presque simultanément parties de Paris et de Vienne; elles sont restées stériles jusqu'ici. Il me paraît avant tout nécessaire d'examiner sous quelle forme une réunion pareille pourrait avoir lieu, et quels seraient les objets, qu'elle devrait embrasser.

Un congrès proprement dit, tel que ceux qui ont rempli l'espace entre les années 1814 et 1822, rencontrerait aujourd'hui des difficultés insurmontables. Les idées de suprématie européenne, qui s'attachent à cette forme, l'ont rendue impopulaire dans plus d'un pays, et il ne serait pas aisé de vaincre la répugnance que lui opposerait l'opinion publique. Il faudrait d'ailleurs pour faire participer les Etats secondaires à un Congrès pareil, ou y admettre leurs Représentants, ou entamer avec leurs cours des négociations longues et séditieuses. Les deux expédients seraient également sujets à caution.

Une Conférence entre des Ministres des cinq puissances principales, aurait sans doute, infiniment moins d'inconvéniens. Mais elle ne pourrait s'établir que de deux manières. Ou sous la direction immédiate des Chefs des Cabinets, qui y prendraient part, ce qui les obligerait à s'éloigner de leurs résidences, dans une époque trop critique, pour leur permettre une absence de quelque durée, ou bien par des mandats confiés à des Plénipotentiaires, mode de procéder, qui, vu l'importance de l'affaire à traiter, exigerait des correspondances nombreuses et entraînerait des délais interminables. Si pourtant on se prononçait

pour une de ces alternatives, il serait de toute nécessité de limiter autant que possible la sphère des objets dont la conférence aurait à s'occuper; car si elle devait entrer dans les différentes questions spéciales qui divisent et agitent l'Europe aujourd'hui, une année ne lui suffirait peut-être pas pour achever ses travaux.

Mr. le Prince de Metternich croit pouvoir réduire les conditions indispensables pour consolider l'état de paix, et pour écarter tout nouveau germe de mésintelligence et de guerre, aux trois articles suivans: 1. L'engagement mutuel de maintenir dans leur intégrité les traités, qui ont déterminé l'état de possession territoriale; 2. une déclaration précise sur le droit d'intervention, défini d'après les anciennes règles du droit public, et d'après les idées justes et saines, que le Ministère actuel de la France a substituée lui-même au principe inadmissible de non-intervention absolue; 3. le désarmement réciproque, c'est-à-dire, la réduction des forces militaires à un pied de paix proportionné aux besoins permanens de chaque puissance. Les deux grandes affaires, de la Belgique et de l'Italie, étant déjà traitées dans des conférences particulières, et celle de la Pologne pouvant l'être de même, si la Russie veut s'y prêter, il me semble que les trois articles ici indiqués comprennent toutes les dispositions générales, qui assureraient à l'Europe une paix solide et durable.

J'arrive maintenant à la question à laquelle le présent travail est proprement voué. Une réunion des Cabinets est-elle strictement nécessaire pour arrêter ces dispositions? L'est-elle surtout en première instance? Et le but ne pourrait-il pas être rempli, sans que l'on traversât les complications et les lenteurs d'un Congrès, ou d'une Conférence ministérielle? Voici ce que je me permettrai de répondre:

Le point capital qu'il s'agit d'atteindre, est sans contredit celui du désarmement dans le sens ci-dessus énoncé. Or, parmi les cinq grandes puissances il y en a deux, auxquelles il serait inutile ou impossible de faire des propositions à cet égard;

l'Angleterre, dont les forces militaires loin d'être disproportionnées à ses besoins, sont probablement au-dessous de ce qu'il lui faudra pour maintenir l'autorité du gouvernement dans les orages populaires qui le menacent, et qui ne consentira jamais à une diminution de ses forces navales; et la Russie, obligée dans ce moment à créer de nouvelles armées pour soutenir une lutte, qui, quelque déplorable qu'elle soit, nous a valu l'immense avantage de détourner l'Empereur de toute intervention dans les affaires de l'Europe centrale. Reste donc la France, l'Autriche et la Prusse. Si ces trois puissances pouvaient s'entendre sur les trois préliminaires sus-mentionnés de tout système pacifique, je crois, que l'épouvantail d'une guerre inévitable ou prochaine, qui a si longtems tourmenté les peuples et les gouvernemens, disparaîtrait à l'instant.

La France et l'Autriche me semblent particulièrement appelées à prendre l'initiative pour conférer à l'Europe cet inestimable bienfait. L'accord entre ces deux puissances suffirait pour en poser les fondemens, et pour donner l'exemple, que tous les autres Etats s'empresseraient de suivre. Ce grand acte de sagesse politique pourrait être consommé dans les formes les plus simples et les plus expéditives; il n'exigerait ni réunion d'apparat, ni conférences ostensibles, ni missions d'ambassadeurs extraordinaires. Moyennant une correspondance confidentielle entre les deux Cabinets, on conviendrait en peu de tems de quelques stipulations peu nombreuses, qui seraient sanctionnées soit par une convention, soit simplement par un protocole, ayant la valeur d'une convention. La Prusse accéderait, sans hésiter, à ce que ces deux cours auraient arrêté. La Russie, hors d'état de désarmer dans ce moment, n'oserait guère s'y refuser plus tard. Et si ensuite telle autre puissance, reconnaissant le bien qui en résulterait, ou invitée par les premiers signataires, jugeait à propos de s'associer à leur transaction, celle-ci deviendrait bientôt une garantie commune de la paix politique.

J'ai discuté longtems avec Mr. de Metternich le projet, que je viens d'articuler. Je ne me vanterai pas d'avoir triomphé

des objections par lesquelles il l'a combattu, et les dernières dépêches qu'il a adressées à Paris se rapportent toujours à la perspective d'une conférence générale, laquelle toutefois, comme il l'avoue lui-même; ne pourrait avoir lieu, qu'après l'arrangement final, et peut-être fort éloigné, des affaires de la Pologne. J'ai eu cependant la satisfaction de me convaincre, que mes idées n'étaient pas regardées par ce Ministre comme absolument inadmissibles, et qu'appuyées du coté de la France il y aurait moyen de les faire réussir.

La première objection que me fit le Prince, et sur laquelle Il insista jusqu'à la fin, c'était celle que le Gouvernement français ne se prêterait jamais à ce projet, et ne pouvait pas s'y prêter. Je n'avais pas de données assez concluantes, pour venir à bout de cette objection; mais j'avoue qu'elle ne me paraissait pas d'un grand poids. Je conçois que beaucoup de gens en France, et notamment les partis, qui verraient avec un déplaisir extrême tout ce qui diminuerait les chances de la guerre, seraient mécontens d'un acte, que tout le monde regarderait avec raison comme un pas décisif vers la consolidation du système pacifique; je sais aussi que l'Autriche ne jouit pas d'une grande faveur auprès des Journalistes français. Mais après tout ce n'est pas au Cabinet de Vienne à préjuger, si des obstacles de cette nature, ou si d'autres considérations, agissant sur les conseils de la France, l'emporteraient dans l'opinion de l'illustre homme d'état présidant à ces conseils, sur les motifs puissans, qui lui ont dicté déjà tant de sages démarches dans l'intérêt de la paix, et tant de déclarations rassurantes sur le caractère et le but de sa politique. Personne, en un mot, n'est mieux en état que M^r. Perrier lui-même de balancer les difficultés et les inconvéniens du projet en question contre les avantages qui en résulteraient.

La vérité est, que l'idée d'une transaction directe et séparée avec la France — quoique fondée sur des bases évidemment favorables à l'intérêt général de l'Europe, et qui ne blesseraient aucun intérêt particulier, a contre elle, dans l'esprit de

M^r^. de Metternich, des considérations plus substantielles, que celles des embarras présumés, qu'elle créerait au Gouvernement français; des considérations, tenant à sa prédilection pour l'alliance des trois cours du Nord. Cette prédilection fort explicable, et fort excusable, puisqu'à cette alliance se rattachent les souvenirs de la plus brillante époque de son Ministère, n'est plus, à beaucoup près ce qu'elle était autrefois; les chagrins et les déboires, que la conduite, tantôt arrogante, tantôt perfide, et toujours peu franche et amicale du Cabinet de St. Pétersbourg, et le travail constant de celui de Berlin, pour enlever à l'Autriche l'ascendant sur la confédération germanique, ont tant de fois causés au Prince, l'ont sensiblement refroidi pour ses anciens Associés. Cependant il répugne encore à s'affranchir entièrement des liens d'une union, qu'il a mis tant de soins à établir et à conserver, et qu'aujourd'hui même, en dépit de sa fragilité et de sa décrépitude, il regarde comme la seule barrière efficace — non pas contre la France, car toute appréhension d'un danger imminent de sa part, ainsi que toute velléité de coalition de la nôtre, sont irrévocablement éteintes chez nous — mais contre les progrès de la révolution dans le reste de l'Europe. A mesure que le mouvement convulsif, qui s'est emparé des peuples, fera place à un ordre de choses calme et stable, à mesure que les hommes se pénétreront de la folie d'un système, qui croit la paix du monde incompatible avec la diversité des régimes politiques, à mesure enfin, que le Gouvernement français continuera à repousser, comme il l'a fait jusqu'à présent, une erreur aussi pernicieuse, et à renier hautement la propagande, le besoin de cette barrière deviendra moins sensible, et l'Autriche en se rapprochant de la France cessera de voir un allié nécessaire dans un voisin, qui lui a bien souvent vendu ses services au prix des plus douloureuses concessions.

Aussi, tout en parlant de réunions et de conférences collectives, le Prince a dans ses dernières dépêches, invité lui-même M^r^. le Président du Conseil à lui communiquer ses idées relativement aux moyens de parvenir à un accord sur les conditions

préalables d'un désarmement réciproque, et il a ajouté, „que le Cabinet de Vienne était prêt à prendre en considération tout projet, qui pourrait conduire à un but partagé par celui de France.“

Donc, si la marche que je viens de proposer, avait le bonheur d'être envisagée par M^{r}. Perrier comme utile, et surtout comme exécutable par rapport aux sentimens, aux vues, et aux dispositions générales et personnelles du Roi et du Ministère de France, et si le Chef de ce Ministère jugeait à propos de la mettre en avant, comme celle qu'il préférerait lui-même, j'ose me flatter, qu'elle ne serait pas tout à fait mal accueillie à Vienne, et qu'elle disputerait au moins le terrain aux projets de réunions et de conférences, qu'elle n'empêcherait pas même de se réaliser plus tard, et dont elle ne serait, pour ainsi dire, que le préambule et le prototype.

Mais si toutefois les anciens attachemens et les anciennes allures de notre Cabinet devaient s'opposer avec succès à une négociation séparée avec la France, le Prince de Metternich ne pourrait cependant voir dans des ouvertures faites dans ce sens, qu'une preuve de confiance particulière, et un nouveau gage des dispositions pacifiques et honorables, qui animent le Gouvernement français.

22.

Sur les affaires de la Pologne.

25 Mai 1831.

Le National prétend, que l'affaire de la Pologne, de quelque manière qu'elle finisse, doit tourner contre les Ministres, et démentir ce que ce Journal appelle, leurs audacieuses assurances de paix. Loin de souscrire à cet insolent arrêt, je suis persuadé au contraire, que le dénoûment de cette affaire, quel qu'il soit, ne peut compromettre la paix générale, à moins que le Gouvernement français n'en prenne gratuitement prétexte, pour allumer la guerre; et c'est ce qui n'arrivera cer-

tainement pas, tant que les destinées de la France seront confiées à ceux qui les dirigent maintenant.

„La résurrection de la Pologne" — dit le National — „c'est la guerre pour le Ministère du 13 Mars; et l'anéantissement de cette infortunée nation, c'est pour lui la guerre encore, et peut-être plus prochaine et plus terrible."

Les deux parties de l'alternative sont également dénuées de toute vérité. On n'a qu'à les réduire à des aperçus justes, pour s'en convaincre.

La résurrection de la Pologne, c'est-à-dire, l'indépendance définitivement établie et reconnue de ce pays, serait un fait, dont l'accomplissement exigerait un grand laps de tems, et ne saurait nullement être consommé dans quelques mois. Il ne faudrait connaître, ni l'orgueil, ni les ressources de la Russie, pour imaginer qu'elle abandonnerait une tâche, comme celle du rétablissement de son pouvoir en Pologne, avant d'avoir essayé jusqu'aux derniers moyens de réussite. Si l'armée, chargée de cette tâche, devait être détruite de fond en comble, nul doute, qu'elle ne fût remplacée par de nouvelles levées, et que l'on ne poursuivit dans deux, trois campagnes subséquentes, ce que l'on n'aurait obtenu dans la première. Pour déterminer la Russie à renoncer à la possession de la Pologne, et à consentir formellement à son émancipation, il faudrait de deux choses l'une; ou un épuisement total de ses forces militaires, ou des catastrophes dans le reste de son vaste Empire, Rien n'autorise à prévoir l'un, ni à compter sur les autres.

Ceux qui enivrés des premiers succès de la Pologne se flattent de la voir sortir triomphante de ce combat à mort, doivent bien comprendre, qu'un tel événement ne pourrait se réaliser qu'à la suite d'une guerre longue et opiniâtre; et cette guerre laisserait les deux parties contractantes dans un état de faiblesse, qui ne leur permettrait pas de si-tôt de troubler la paix de leurs voisins. Quel serait donc, dans cette première hypothèse, le motif de nécessité ou d'intérêt, qui pousserait le Gou-

vernement français à la guerre? La propagande elle-même serait fort embarrassée de le découvrir.

Admettons même, qu'ayant conquis leur indépendance, les Polonais, non contens de l'émancipation du Royaume de Pologne proprement dit, fussent assez forts, ou assez téméraires pour vouloir porter l'insurrection dans les provinces ci-devant polonaises de l'Autriche et de la Prusse. Il y a tout à parier qu'ils échoueraient dans cette tentative, bien plus difficile, que celle qui a été couronnée jusqu'ici d'un succès presque miraculeux. Mais qu'ils soient vainqueurs ou vaincus, quelle serait, je le demande encore, la considération qui engagerait la France à se mêler de cette lutte, plus que de celle qu'ils auraient victorieusement terminée? Le rétablissement entier de l'ancienne Pologne serait, je n'en disconviens pas, un avantage pour la France; mais voudrait-elle l'acheter par les chances incertaines et les sacrifices cruels d'une guerre générale?

Passons maintenant à l'hypothèse opposée, celle de l'anéantissement final de l'indépendance de la Pologne. C'est là, il est impossible de le méconnaître, le dénoûment le plus probable de la tragédie; car, malgré la glorieuse résistance des Polonais, l'infériorité évidente de leurs moyens, la dévastation de leur pays, la lassitude, et de désespoir feront tôt ou tard tomber les armes de leurs mains. „Alors, selon le National, c'est pour le Gouvernement français la guerre, et plus prochaine et plus terrible encore.“

Cette vaine prophétie est fondée sur l'opinion banal, que la Russie n'attend que la soumission de la Pologne, pour se mettre à la tête d'une grande croisade contre la France; opinion, qui aujourd'hui mérite à peine d'être sérieusement réfutée. Elle suppose dans les Cabinets des deux puissances voisines de la Russie un degré de docilité, de faiblesse et d'aveuglement, que personne n'a le droit de leur attribuer, et qui contrasterait singulièrement avec leur conduite ferme et sage dans la crise actuelle. La Russie d'ailleurs, si elle parvient à reconquérir la Pologne, se ressentira longtems des brèches profondes, que cette

expédition funeste a faites à ses armées, à ses finances, à sa réputation militaire; et ce n'est pas dans un moment, où l'auréole qui environnait son nom, où la terreur de sa prépondérance s'évanouissent comme un rêve, qu'elle songera à appeler l'Europe à la plus imprudente, à la plus impopulaire des entreprises.

Non! l'espoir des partisans du désordre et des bouleversemens ne trouvera pas plus de nourriture dans l'insurrection de la Pologne, qu'il n'en a trouvé dans celle, heureusement terminée, de l'Italie. Le Ministère du 13 Mars, au lieu de répandre la désolation sur toute la surface de l'Europe, pour soutenir une cause placée hors des limites de sa responsabilité et de son pouvoir, vouera ses soins à un objet plus réel, à un intérêt plus généreux; il fera valoir le poids de son influence et de ses représentations, pour adoucir le sort des Polonais, pour obtenir de l'Empereur de Russie une pacification dictée par la modération et la justice, les institutions que son prédécesseur leur avait destinées, et des mesures propres à combler l'abîme de malheur, dans lequel les fautes de son gouvernement, et la révolution sanglante qui en a été la suite, ont précipité un peuple, digne dans ses égaremens mêmes, de la sympathie et de l'admiration de l'univers.

23.

Vienne le 3 Juin 1831.

La grande question du désarmement a pris un nouvel aspect. Messieurs les Ministres de France ont invité les Représentans des cours d'Autriche, de Prusse, d'Angleterre et de Russie à la traiter dans des conférences régulières. Je ne puis que me féliciter de cette résolution. Loin de regretter ce que je Vous avais dit dans mes dernières communications de l'avantage, que pourrait avoir une négociation particulière entre la France et l'Autriche, je crois que les argumens dont je me suis

servi à l'appui de ce projet (qui me paraissait le plus simple et le plus exécutable, vu les difficultés d'une réunion des cinq puissances) auront toujours quelque mérite aux yeux de Mr. le Président du conseil, puis qu'il y trouvera au moins de quoi se rassurer complètement sur les bonnes intentions du cabinet de Vienne.

En effet, les instructions que le courrier expédié aujourd'hui porte au Comte Apponyi, ne peuvent laisser aucun doute sur l'accueil que ce cabinet a fait à la proposition de celui de France, et sur le voeu bien sincère du Prince Chancelier d'en venir le plus tôt possible à un accord définitif au sujet du désarmement.

Il est maintenant de toute nécessité que l'accord, qui doit s'établir entre les Cabinets, repose sur une déclaration commune de certains principes qu'ils regarderaient eux-mêmes comme bases de leurs relations futures, qui justifieraient la réduction de leurs forces militaires, et dont la connaissance rassurerait le monde sur la réalité et la stabilité de la paix.

Si Mr. Perrier a honoré de son attention le mémoire, que je Vous ai adressé en date du 25 m. p. Il retrouvera dans cette communication ce qui dès lors m'a paru le préambule essentiel de tout arrangement pacifique.

J'ai mis le plus grand soin à ce que l'énoncé des bases proposées par le Cabinet de Vienne fût conçu dans des termes, que le Gouvernement français pût adopter sans compromettre le moins du monde, ni sa dignité, ni ses intérêts essentiels, et sans donner prise à ceux qui calomnient sa marche, et combattent son système politique. Je ne serais pas peu satisfait, si cette rédaction avait le bonheur de rencontrer le suffrage de Mr. le Président du conseil.

Je ne mets pas un instant en doute la sincérité et la pureté des motifs qui ont déterminé le Ministère français à la démarche qu'il vient de faire. Mais je puis aussi Vous répondre en conscience de la bonne foi et de la bonne volonté, avec lesquelles ce Cabinet-ci embrasse la proprosition.

J'attends avec impatience le résultat des conférences qui vont s'ouvrir à Paris. Je regarde comme un grand bonheur, que la question du désarmement n'ait pas été ajournée au terme, peut-être fort éloigné, d'un Congrès, où d'ailleurs elle eut couru le risque de se trouver compliquée et dénaturée par une foule de questions particulières, de prétentions irréconciliables, et de discussions passionnées. Entamée dans le silence des Cabinets, traitée par un petit nombre d'hommes, qui se connaissent et s'estiment réciproquement, elle recevra bien plus facilement une solution heureuse. Le Gouvernement français aura l'honneur et le mérite d'avoir proposé une délibération salutaire; au Cabinet de Vienne appartiendra celui de l'avoir acceptée le premier, et d'avoir proposé des bases, que la sagesse des cinq cours saura apprécier et utiliser, et qui, sauf les modifications qu'elles pourront subir, offriront toujours aux architectes de la paix les premiers jalons de leur édifice.

24.

Vienne le 5 Juin 1831.

Le courrier d'avant-hier était à peine parti, lorsque de malheureuses nouvelles de Rome et de Bologne sont venues troubler la satisfaction que nous fit éprouver la perspective d'une première entente pacifique des puissances. L'arrivée d'une escadrille française à Civita-Vecchia, des ordres sévères adressés à M^r. de Saint-Aulaire, et surtout le langage menaçant que M^r. de Saint-Priest*) a tenu à Bologne, ont paru à notre Cabinet les signes précurseurs d'une nouvelle tempête; et des instructions bien différentes de celles, auxquelles j'avais eu le bonheur de coopérer une réponse aux propositions du 22 Mai, ont été expédiées au Cte Apponyi.

Je crois, que M^r. de Metternich a été trop alarmé de ces nouvelles; que l'apparition des bâtimens français sur les côtes

*) Französ. Geschäftsträger in Parma.

de l'Etat romain n'a point dû avoir le caractère d'une menace; que les paroles de M[r]. de Saint-Priest, dictées par un zèle imprudent, ne peuvent point être imputées à ceux, qui l'ont chargé de sa commission, et que la conduite sage et mesurée, que M[r]. de Saint-Aulaire a constamment observée dans cette affaire, ainsi que les assurances réitérées que nous avons reçues de Paris, nous garantissent suffisamment les véritables intentions du Gouvernement français. Je serais au désespoir si ces incidens fâcheux et les inquiétudes qu'ils ont causées ici, et les réclamations auxquelles ils donneront lieu, pouvaient déranger ou retarder un instant la marche et le succès des conférences, si heureusement préparées entre nos deux cours. Mais je me flatte, que tel ne sera pas le cas; que des explications directes et verbales suffiront pour dissiper tous les nuages, et qu'un différend local et passager, peut-être un simple mal-entendu ne portera point atteinte à une négociation, dont dépend le salut de l'Europe.

En attendant je dois Vous soumettre une observation, que je crois essentielle pour bien comprendre et juger avec impartialité la position réciproque de la France et de l'Autriche, relativement aux affaires de l'Italie.

Le Gouvernement français ne peut pas se méprendre sur les motifs de l'intervention de l'Autriche dans les troubles de l'Etat romain. Il sait que ce n'est pas une ambition inquiète, ou une velléité de domination ou de suprématie imaginaire, mais la crainte seule du progrès de la révolution, et le danger imminent dont ses propres provinces étaient menacées, qui l'a déterminée à cette expédition, et que le projet, d'étendre son pouvoir au-delà de ses frontières, ou d'abuser d'une occupation momentanée des pays insurgés, n'est jamais entré dans aucun des calculs du Cabinet de Vienne. Mais les factions poussées par le besoin de contrarier et de dénigrer toutes les mesures du Gouvernement, et les journaux qui leur servent d'organe pour égarer l'opinion publique ne cessent de présenter le séjour des troupes autrichiennes dans les provinces du Pape, comme un grief intolérable, comme un fait attentatoire à la dignité et

à la sûreté de la France. Continuellement en but aux accusations et aux persécutions de ses adversaires, le Ministère, quoique mieux informé, doit vivement désirer d'en fermer la source; et tout homme juste doit reconnaître, qu'à la veille surtout de la réunion d'une nouvelle Chambre de Députés, la prolongation de l'occupation militaire de quelques points du territoire pontifical, peut créer aux Ministres des désagrémens et des embarras très-réels.

D'un autre côté, il n'est pas moins vrai, que la retraite précipitée des troupes autrichiennes, si elle était suivie — comme une quantité de symptômes incontestables, semble l'annoncer — d'un nouveau mouvement insurrectionnel, jetterait le Gouvernement autrichien dans des perplexités cruelles, et le compromettrait gravement aux yeux de ses propres sujets et de l'Europe.

Il y a donc ici difficulté contre difficulté et embarras contre embarras. Mais si les deux parties sont animées d'un égal désir de maintenir la paix, le moyen de concilier leurs intérêts opposés, ne se fera pas longtems attendre. C'est la cour pontificale qui demande à grands cris la continuation d'un secours, sans lequel elle ne croit pas pouvoir soutenir son autorité; l'Autriche a sagement remis à la Conférence établie à Rome le soin de prononcer sur la possibilité, l'opportunité et les termes de l'évacuation; les généraux autrichiens ont l'ordre de déférer aux décisions de cette Conférence; Ancone est évacuée, et Bologne le sera du moment où les Ministres réunis à Rome, y compris celui de la France, déclareront, qu'il n'y a plus de danger, et que l'on peut se passer de la présence de troupes étrangères, sans exposer les Etats du Pape à de nouvelles convulsions. Le Cabinet de Vienne a proposé de faire accompagner l'évacuation définitive, d'une déclaration garantissant au nom des cinq puissances le maintien de l'autorité du Saint-Siége. Si le Gouvernement français voulait accéder à une déclaration pareille, textuellement conforme à celles qui sont émanées de Paris depuis l'entrée des troupes autrichiennes à Bologne, l'évacuation pourrait avoir lieu, sans autre délai, et — supposé qu'elle n'en-

traîne pas, malgré toutes les précautions prises, le réveil de l'insurrection — l'affaire serait terminée au gré de toutes les parties intéressées.

Soyez bien persuadé que le Gouvernement autrichien, loin de regarder comme un avantage la prolongation du séjour de ses troupes dans les Etats pontificaux, appelle de tous ses voeux le moment, où il pourra les retirer, sans se rendre responsable des suites de cette résolution. Le Ministère français est trop éclairé pour ne pas reconnaître, que le triomphe ou la défaite de la révolution dans les provinces romaines, qui n'est après tout pour la France, qu'une question de point d'honneur, pour ne pas dire de fantaisie, est pour l'Autriche, vu sa position limitrophe, une question de vie et de mort. Et cependant le désir d'écarter tout ce qui pourrait nous brouiller avec la France, l'emporte tellement à Vienne sur toute autre considération, que, malgré le danger évident auquel nous resterons exposés tant que la tranquillité ne sera pas solidement rétablie dans notre voisinage, on sera prêt à quitter la partie, pour peu qu'on ne risque pas d'en être puni sur le champ, par un second acte de la tragédie.

Quoi qu'il arrive, ne perdons seulement pas de vue l'objet majeur, qui va se traiter dans les Conférences de Paris. Les complications locales s'applaniront, les préventions et les méfiances réciproques s'effaceront, le calme et la confiance rentreront dans les esprits, dès que l'on verra les grandes puissances d'accord sur quelques principes conservateurs de la paix générale, et déterminées à réduire ces armemens si onéreux pour les peuples, si embarrassants pour les gouvernemens, si inquiétants pour le commerce, pour l'industrie, pour toutes les branches de la prospérité publique. Jusqu'à présent les protestations pacifiques des puissances n'ont que trop ressemblé à de belles illusions; c'est alors que la paix de l'Europe deviendra une vérité.

25.

Vienne, le 6 Juin 1831.

Je vois par une dépêche de Paris du 25 Mai, que le Ministère français se dispose à charger son ambassadeur à Rome d'accéder à la proposition de faire garantir par les grandes puissances (au moment du départ des troupes autrichiennes) le maintien de l'autorité du Saint-Siége par une déclaration commune, en ajoutant toutefois la condition, que le Pape après avoir publié une amnistie réelle, donnerait à ses sujets des institutions telles, que les réclament les progrès de la civilisation et l'état actuel de la société. Ni l'Autriche, ni aucune autre puissance objectera à cette condition, que le Gouvernement pontifical, pour peu qu'il connaisse ses véritables intérêts, doit accueillir avec empressement. J'ai en attendant toute raison de croire, que par la détermination aussi sage que conciliante du Gouvernement français, la retraite des troupes autrichiennes sera essentiellement facilitée, et quelle mettra fin à ces nouvelles inquiétudes, dont je Vous ai entretenu dans ma lettre d'hier.

Je regarde aussi comme d'un bon augure pour le succès des délibérations qui vont s'ouvrir sur la question du désarmement, l'instruction que la cour de Berlin vient d'adresser au Baron de Werthern*), à la suite de la première proposition (du 12 Mai) de Mr. le Comte Sébastiani. Il est vrai, que cette cour, en rendant la plus haute justice aux intentions honorables du Gouvernement français, paraît encore avoir des doutes sur l'opportunité du moment actuel, pour aborder une aussi importante délibération, et qu'elle préférerait de la réserver à un Congrès solennel. Mais Mr. le Prince de Metternich étant entièrement revenu de cette idée, ayant accepté sans restriction ce que Mrs. les ministres de France ont proposé le 22 mai, je prévois que la Prusse n'hésitera pas à y accéder de même, dès

*) Preußischer Gesandter in Paris.

qu'elle aura connaissance de nos instructions du 3 de ce mois, et de l'accueil préalable, que son représentant à Paris, ainsi que ceux d'Autriche, d'Angleterre et de Russie ont fait à la seconde proposition du Gouvernement français. Ainsi rien n'arrêtera plus, je l'espère, un travail, que tous les amis du bien doivent seconder de leurs voeux et de leurs bénédictions.

26.

Vienne, le 28 Juin 1831.

Les dépêches du Cte. Apponyi du 18 de ce mois ont été pour moi, relativement à la question de l'Italie un objet de véritable satisfaction, et je pourrais presque dire, de triomphe, puisqu'elles ont pleinement confirmé ce que j'ai eu l'honneur de Vous écrire en date du 5 et 6 sur l'effet, que les nouvelles de Rome et de Bologne des derniers jours de mai avaient produit chez nous. Je ne me suis pas trompé, en traitant de fausses ou de fort exagérées les alarmes qu'avaient fait naître l'arrivée de quelques bâtimens français à Civita-Vecchia, la crainte d'un débarquement de troupes françaises à Ancone et quelques propos inconsidérés de M^r^. de Saint-Priest à Bologne. Les explications dans lesquelles M^rs^. les Ministres de France ont bien voulu entrer avec M^r^. d'Apponyi sur ces différens sujets, ont prouvé, combien j'avais raison, de protester contre les doléances inutiles, que notre expédition du 4 Juin a portées à Paris. Je n'ai plus le moindre doute de l'arrangement prochain et amical de tout ce qui concerne notre occupation militaire des Etats du Pape. La France et l'Autriche sont d'accord sur tous les points essentiels; on s'entendra sans difficulté sur les détails et les formes; et la retraite de nos troupes pourra avoir lieu, non seulement avant la réunion des chambres, mais avant le terme même du 20 Juillet, proposé par le Gouvernement français.

Ce ne sera donc plus l'Italie qui nous donnera des inquiétudes sur la stabilité de la paix politique. Je ne suis pas également rassuré sur le dénouement des affaires des Pays-Bas;

cependant tout me fait croire, que les puissances réuniront leurs efforts pour les terminer d'une manière pacifique. La France, l'Angleterre sont également intéressées à prévenir des extrêmités funestes, et pourvu que ces deux puissances restent d'accord, il est permis d'espérer, que ni la fougue des Belges, où l'obstination du Roi de Hollande, n'amèneront une guerre générale, dont ces deux pays seraient les premières victimes.

On nous annonce depuis quelque tems, que les deux gouvernements, français et anglais ont le projet d'intervenir dans la question de la Pologne. Je n'en suis pas fort effrayé. Cette intervention n'aurait, j'en suis sûr, qu'un caractère diplomatique; car qui penserait à Paris ou à Londres à une intervention à main armée? Or, si tel est le cas, loin d'augmenter les complications européennes, elle pourrait être d'une véritable utilité, en apprenant à l'Empereur de Russie, que le sort futur d'un des pays les plus intéressants de l'Europe n'est pas entièrement livré à sa volonté, ou aux chances aveugles d'une guerre inégale. Il me paraît d'ailleurs inévitable, que l'affaire polonaise devienne tôt ou tard le sujet d'une négociation entre les grandes puissances; et il est à prévoir, que le parti que prendront la France et l'Angleterre dans cette négociation, sera celui de la justice, de l'humanité, et de l'intérêt général en Europe.

Je persiste donc à ne voir dans aucune des questions particulières, qui agitent aujourd'hui les cabinets et les peuples, le germe d'une guerre prochaine ou inévitable; et je reste persuadé, comme je l'ai été de tout tems, que nous ne sommes menacés de ce malheur que dans le cas de quelqu'événement désastreux, qui bouleverserait l'intérieur de la France.

Mais ce qui m'a étonné et affligé dans les dernières dépêches de Paris c'est l'inquiétude, que le Ministère français fait percer si souvent encore sur l'attitude des puissances étrangères, notamment sur celle de l'Autriche. Je vois, qu'une foule de correspondans, les uns dupes de leur ignorance ou de leurs passions, les autres dénaturant la vérité, pour servir quelque but d'intérêt ou d'intrigue, ne se lasse pas de tromper le Gouver-

ment français par des rapports absurdes sur nos armemens, sur nos préparatifs, sur nos projets de guerre. A en croire ces imposteurs, des rassemblemens de troupes se feraient sur les frontières du Piémont, sur celles de la Bavière, dans le Vorarlberg, du côté de la Suisse; toute la monarchie autrichienne serait transformée dans un vaste camp, les transports d'artillerie couvriraient toutes les routes etc. etc. Pour quelqu'un, placé, comme moi, au centre de cette monarchie, et exactement informé de tout ce qui s'y passe, il n'y a rien de plus ridicule que ces bruits; la tranquillité qui règne dans toutes nos provinces, aussi bien qu'autour de nous, les dément de la manière la plus saillante; et le public même, tout crédule qu'il soit, est bien plus occupé aujourd'hui des progrès du Choléra, que du danger d'une guerre imminente.

Le courrier, expédié hier porte au Cte. Apponyi une dépêche exclusivement vouée à la réfutation de ces misérables commérages. Elle expliquera aussi clairement et aussi loyalement que possible ce qu'il faut entendre par les armemens de l'Autriche. Je n'ai pas la prétention, d'exiger, que Vous attachiez plus de crédit à mes paroles, qu'à celles du Chef de notre Cabinet; mais comme Vous savez, que je serais incapable de Vous induire en erreur sur un objet aussi grave pour le présent et pour l'avenir, je n'hésite pas à Vous garantir, en bonne conscience, la vérité et l'exactitude parfaite des données renfermées dans la dite dépêche. Toute les mesures prises ici depuis l'automne dernier, n'ont tendu qu'à mettre sur le pied de paix complet, notre armée, impardonnablement négligée pendant quinze années de paix. Aucun rassemblement de troupes n'a eu lieu sur aucun point; aucun corps, à l'exception de celui qui a occupé les Etats pontificaux, n'a été rapproché des frontières; depuis que la perspective d'une brouillerie avec la France au sujet des affaires romaines a été heureusement écartée, pas le moindre renfort n'a été envoyé à l'armée d'Italie. Malgré les instances réitérées du Roi de Wurtemberg, qui demandait l'envoi d'un corps de 30 ou 40,000 hommes dans le Tyrol et le Vo-

rarlberg, ces deux provinces avancées se trouvant presque dégarnies des troupes. Celles qui, en cas de guerre, formeraient notre contingent fédératif, n'ont pas bougé de l'intérieur de la Bohème et de la Moravie. Enfin, on a poussé la délicatesse jusqu'à s'opposer au projet du Conseil de guerre, de réunir pendant l'été deux ou trois camps d'exercice; mesure qui a souvent eu lieu en tems de paix, mais qui dans les circonstances actuelles aurait facilement pu être représentée sous un faux jour.

Je ne crains pas de le dire quelque défaveur que l'on ait pu attacher à l'expression dont je vais me servir, — on veut ici la paix à tout prix. Ce n'est que forcés dans nos derniers retranchemens, ce n'est que directement attaqués, que nous nous déciderions à faire la guerre, que sous tous les points-de-vue imaginables nous envisagerions comme la plus fatale et la plus cruelle des nécessités. C'est par cette raison, et bien persuadés, comme nous le sommes, que le maintien de la paix est indissolublement lié à celui du Ministère actuel de la France, que la possibilité seule d'un changement ministériel dans ce pays, nous inspire un véritable effroi, et qu'il n'y a pas un homme sensé en Autriche qui ne fasse les voeux les plus sincères pour la stabilité d'un gouvernement qui nous offre les seules et dernières chances d'un dénouement pacifique d'une des crises les plus épouvantables dont le monde ait jamais été menacé.

Il en est de même à Berlin et dans toutes les parties de l'Allemagne. La guerre, personne ne peut s'y méprendre, serait l'équivalent du bouleversement universel. Il n'y a que les amis de ce bouleversement, — et malheureusement il en existe dans tous les pays, — qui appellent la guerre, comme leur meilleur allié.

La Russie est la seule puissance européenne qui aurait plus à gagner qu'à perdre dans une guerre générale. Mais la situation pénible et humiliante dans laquelle elle se trouve vis-à-vis des Polonais, ne lui permettra pas de longtems de songer à des entreprises quelconques; et son poids est pour le moment nul dans la balance politique. L'article du Journal de St. Pé-

tersbourg, qui paraît avoir fait tant de sensation à Paris, n'avait pas même la valeur d'une bravade; c'était de la gaucherie pure et simple. Je ne regrette cependant point que le Gouvernement français l'ait relevé; ce sera un avertissement salutaire. La jactance des Russes a fait plus de mal encore que leur ambition. Mais le ton de ce cabinet a singulièrement baissé; et quoique dans ce moment-ci il doive se porter aux derniers efforts, pour ne pas descendre fort au-dessous du rang, qu'il a occupé pendant un demi-siècle, il consentira, plus facilement qu'on ne l'aurait cru, il y a quatre ans, à une réduction permanente de ses forces militaires. C'est là une grande raison de plus, pour s'occuper dès à présent de la proposition du Gouvernement français relative à un désarmement réciproque. Quelles que seraient les difficultés qui entourent cette question épineuse, j'espère toujours, que les Ministres éclairés, qui l'ont mise en avant, ne l'abandonneront pas, et que les conférences, dans lesquelles elle va être traitée, conduiront à quelque résultat, également avantageux aux Souverains et aux peuples par l'affermissement de la tranquillité générale.

27.

28 Juin 1831.

Les amis de la paix doivent savoir gré au Roi du langage qu'il a tenu dans tous les discours prononcés pendant sa tournée dans les Départemens de l'Est. Mais je ne Vous cacherai pas, que je serais plus rassuré encore — non pas sur les sentimens personnels de Sa majesté auxquels personne ne rend plus de justice que moi, mais — sur la disposition des esprits dans cette partie de la France, si le Roi avait moins senti la nécessité d'admettre, par hypothèse, ce qui est si loin des intentions des puissances étrangères. Le Roi est certainement très-convaincu, qu'il n'y a pas un cabinet assez aveugle, assez extravagant, pour vouloir „toucher à l'honneur et attenter à l'indépendance de la France," et qu'il n'y

a que nos ennemis communs (je n'ai pas besoin de les désigner) qui prêtent aux autres gouvernemens des projets aussi insensés. Ce n'est donc que par pure condescendance pour des alarmes ou des fantaisies populaires, que Sa Majesté daigne les citer; mais cela même fait naître de tristes réflexions sur l'état de l'opinion publique, égarée par le jeu des factions, et par les mensonges des Journaux. La France sera tranquille tant qu'elle voudra l'être; personne n'en veut ni à son repos, ni à sa gloire; ses destinées futures sont absolument entre ses propres mains. Voilà les vérités qu'on devrait sans cesse faire entendre aux Français de tous les partis! Il est tems de reléguer parmi les fables la conspiration des rois, et les terreurs de la Sainte-alliance, qui n'a jamais moins existé qu'aujourd'hui. Si la France ne conspire pas contre elle-même, quel est le Souverain de l'Europe qui songerait à l'offenser, à la provoquer, ou à l'envahir?

28.

Den 16. Juli 1831.

Die Depeschen aus Paris und besonders die Nachricht von den zwischen Frankreich und England zu verabredenden Schritten gegen Rußland hat heute bei uns einen großen Sturm veranlaßt, und der Fürst hat, wie gewöhnlich, den nahen Untergang der Welt prophezeit.

Auf mich haben diese Depeschen vom 9. ganz anders gewirkt. Ich finde sie eben so beruhigend, wie die vom 7., über welche ich mich diesen Morgen mit ein paar Worten gegen Ihren Herrn Bruder ausgesprochen habe.

Die französischen Minister sind mit unserem Cabinet äußerst zufrieden, und haben alle Ursache es zu sein; denn wenn es auf handeln ankommt, wird allemal ein anderer Geist consultirt, als der, welcher unsere Morgengespräche belebt.

Die italienische Sache betrachtet man in Paris als vollkommen beendigt, und das mit Recht. Gestern (am 15.) haben die letzten österreichischen Truppen Bologna verlassen; und Prokesch (der

eher zu schwarz sieht) schreibt, daß, trotz der dort herrschenden Angst, ein erneuerter Ausbruch der Insurrection nicht zu befürchten sei.

Der belgische Congreß wird die Conferenz-Vorschläge zuverlässig mit einer Mehrheit von 40 bis 50 Stimmen annehmen, obgleich die vorgestrige Nachricht des Grafen Apponyi (an welcher Ihre Correspondenten keinen Theil hatten) voreilig war und uns ohne Noth ein Dementi zuziehen kann.

Es bleibt also nur die polnische Complication übrig; und vor dieser zittert der Fürst. Mich aber macht auch diese nicht zittern. Die französisch-englische Intervention wird uns zwingen, der Stimme der Vernunft und der Gerechtigkeit, so weit sie sich mit unserer unglücklichen Intimität mit den Russen vereinigen läßt, Gehör zu geben; und hierin sehe ich weder Uebel noch Gefahr.

Ueber diesen Gegenstand werde ich, sobald Sie mir eine sichere Gelegenheit nachweisen können, Ihrem Bruder die wichtigsten Aufschlüsse mittheilen; es gibt eine Frage, an welche nicht allein Krieg oder Frieden, sondern das ganze Schicksal der Welt geknüpft ist; eine Frage, über welche Niemand in Wien so vollständig unterrichtet ist, als

29.

Vienne, le 20 Juillet 1831.

Votre lettre du 7 de ce mois à Mr. Votre frère, et les rapports du Cte. Apponyi de la même date, nous ont extrêmement tranquillisé sur l'état des choses en France. Nous attendions, non sans une certaine anxiété, l'issue des élections; telle, que nous la connaissons maintenant, nous la croyons, d'un très-bon augure pour la stabilité et la force du Ministère; et — ce qui est absolument synonyme — pour le maintien de la paix et le rétablissement de l'ordre en Europe.

Le Prince de Metternich en juge comme moi; et s'il ne partage pas tout-à-fait le sentiment de confiance, que m'inspire la position actuelle du Gouvernement, cela ne tient qu'aux impressions fâcheuses, qu'il reçoit de certaines correspondances

particulières, sans cesse remplies de données alarmantes sur ce qui se passe, et sur ce qui va se passer à Paris. Je ne veux pas compromettre des individus, ni donner lieu à des commérages. Je me contenterai donc de Vous dire, que le Maréchal Marmont est un de ceux qui reçoivent par chaque courrier, (même de la part de personnes que je crois plutôt bien que mal intentionnées envers le Gouvernement), de ces nouvelles lugubres, de ces prédictions sinistres, qui jointes au ton positif, et aux menaces, chaque jour renouvelées des Journaux de l'opposition, jettent les cours étrangères dans de pénibles incertitudes, et empêchent les Ministres les plus éclairés de donner enfin à leur système politique et à leurs relations avec la France ce caractère de fixité, auquel l'opinion publique puisse se rattacher. Le plus grand mal de nos jours est celui que font ces éternels prophètes de reviremens et de catastrophes sans cesse occupés à donner le démenti aux espérances les plus raisonnables, et à déranger les combinaisons les plus sages. Si on pouvait se résoudre à voir les choses et les hommes tels qu'ils sont, avec les élémens que renferme le Ministère actuel de la France, nous arriverions bientôt à un état de calme et de satisfaction réciproque, qui ferait disparaître toutes les inquiétudes; mais la presse et les correspondances secrètes sont conjurées contre la sagesse des cabinets et contre le repos des peuples.

Heureusement toutes ces complications menaçantes, qui semblaient, rendre une guerre générale véritable (dans l'opinion au moins de bien des gens) se débrouillent, l'une après l'autre. Vous ne pouvez avoir oublié, que j'étais convaincu depuis longtems, que l'affaire de la Belgique s'applanirait sans rupture entre les puissances, et que je Vous ai constamment parlé dans ce sens. Elle touche enfin à sa solution définitive; car je ne compte plus rien la mauvaise volonté du Roi de Hollande. La France et l'Angleterre sont d'accord; c'est tout ce qu'il vous faut; les trois Alliés du Nord n'hésiteront pas longtems sur le seul parti qu'il leur reste à prendre.

Les troubles de l'Italie n'ont point compromis la bonne intelligence entre la France et l'Autriche. Les troupes autrichiennes ont évacué les Etats pontificaux; une partie de ces troupes restera pour le moment dans les territoires de Parme et de Modène, où leur séjour ne sera positivement pas de longue durée, et où leur emploi aura le double avantage d'intimider des fauteurs de nouvelles insurrections dans l'Etat romain, et d'empêcher que les faibles gouvernemens de ces pays n'exposent le repos de l'Italie par des mesures fausses et arbitraires. La Cour de Vienne ne manquera pas de profiter de ce court intervalle d'occupation militaire, pour ramener le Duc de Modène, en dépit de son aveugle obstination à un système de conciliation et de bon sens, impérieusement exigé par l'intérêt de son pays, de ses voisins, et des grandes puissances.

Tous les débats politiques vont maintenant se concentrer sur un seul objet de premier ordre, sur l'immense affaire de la Pologne. Je vois par les dernières nouvelles, que le Gouvernement français est décidé à faire vis-à-vis de l'Empereur de Russie une démarche prononcée pour mettre un terme à la plus déplorable des guerres. Je sais, que le Gouvernement anglais est animé des mêmes dispositions; peut-être le moment présent ne lui paraîtra pas encore le plus opportun pour réunir sa marche à celle de la France; mais dans tous les cas, il prêtera à celle-ci son appui moral; et tôt ou tard il entrera dans ses voies.

J'ignore, quelle sera, la forme, le but et le résultat probable de ce projet d'intervention; j'ignore si on se bornera à demander à la Russie de faire cesser par un arrangement quelconque, les malheurs de la Pologne, et les dangers des Etats voisins, un danger que les progrès d'une maladie terrible rendent chaque jour plus effrayants, pour l'Europe entière — ou, si et dans quels termes, on se prononcera sur le sort futur des Polonais, sur le fait de leur indépendance, ou sur les conditions de leur soumission. Mais je reconnais avant tout, que le Gouvernement français est poussé par une nécessité irrésis-

tible à s'emparer de cette question. L'opinion générale de la France, les voeux unanimes de l'Europe lui en font une loi; et ceux mêmes qui (comme l'Autriche) ont le plus à craindre les embarras et les perplexités que son intervention fera infailliblement naître, ne peuvent, sans être souverainement injustes, blâmer une résolution, prévue depuis longtems, et que les circonstances du moment, et la position du Ministère français ont rendue indispensable.

Cependant, et tout en ignorant encore le caractère, la portée et le développement de cette réflection, je me permettrai de Vous offrir quelques considérations, que je ne crois pas sans importance, et qui peuvent influer non seulement sur le succès des démarches projetées, mais aussi sur les conséquences qu'elles peuvent avoir pour la paix et la prospérité de l'Europe.

Si l'objet du Gouvernement français n'est autre que celui d'adresser au Cabinet de Russie des représentations, plus ou moins semblables à celles, dont on a déjà essayé à plusieurs reprises, quelles que soient la tournure et l'énergie de ces représentations, il est certain d'avance, qu'elles n'aboutiront à rien. L'Empereur Nicolas est préparé à repousser toute intervention étrangère, de quelque côté qu'elle vienne, et dans quelques formes qu'elle s'avance. L'Empereur lui-même et le Comte Nesselrode, dans tous les entretiens qu'ils ont eu à ce sujet avec notre Ambassadeur lui ont constamment déclaré que, „plutôt que d'admettre une intervention pareille, et de recevoir la loi de quelque puissance que ce soit, la Russie s'exposerait à perdre la moitié de son empire". Vous pouvez compter sur l'exactitude de ce fait; le Général Pozzo Vous l'attestera; et j'en suis tellement sûr, que je m'engagerais à Vous transcrire préalablement la réponse, que recevra tout Ministre français ou anglais, plaidant la cause de la Pologne, si on s'en tient à de simples paroles.

Il faudra donc, que les démarches que l'on se propose de faire, pour ne pas absolument manquer leur but, et compromettre en pure perte la dignité des puissances intervenantes,

soient accompagnées, ou immédiatement suivies de quelques démonstrations efficaces, ou de quelques menaces imposantes. Mais c'est ici, que commencent les grandes difficultés.

Présenter à la Russie la perspective d'une guerre continentale — ce serait signer l'arrêt de mort de l'Europe, sans faire aucun bien à la Pologne. Je n'ai pas besoin de Vous démontrer, que vouloir attaquer la Russie par des armées de terre, c'est forcer l'Autriche, la Prusse, et l'Allemagne à courir aux armes, et déclarer la guerre universelle. Telle n'est pas, j'en suis intimement convaincu, telle ne pourrait être l'intention du Gouvernement français. En se livrant à un projet aussi désastreux, au lieu d'aider, il détruirait la Pologne, et au lieu de faire trembler la Russie il jouerait le jeu de cette puissance, et deviendrait forcément son complice. Car la Pologne, il n'est pas possible d'en douter, serait la première victime de l'embrasement général; elle périrait avant qu'un soldat français ait pu franchir le Rhin. Et quant à la Russie, elle ne demanderait pas mieux que d'allumer une guerre européenne, parce qu'elle est de toutes les grandes puissances celle, qui a le moins à perdre et le plus à gagner dans la confusion générale.

Pour forcer la main à la Russie, sans recourir à des mesures, qui bouleverseraient le monde avant d'atteindre ceux, contre lesquels elles seraient dirigées, il n'existe qu'un moyen, également exécutable et efficace. Ce sont les expéditions maritimes. Les côtés vulnérables de la Russie sont au fond de la Baltique et de la mer noire. Des escadres, et surtout des escadres combinées, se portant devant Cronstadt et devant Odessa, feront un effet plus direct, plus puissant, et plus irrésistible, qu'une armée de 300.000 hommes, qui serait arrêtée à chaque pas par la résistance inévitable des puissances intermédiaires. — Ces expéditions paralyseraient tout-à-coup les forces matérielles et morales de la Russie: et quelle que puisse être l'obstination de l'Empereur, à moins de s'ensevelir sous les ruines de son empire, il serait obligé d'accepter les conditions,

que lui annonceraient des plénipotentiaires aussi formidablement escortés.

Cette marche aurait en même tems l'immense avantage d'atteindre le but de l'intervention, sans troubler la paix du Continent. Soyez sûr, que si les deux puissances maritimes se réunissaient pour l'exécution d'un tel projet, aucun Etat du Continent ne s'y opposerait par une diversion réelle. Pour ce qui est de l'Autriche, je puis parler en pleine connaissance de cause, et je Vous garantis ce que je dis. Le Cabinet de Prusse, attaché de coeur et d'âme à l'Empereur Nicolas, et craignant d'ailleurs, bien plus que l'Autriche, l'indépendance de la Pologne, pourrait avoir des velléités momentanées, de s'interposer entre la France et la Russie; mais jamais elle ne se jetterait seule dans une entreprise au-dessus de ses forces, et qui entraînerait sa ruine en peu de mois. La neutralité, non-douteuse, de l'Autriche suffirait pour déterminer la sienne.

30.

Post-Scriptum.

Le tems me manque pour donner à mon idée tous les développemens dont elle est susceptible; et d'ailleurs j'aurai plus d'une occasion encore pour m'en entretenir avec Vous. Il y a cependant une observation dont je suis trop frappé, pour ne pas tout de suite lui consacrer quelques mots.

L'affaire de la Pologne ressemble sous une quantité de rapports à celle de la Grèce; et les puissances qui se proposent d'en faire un sujet de réclamations envers la Russie, n'ont qu'à consulter les archives de la Triple-Alliance de 1827, dont la Russie a fait partie elle-même, pour y trouver tout ce qu'il leur faut de précédens, d'argumens, et de moyens d'action. Dans l'affaire de la Grèce on a commencé par des représentations adressées à la Porte; — les refus ont amené de la part des trois cours la reconnaissance formelle de l'indépendance des Grecs, et les secours de toute espèce qu'on leur a accordés; —

la résistance prolongée du Sultan a donné lieu à la menace de mesures coercitives — et la bataille de Navarin, suivie de la déclaration de guerre du Cabinet de Pétersbourg, a finalement décidé la question. L'opinion de l'Europe a varié, comme tout le monde sait, sur la justice de ces différens actes, et sur leur conformité à l'ancien droit des gens; mais ce n'est pas aux trois cours signataires de la Triple-Alliance à en renier les principes; et la Russie n'a aucun droit de se plaindre, si dans une affaire, bien plus grave et plus intéressante que celle de la Grèce, on lui applique un système, qu'elle a mis en avant elle-même et dont elle a retiré tous les fruits.

31.

Schönbrunn, 6 Octobre 1831.

Depuis le départ de Mr. Votre frère, notre correspondance a éprouvé une interruption pénible. C'est un des plus fâcheux accessoires de la maladie contagieuse, qui nous dérange*), sans toutefois nous faire la moitié du mal réel, qu'on paraît le croire à l'étranger. Les inquiétudes des Gouvernemens qui n'en sont pas encore atteints, leur ont fait prendre des mesures, qui entravent ou retardent au moins toutes les communications; et je crains même, que la présente lettre ne Vous arrive que très-lentement. Il faut cependant l'essayer; je veux que Vous sachiez, que je suis encore au monde, et que j'ai le besoin de m'entretenir avec Vous.

Je Vous félicite avant tout de l'issue glorieuse pour votre Ministère, qui a couronné les débats du 19 Septembre et jours suivans. La supériorité des moyens, comme du caractère de Mr. Perrier s'y est montrée dans le plus grand éclat. Battre ses adversaires était pour lui une tâche aisée; mais l'habileté et la persévérance avec laquelle il a profité de sa victoire, en insistant, sans s'arrêter à leur soumission, à une déclaration posi-

*) Choléra.

tive de la Chambre, était un chef-d'oeuvre de tactique parlementaire.

Ce succès en est un pour la France et l'Europe. Que deviendrions-nous, si le parti, qui dans cette discussion même n'a que trop dévoilé son système funeste, avait pu gagner la bataille? Le Ministère actuel, et la paix, c'est-à-dire le salut du monde, sont dorénavant synonymes; et si les hautes qualités de Mr. Perrier n'inspiraient pas par elles-mêmes à tout homme capable de les apprécier, le respect et l'admiration la plus sincère, l'intérêt bien entendu des gens de bien lui assurerait leur attachement.

J'augure bien de l'avenir. Je ne crains pas beaucoup les débats sur la pairie. L'abolition de l'hérédité serait, sans doute, une mesure regrettable; mais avec l'attitude, pleine de sagesse et de dignité, dans laquelle Mr. le Président du Conseil s'est placé, et après l'excellent rapport de Mr. Bérenger, je ne puis pas croire, que la majorité de la Chambre des Députés, se refusât à adopter la nomination du Roi, sans mélange de formes électives. Et quant à l'opposition ou à la protestation de la Chambre des Pairs, dont les Journaux hostiles sont si empressés de nous menacer, j'avoue, que, si elle avait effectivement lieu, je la regarderais comme peu redoutable, parce qu'elle ne changerait rien au fond de la question, et ne ferait du mal, qu'à un certain nombre de ceux qui composent cette Chambre aujourd'hui.

La situation générale des affaires politiques est essentiellement améliorée depuis l'interruption survenue dans notre correspondance. Les renseignemens, que vient de me fournir sur l'Italie, un des hommes les plus à portée et les plus capables d'en juger, et qui a passé trois mois au milieu des mouvements de l'Etat pontifical, m'ont ôté toute crainte d'une nouvelle insurrection dans ces pays. La question des Pays-Bas n'échappera plus à la direction de la conférence de Londres; et la conduite sage et loyale du Gouvernement français dans cette affaire, doit nécessairement désarmer toutes les dé-

fiances, et faire taire ses plus implacables ennemis. Enfin les complications et les dangers qu'aurait pu amener la prolongation de la malheureuse guerre de Pologne, ne tourmenteront plus les Cabinets.

L'histoire et l'issue de cette guerre, qui font naître tant de tristes pensées sur le sort d'une nation, digne de l'intérêt et de l'admiration de l'univers, offre en même tems un exemple bien instructif des malheurs, inséparables de l'ascendant de ce qu'on appelle aujourd'hui le parti du mouvement. La révolution de la Pologne portait, dans ses premières époques, un caractère de bon droit, de force morale, et d'énergie bien dirigée, qui en imposait à ceux mêmes, dont les principes politiques favorisent le moins les insurrections, et qui lui avait valu une popularité immense. Si cette cause, si noble et si brillante était restée sous la direction des hommes, à qui elle devait ses premiers succès, si les Czartoryski, les Chlopicki, les Skrziniecky avait pu conserver le pouvoir, la Pologne serait sortie de la lutte, ou victorieuse, ou au moins à des conditions, qui jusqu'à un certain point auraient compensé les efforts et les sacrifices, par lesquels elle s'est illustrée. Malgré la disproportion des forces matérielles, les Polonais auraient pu se soutenir une année de plus; et bien, que l'idée d'une croisade en leur faveur, n'ait pu entrer dans la tête d'aucun homme d'état, ni d'aucun général sensé, il est certain, que la durée seule de leur résistance, aurait fourni aux puissances, qui s'intéressaient à leurs succès, des moyens d'intervention assez efficaces, pour faire fléchir l'obstination hautaine de la Russie. Et si enfin rien n'eut pu détourner le coup fatal, si la Pologne était irrécusablement destinée à succomber, le dénoûment de la tragédie, aurait été, sous les auspices de ces hommes, auxquels la Russie elle-même ne pouvait refuser son estime et ses égards, bien plus honorable, et bien plus avantageux pour la nation, qu'il ne le sera probablement avec ceux qui les ont chassé de leurs places, et ont précipité la catastrophe de leur pays.

Ce n'est pas l'inaction de la France et de l'Angleterre, ce n'est pas la neutralité de l'Autriche, ni la complaisance (poussée, à la vérité, bien loin) de la Prusse pour la Russie, qu'il faut accuser de la chute de Varsovie, et de la conquête finale de la Pologne. C'est la faction ultra-révolutionnaire, ce sont les Clubs soi-disants patriotiques, qui sont seuls responsables de ces événemens. Les enthousiastes, et les ambitieux mécontens qui dominaient dans ces sociétés, et les Journalistes qui servaient leurs passions, n'ont cessé de travailler sourdement et souvent ouvertement, contre les plans et les mesures des vrais patriotes, joignant la modération à la fermeté et aux lumières. Ils n'ont cessé de décréditer dans l'opinion les hommes les plus respectables, dès que ceux-ci ne leur semblaient plus marcher à la hauteur de leur exaltation aveugle, et de leurs projets chimériques. Après qu'ils eussent dégoûté et éloigné Chlopicky, qui connaissait mieux que tout autre les intérêts réels de sa patrie, et les moyens de les faire valoir, sans viser à l'impossible, la fortune, qui les secondait en dépit de leurs erreurs, leur avait offert dans Skrzinietzky, un chef qui aurait pu les réparer; ils ont préféré de le contrarier, de le déjouer, de le dénoncer, de lui reprocher jusqu'à sa piété et ses vertus. Le Prince Czartoryski, sans posséder la force de caractère, qu'il fallait pour diriger les affaires dans un moment aussi difficile, réunissait cependant dans sa personne tout ce qui pouvait donner de la considération à un gouvernement provisoire; et si les propositions faites au mois de Juillet pour l'organisation d'un Conseil suprême avaient passé à la diète, la Pologne aurait pu être sauvée. Du moment que ces propositions furent rejetées il n'y avait plus d'espoir raisonnable. Les démagogues du Club s'étaient emparés du pouvoir; ils repoussèrent toute mesure qui ne portait pas le cachet de leur extravagance. Ils lâchèrent la bride à une anarchie insensée. Leurs menées secrètes, et l'appui qu'ils prêtaient aux passions féroces d'une partie de la populace, firent éclater les scènes effroyables du 15 et 16 Août, qui ont fait plus de mal

à la cause des Polonais, que ne l'auraient fait deux batailles perdues. Depuis ces exécrables journées il n'y a plus eu de gouvernement. Le Général Konkoviezky, quoiqu'élevé lui-même à la Présidence par les auteurs ou complices de cette catastrophe, et ne manquant ni de talens, ni de courage, n'a jamais eu, qu'une ombre de pouvoir. Réduit à l'extrémité, le seul service qu'il eût encore pu rendre, était celui de diriger les négociations avec les Russes de manière à obtenir pour le pays des conditions plus ou moins favorables, et des soulagemens réels pour le présent et l'avenir; et il les aurait obtenus, vu la position précaire et dangereuse, dans laquelle se trouvait l'armée russe, malgré ses succès momentanés, mais il n'était plus le maître de ses démarches. Le parti violent de la diète, d'accord avec les coryphées du Club, lui refusa les pleins-pouvoirs, désavoua ses propositions, et pendant que l'ennemi occupait déjà une partie des remparts de Varsovie, persista encore à demander la restitution de la Pologne dans ses anciennes limites et à dédaigner la capitulation avantageuse, que Paskiewich leur avait fait offrir. C'est ainsi, que la Pologne s'est écroulée, bien moins sous les baïonnettes du vainqueur, que sous le poids du désordre, ouvrage d'une faction, qui, en prétendant protéger exclusivement la liberté naissante, l'a étouffée dans ses bras meurtriers, et lui a fermé pour longtems toutes les avenues de son pays.

D'après tout ce que nous savons jusqu'ici, l'Empereur adoptera dans sa conduite envers les Polonais un système de conciliation et de douceur, que la nécessité et son propre intérêt lui recommandent autant, que les principes de l'humanité et de la justice. Il fera tout ce qu'il pourra, et tout ce que lui permettront l'orgueil blessé, et les ressentimens des Russes, pour passer l'éponge sur le passé. Je ne doute même pas, qu'il ne rétablisse la constitution de 1815, et pour Vous parler bien sincèrement, je crois qu'il y sera plus disposé encore, si les puissances étrangères ne le gênent pas trop dans ses résolutions, et si les représentations qu'elles lui adresseront, et

qu'elles ne pourront pas s'empêcher de lui adresser à ce sujet, ne portent pas un caractère provoquant pour son amour-propre. Le fait est que cette constitution de 1815, qui n'a protégé les Polonais contre aucun abus du pouvoir, a été dès son origine un vain simulacre, dont personne en Pologne n'a été la dupe, et dont on ne peut réclamer le rétablissement, que comme point d'honneur, ou pour adoucir un peu l'humiliation nationale, qui suivra la défaite. Il est juste, que les cours qui ont eu part aux transactions du Congrès de Vienne, exigent de la Russie l'accomplissement des stipulations de ce Congrès, ne fut-ce que pour lui montrer, qu'elle ne peut pas se jouer impunément de ses engagemens. Mais que la prétendue charte de 1815 soit purement et simplement confirmée, ou que l'on y introduise quelques modifications, il est certain, que les Polonais n'en seront ni plus heureux, ni plus malheureux, et que leur avenir dépend absolument — des hommes qui seront choisis pour les gouverner, — du système d'administration qu'on établira — et surtout des mesures que prendra l'Empereur relativement au sort futur de l'armée nationale; point capital, sans le règlement satisfaisant duquel l'Empereur ne sera pas deux ans maître de la Pologne.

On a mis en avant dans les correspondances entre les trois cours de Pétersbourg, Vienne et Berlin, l'idée d'une conférence ministérielle (à défaut d'une entrevue personnelle des Souverains) destinée à s'occuper de toutes les questions relatives à l'administration future des provinces ci-devant polonaises, placées comme elles le sont, sous la domination des trois puissances. L'Empereur de Russie a d'abord fort approuvé cette idée, dont l'exécution peut avoir quelques avantages pour les sujets des trois monarchies. Toutefois leurs systèmes administratifs sont trop différens pour qu'il en résulte des changemens essentiels.

Le projet de ces conférences a fait naître celui de les appliquer aussi à d'autres objets, et notamment à des questions de haute politique. Je Vous parlerai ici de ce projet très-

confidentiellement, et en comptant sur Votre discrétion, et sur la loyauté de ceux, à qui Vous pourriez faire part de cette lettre. Le secret de ces conférences, qui doivent avoir lieu à Vienne, et auxquelles, pour éviter tout éclat, on ne nommera que les Ministres déjà accrédités près de cette cour, doit nécessairement transpirer tôt ou tard; et je crois rendre un service, non seulement à Votre gouvernement, mais à la cause de la paix, qui est pour moi la première des considérations, en écartant par quelques éclaircissemens authentiques, les préventions fâcheuses et les inquiétudes, qu'un nouveau rapprochement entre les trois grandes puissances du Nord pourrait facilement inspirer aux esprits les moins ombrageux.

L'Empereur Nicolas avait dès son avénement au trône suivi un système politique, qui l'éloignait de plus en plus de celui de son prédécesseur, et qui avait peu-à-peu détruit toute espèce de confiance entre lui et l'Autriche, tandis que ses relations avec la Prusse se bornaient à des sentimens de famille. A l'époque de la Triple-Alliance de 1827, et de la guerre subséquente contre la Turquie, cet éloignement était dévenu tel, que l'Autriche et la Russie se trouvaient dans une position réciproque, qui semblait d'un jour à l'autre présager une brouillerie ouverte.

Cet état des choses a changé depuis l'année 1830. Vous savez, que l'Empereur de Russie était de tous les Souverains de l'Europe celui que la révolution de Juillet avait le plus effrayé et irrité. Dès lors il se rapprocha visiblement du Cabinet de Vienne; et si les dispositions de celui-ci n'avaient pas été éminemment pacifiques, je doute peu, qu'il ne se fût livré, à titre d'opposition armée contre les progrès de la révolution, à quelque plan hostile contre la France. L'insurrection de la Pologne fit naturellement tomber toutes ces velléités; mais cet événement, qui exposait la Russie elle-même à de grands dangers, lui rendait l'amitié de l'Autriche et de la Prusse plus précieuse que jamais. Le ton piquant et amer, qui pendant plusieurs années, avait régné dans toutes les correspondances

entre Pétersbourg et Vienne, fit place alors aux protestations les plus tendres, aux complimens les plus flatteurs pour le Ministère autrichien, au désir de l'union la plus intime, exprimé dans les termes les plus recherchés. L'Empereur fit en personne, et à plusieurs reprises, vis-à-vis du Cte. de Fiquelmont *) amende honorable sur ses erremens passés!

La cour de Berlin, enchantée de cette réconciliation inattendue, fit tout ce qu'elle put, pour resserrer les liens entre les trois puissances; et en effet, nous les avons vues marcher d'un pas assez égal dans leurs explications à Paris, et dans les négociations de Londres, et de Rome. La crainte des révolutions qui les agitait également, leur suggéra il y a quelque tems, l'idée de renforcer leur alliance, par une entente complète et explicite sur toutes les grandes questions du moment. C'est de-là qu'est sortie celle de l'établissement d'une conférence régulière, dans laquelle on délibérerait sur tous les objets d'un intérêt commun.

Pour Vous prouver, qu'aucune intention hostile n'a eu part à ce projet, je transcrirai littéralement un passage d'une des dépêches échangées entre les trois cours, sur le but de cette conférence. Voici comment on le définit:

„Point de guerre d'agression; au besoin seulement guerre défensive, commune, concertée, forte de tous les moyens des trois puissances. Liberté d'intervenir ou de ne pas intervenir comme il leur conviendra, sur l'appel des gouvernemens menacés ou attaqués dans leur existence. Solidarité purement protectrice de leur sûreté, et par conséquent purement défensive. Il ne peut pas être question de déclarer ces principes, par une espèce de profession de foi, puisque cela ressemblerait à un manifeste. Les articles, dont on conviendra successivement, doivent rester secrets."

Vous voyez par cet extrait, que le plan de cette réunion (qui, du reste, n'existe encore que sur le papier, puisque les

*) Oesterreichischer Gesandter in Paris.

conférences n'ont pas encore commencé) est d'une nature entièrement inoffensive. Je ne veux cependant point Vous cacher, que je n'en suis nullement l'avocat, et cela par plusieurs bonnes raisons. D'abord parce que je les crois inutiles, les objets que l'on y traitera, pouvant tout aussi bien être traités dans les correspondances diplomatiques. Ensuite, parce qu'il est impossible que de pareilles conférences ne réveillent pas des soupçons, et du mécontentement dans les cours qui en sont exclues, et que non seulement en France, mais aussi en Angleterre, on pourrait très-facilement prendre ombrage de ces conciliabules, et les regarder, comme précurseurs d'une nouvelle coalition. Enfin parce qu'elles portent en elles, quelque pure et légitime que soit l'intention, qui les créa, les chânces et les germes d'une dégénération possible. Mon opinion est, qu'en fait de diplomatie, on doit toujours s'en tenir aux problèmes que le besoin du moment nous présente; dès que l'on s'engage dans les futurs contingens, dans les hypothèses, dans les dangers et les combinaisons éventuelles, on risque de dépasser le but, et de se perdre dans le vague. J'ai d'ailleurs encore une raison particulière pour désapprouver la fixation de ces conférences à Vienne. Les Ministres de Russie et de Prusse sont deux hommes extrêmement exaltés, remplis de dispositions guerrières, ennemis prononcés de la France et de son système de gouvernement; et si je n'étais pas aussi rassuré que je le suis, sur le jugement éclairé, la sagesse des vues, et le calme imperturbable du Prince de Metternich, je ne serais pas sans crainte sur l'influence, que ces deux Interlocuteurs pourraient exercer dans des réunions, où les plus chauds l'emportent si souvent sur les plus raisonnables.

Comme je ne resterai pas étranger à la marche et aux résultats de ces réunions (si tant est qu'elles en produisent) je Vous tiendrai au courant de tout ce qui s'y passera. Je Vous supplie seulement de mettre toute la circonspection possible à ces communications; car le secret étant renfermé dans

un cercle si étroit, Vous sentez, que le danger de me compromettre, n'en devient que plus fort.

Je suis persuadé, au reste, que le Ministère français possède tous les moyens d'écarter et de neutraliser ce qui dans les délibérations des trois Cabinets pourrait porter la moindre atteinte aux relations amicales, qui, pour le bonheur de l'humanité subsistent entre la France et les autres puissances. Vous ne sauriez croire, quelle impression a fait ici le dernier triomphe remporté par les Ministres sur leurs adversaires. Le Prince ne rend pas seulement la plus haute justice à M^r^. Perrier, mais il en parle, dans toute occasion, avec un sentiment d'affection et de bienveillance. Les discours du Général Sébastiani, et de M^r^. Thiers ont été une vraie puissance pour lui; et il dit et répète, à qui veut l'entendre, qu'il n'a eu avec aucun Ministère du temps de la restauration, des rapports aussi satisfaisans qu'avec le Ministère actuel. Par un surcroît de bonheur la France est représentée ici par un Ambassadeur, qui loin de rien gâter à ces rapports, les entretiens d'une manière très-méritoire. Je n'oublierai jamais les tracasseries innombrables, que le Duc de Laval, par exemple, nous a fait éprouver dans les années de 1827 et 1828. Le Maréchal Maison est un homme d'une si excellente composition, et d'un commerce si facile, qu'il ne nous a pas causé un quart d'heure de désagrément depuis qu'il est à Vienne.

32.

Post-Scriptum. Ce 7 Octobre.

Je viens de lire des dépêches de Paris, qui m'apprennent, que les conférences sur le désarmement ont repris leur cours, et que l'on se préparait à prendre en considération les propositions faites à cet égard, il y a plus de trois mois par la cour de Vienne, et dont je Vous ai parlé dans une de mes lettres du mois de Juillet. J'ai bien des raisons pour croire, que les délibérations conduiront à quelque résultat heureux. La manière

dont Mr. le Ct. Sébastiani a traité la question dans la première réunion, ne peut pas laisser le moindre doute sur la sincérité et la bonne volonté parfaite du Gouvernement français. Il y aura peut-être quelque difficulté à s'accorder sur le principe de non-intervention, que les Alliés du Continent n'admettront jamais, que l'Angleterre n'admettra pas sans restriction, et qu'un Ministère de France ne pourra peut être pas abandonner explicitement, sans trop se compromettre avec l'opinion publique. Mais les explications, qui ont déjà été données à plusieurs reprises du haut de la tribune, pour tempérer la rigueur de ce principe, et pour en circonscrire l'application, et d'un autre côté les termes, dans lesquels le principe opposé se trouve énoncé dans les instructions autrichiennes, me font espérer qu'on viendra à bout de cette difficulté.

Vous serez bien-aise d'apprendre, que, pendant que la question du désarmement se discute à Paris, l'Autriche l'a décidée de fait, par une résolution spontanée, que l'Empereur vient de prendre pour le soulagement de ses sujets. Il vient de donner l'ordre de renvoyer à leurs domiciles plus de la moitié des soldats, qui composent les régimens d'Infanterie; ce qui en réduit le nombre disponible à 80 par compagnie, tandis que le grand complet de l'état de paix l'avait élevé à 180. Comme cet ordre n'a pas été publié, et que probablement on ne voudra pas le publier dans les circonstances du moment, Vous aurez la bonté de n'en parler que très-confidentiellement; mais je Vous le garantis pour certain et positif.

On a relevé à la conférence l'envoi du général Comte Clam à Berlin comme un fait, qui pourrait donner lieu à tout plein de conjectures alarmantes. Le Ct. Apponyi s'est expliqué sur l'objet de cette mission. Les renseignemens suivans compléteront ces explications.

L'organisation de l'armée fédérative de l'Allemagne, et particulièrement la distribution des contingens, destinés à former en tems de guerre les différens corps de cette armée, n'a jamais été définitivement arrêtée. Ce travail est proprement du ressort

du Comité Militaire, établi auprès de la diète de Francfort; il avait été suspendu à cause des objections nombreuses, que chaque plan présenté jusqu'ici a recontrées de le part de l'un ou de l'autre des Etats confédérés. Lors de la brusque levée de bouclier du Roi de Hollande, et des vives alarmes qu'en conçut le Gouvernement prussien, ce gouvernement jugea à propos d'adresser en toute hâte aux cours du Midi de l'Allemagne l'invitation de se concerter avec lui sur les mesures militaires à prendre dans le cas d'une guerre imminente, dont on crut entrevoir les chances.

L'Autriche avait d'autant plus de droit de se plaindre de cette démarche précipitée, et peu réfléchie, qu'elle n'en avait été informée qu'après coup, et lorsque la dépêche circulaire partie pour cet effet de Berlin, eut déjà mis en train une correspondance active avec les Cabinets de Munich, de Stuttgard et de Darmstadt. La cour de Vienne ne tarda pas à faire à celle de Berlin des représentations amicales, mais sérieuses (et même sévères) sur un procédé peu compatible avec les égards qui lui étaient dus, et avec l'intérêt réciproque des deux premières puissances allemandes à marcher toujours de concert dans ce qui regarde les affaires de la confédération. Le Roi de Prusse reconnut sur-le-champ la justice de ces représentations; il ordonna à ses Ministres de revenir sur leurs pas, et il demanda lui-même au Cabinet de Vienne de se concerter avec le sien sur tout ce qui tenait à l'organisation définitive de l'armée fédérale. Le Comte Clam, officier distingué, et membre du conseil de guerre, se trouvant par congé en Bohème, reçut donc l'ordre de se rendre à Berlin, pour y travailler à ce concert.

Cette mission n'a donc aucun caractère politique; elle ne peut éveiller aucun soupçon; elle n'aura d'autre résultat qu'un règlement, lequel, pour avoir force de loi, devra être revêtu de la sanction de la diète germanique.

L'occupation militaire de Cracovie est une mesure que l'entrée d'un corps polonais sur le territoire de cette république avait rendue inévitable. Elle n'aurait été que momentanée si la situation de ce petit Etat ne réclamait pas hautement le séjour d'une force militaire, pour prévenir les plus grands désordres. Cracovie est depuis six mois dans une anarchie complète, le Président du Sénat, et plusieurs des principaux membres du Gouvernement ayant été chassés de leurs places au mois de Juin par un mouvement révolutionnaire, dont des étudians et des Intrigans du Royaume étaient les auteurs. Les trois puissances protectrices de Cracovie auraient donc été obligées, sans les événemens mêmes qui ont motivé l'entrée des troupes russes, à y rétablir l'ordre sur les bases de la constitution sanctionnée en 1815. — Pour atteindre ce but, et pour ôter en même tems tout prétexte à une prolongation indéfinie de l'occupation militaire, le Cabinet de Vienne a proposé à Berlin et à Pétersbourg, d'y envoyer des Commissaires civils chargés de rétablir une administration régulière, et d'éloigner les troupes, aussitôt que leur présence ne sera plus absolument indispensable. Il ne sera porté du reste aucune atteinte à l'indépendance, aux institutions et aux libertés de cet Etat; et si la Russie (ce que cependant rien n'a encore fait soupçonner) devait avoir des projets incompatibles avec ce principe, l'Autriche et la Prusse s'opposeraient vigoureusement à leur exécution.

Nous ne connaissons pas encore le système que l'Empereur de Russie adoptera pour la Pologne, tant par rapport à son régime politique futur, qu'à l'égard des Individus, et surtout de l'armée. Dans ma prochaine communication je Vous ferai connaître tout ce que j'aurai appris sur ces importans objets. N'oubliez jamais, que l'Autriche n'a aucun intérêt à favoriser ou à tolérer des mesures oppressives dont l'odieux et le contre-coup pourraient la compromettre elle même. Ne Vous laissez pas non plus induire en erreur sur la position et les moyens de la Russie. Son armée, ses finances, et son administration sont également désorganisées; sa puissance est paralysée pour longtems.

33.

Vienne, le 10 Décembre 1831.

Je suis bien-aise, de reprendre une correspondance avec Vous par une communication, que je crois fort intéressante, et que Vous jugerez telle également. Les extraits ci-joints*) des dépêches d'un homme de beaucoup de sens et de sagacité et placé de manière à voir les choses dans leurs véritables couleurs, donnent sur la situation actuelle de la Russie des éclaircissements précieux, et le morceau qui les termine est un document vraiment historique, embrassant, dans un cadre très-serré, le passé, le présent et l'avenir de ce vaste Empire.

Je pense, que ces pièces méritent bien de fixer l'attention d'un Ministre d'une aussi haute intelligence que M^r. le Président du Conseil. Je Vous prie donc, de les mettre sous ses yeux. Il va sans dire, que ce n'est que sous le sceau du plus profond secret, que je Vous en fais part, et que Vous aurez grand soin, que je ne sois jamais compromis.

Je n'ai que quelques remarques à ajouter aux observations judicieuses de l'auteur de ces dépêches, qu'il serait superflu de nommer.

Le caractère, le système, les intentions de l'Empereur Nicolas sont bien certainement telles, qu'elles y sont développées, mais fort heureusement pour les Etats voisins et pour la tranquillité de l'Europe, ce Souverain ne peut pas se livrer sans réserve à la nouvelle marche, qu'il voudrait suivre. La Pologne serait incorporée dès demain, corps et biens, et la mesure serait même très-populaire dans la Russie proprement dite, si les ménagemens que l'on doit aux relations extérieures n'imposaient pas une grande réserve à l'Empereur. Il craint extrêmement de se brouiller avec la France et l'Angleterre; la conduite qu' ont tenue ses Plénipotentiaires à Londres, malgré sa tendresse pour le Roi de Hollande, et l'horreur que lui inspirent toutes

*) Die Beilagen fehlen.

les transactions de la Conférence, prouve assez, qu'il ne veut point s'engager dans des discussions fâcheuses. La Russie est aujourd'hui et je crois pour plusieurs années, hors d'état d'entreprendre une guerre Elle pourrait tout-au-plus fournir un Contingent de 40 ou 50000 hommes, si l'Autriche et la Prusse pouvaient être dans le cas de le réclamer; encore faudrait-il les faire arriver du fond de l'Empire, car on n'oserait absolument pas dégarnir les Provinces polonaises. En général, l'armée a beaucoup souffert; les finances ne sont rien moins que florissantes; et une fermentation sourde menace le gouvernement sur plus d'un point. La Russie de Nicolas n'est plus la Russie d'Alexandre, beaucoup moins celle de Catherine II.

Aussi, quelque désir ardent que puisse avoir l'Empereur d'amalgamer la Pologne avec la masse de ses immenses possessions, et de faire disparaître jusqu'au nom des Polonais, il sait qu'il ne lui est pas permis encore de procéder à ces extrémités, et il ajournera l'exécution de ses projets à une époque plus opportune. En attendant, il rétablira comme il l'a annoncé, un phantôme de Royaume de Pologne, dont il arrangera la soi-disante constitution au gré de ses besoins et de ses fantaisies, car il sait très-bien, que d'après les termes mêmes de l'acte du Congrès de Vienne on n'a pas le droit de lui prescrire celle, qu'il doit donner ou laisser à cet amphibie de Royaume. Il gouvernera ce malheureux pays avec un sceptre de fer, tout en prétendant le ramener à son ancienne prospérité. Il ruinera les grands et les notables par des confiscations énormes, qui jusqu'à présent n'ont pas encore été prononcées dans le Royaume proprement dit, mais dont le tableau déjà en pleine exécution dans la Lithuanie, la Volhynie et la Podolie, fait frémir.

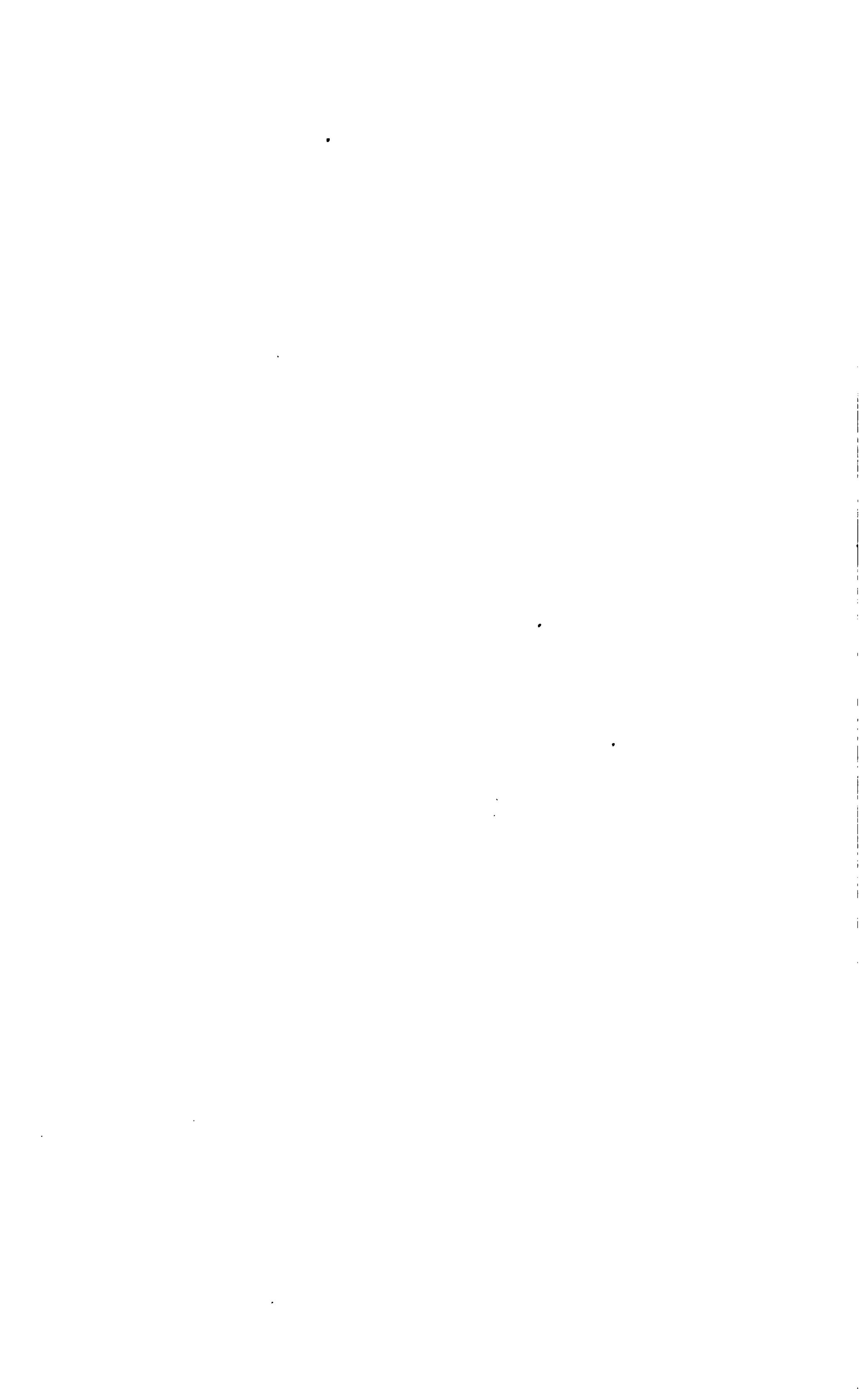
L'évacuation de Cracovie est un fait, qui tient à cette même peur de trop heurter l'opinion publique, et celle surtout des puissances étrangères. Encore faut-il savoir, que cette mesure n'aurait pas eu lieu sans les représentations, et les instances de la Prusse. Le Cabinet de Vienne avait proposé de ne faire sortir les troupes russes qu'au moment où l'ordre pu-

blic, entièrement renversé dans cette petite république serait rétabli jusqu'à un certain point, et de placer en attendant ces troupes sous la direction des trois puissances protectrices de Cracovie selon les traités. Cette proposition était au fond celle qui convenait le plus à l'intérêt de la république; car en donnant une apparence de légalité à l'occupation militaire de Cracovie, elle prévenait les désordres que la présence d'un grand nombre de réfugiés polonais peut y produire d'un jour à l'autre. Néanmoins le Cabinet de Berlin la repoussa constamment, et insista à Pétersbourg sur l'évacuation pure et simple, alléguant toujours la nécessité d'écarter tout ce qui pouvait donner sujet à des plaintes aux puissances amies de la Pologne. Fatigué de cette opposition. (gage des intentions pacifiques de la Russie) l'Empereur, après avoir donné son approbation au plan du Cabinet de Vienne, prit subitement la résolution de faire sortir ses troupes de Cracovie.

L'aveugle ténacité du Roi de Hollande est devenue enfin le dernier et seul obstacle à l'accomplissement définitif du voeu de tous les hommes sensés en Europe. Il remue ciel et terre, pour engager les trois cours du Nord à refuser leur ratification au traité conclu par le Roi Léopold, et j'apprends qu'il nous envoie Mr. de Mollenes, qui a été son Ministre à Munich et qui jouit ici d'une certaine réputation pour appuyer cette demande. Il manquera son but à Vienne, comme à Berlin et à Pétersbourg. Il est vrai, qu'on n'a pas été trop content, ni chez nous, ni ailleurs de la précipitation avec laquelle nos Plénipotentiaires ont signé ce traité, sans pleins-pouvoirs spéciaux pour un acte aussi solennel, et que, tout en regardant les 24 articles comme irrévocables, on eut préféré qu'ils les eussent sanctionnés, par une déclaration ou un protocole qui aurait été aussi obligatoire qu'un traité. Il est vrai aussi, que le Roi de Hollande, après avoir été pendant longtems jugé et traité, selon son mérite, a regagné, par sa levée de bouclier au mois d'Août, par ses infatigables remontrances, et par les préventions contre le Prince Léopold, qui vaut beaucoup mieux que lui, une partie de la

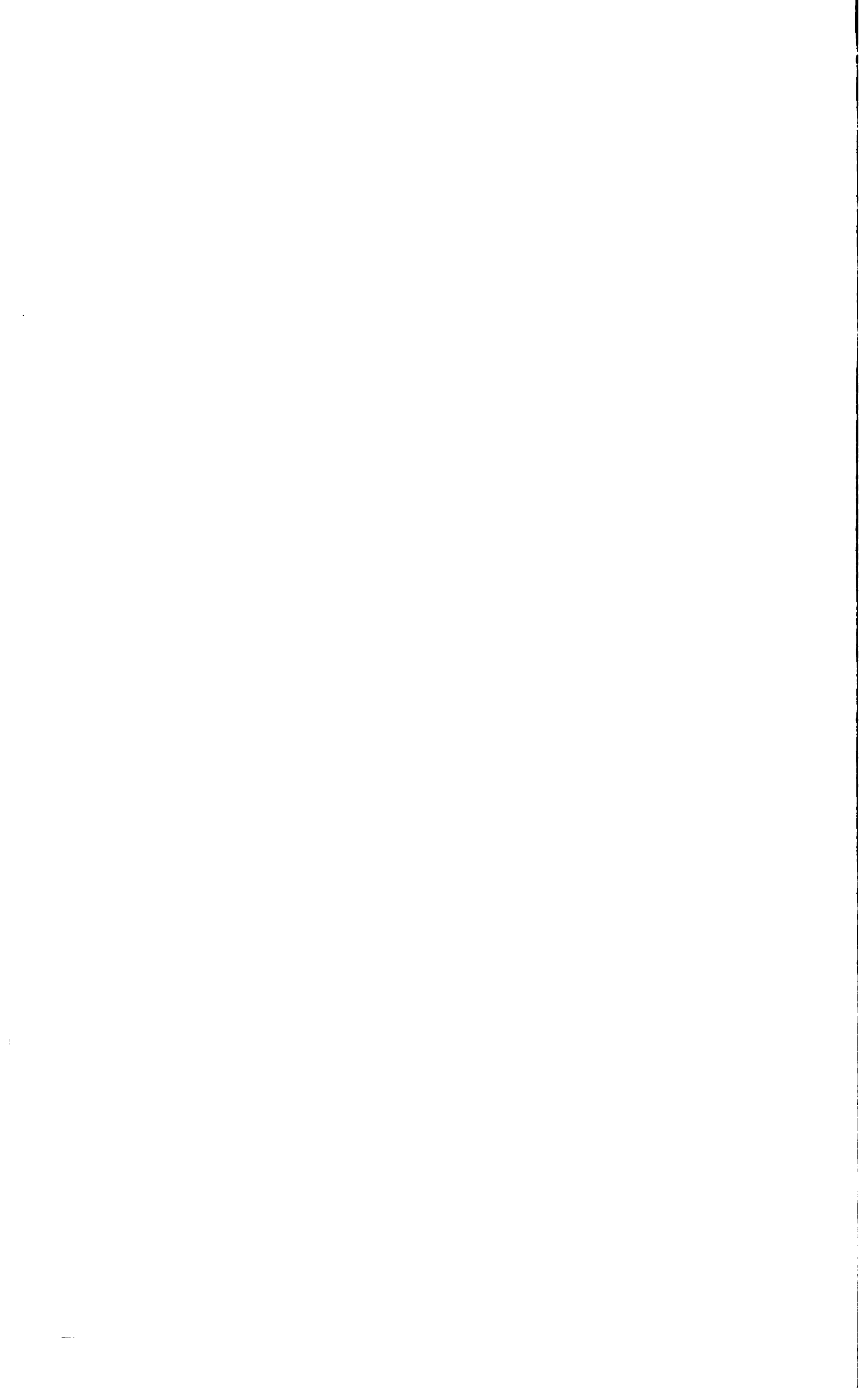
faveur des cours, attachées à l'ancien régime; mais tout cela ne changera rien à la détermination finale de ces cours; et je vous parle de science certaine, en vous disant, qu'un peu plus tôt, un peu plus tard, la ratification aura lieu généralement et immanquablement, quand même le Roi de Hollande continuerait à protester jusqu'au jugement dernier. D'ailleurs la France et l'Angleterre me semblent assez puissantes, pour mettre un terme à son obstination, dès qu'elles le trouveront à propos; et aucune autre puissance ne s'opposera à leurs mesures.

La seule chose que je regretterais sincèrement ce serait le retard, que cette querelle purement locale et qui ne peut plus dans aucun cas compromettre la paix générale, apporterait à la publication d'un acte aussi éminemment utile et désirable, que celui du désarmement. Vous ne sauriez imaginer avec quelle impatience les amis de la paix c'est-à-dire l'immense majorité des gens raisonnables de tous les pays attendent cette déclaration, dont l'existence, quelque secret que l'on ait gardé sur le texte, est connue partout depuis quelque tems. Sans entrer dans les considérations qui peuvent engager le Gouvernement français à en remettre la publicité, je me permets toutefois d'observer, qu'il serait d'autant plus convenable, de l'accélérer que le terme du désarmement est, ou était au moins fixé au premier Janvier.



2. Theil.

Kleinere Aufsätze und Aufzeichnungen.



Kleinere Aufsätze und Aufzeichnungen.

Die Blätter, welche diesen Band beschließen, dürfen nicht mit dem Maßstabe gemessen werden, den man an die folgenden, größeren Aufsätze legen wird. Sie enthalten meistentheils nur flüchtige Aufzeichnungen — Fragmente — wie sie Gentz zur Festhaltung eines unmittelbaren Eindruckes — einer augenblicklichen Stimmung — niederzuschreiben pflegte. So unscheinbar dieselben aber ihrem Ursprunge nach sein mögen, und so unvollkommen in der Form, so bleiben sie doch als Beitrag zu Gentzens Charakteristik von größtem Werthe. Denn eben jene Mängel liefern den Beweis, daß keine dieser Aeußerungen für eine zweite Person berechnet ist, sondern daß sie vielmehr mit unbefangener, rückhaltloser Offenheit Gentzens wahre Gesinnung und innerste Ueberzeugung wiedergeben.

Der erste Aufsatz — leider nur ein Bruchstück — betrifft eine Schrift Lemontey's und ist durch die darin entwickelten Ansichten und den Nachweis der Nothwendigkeit ständischer Verfassungen vor vielen anderen angethan, ein neues Licht über Gentzens Denkungsart zu verbreiten*); das „Journal der Arbeiten und Lectüren" gibt näheren Aufschluß über dieses Blatt**).

*) Schon Haym, dem dieses Fragment bekannt war, hebt die Wichtigkeit desselben in seinem Aufsatze „Gentz" in Ersch und Grubers Encyclopädie (S. 382) hervor.

**) Schlesier V. 255.

„27. September 1826. Das längst verschobene Buch des neuerlich verstorbenen Lemontey: Essai ꝛc. — — — drängte sich heute in meine Hände,

Zwei und drei gehören zusammen. Beide Schriftstücke waren, wie aus einer Stelle des mir zur Verfügung stehenden Tagebuches hervorgeht*), ursprünglich für die Oeffentlichkeit bestimmt. In dem ersteren wird der politische Schriftsteller Cottu eingeführt, und sein: „Plan du parti révolutionnaire pour la session de 1829“ in allgemeinen Umrissen gezeichnet, in dem folgenden dagegen ein kurzer Auszug dieser Schrift gegeben. Obgleich eine Nachbildung, gehört dieser Artikel dennoch in die vorliegende Sammlung, weil er sowohl für Gentzens durchaus praktische Richtung im Gegensatze zu Cottu's Theorien, als auch für seine ganze Denkweise höchst bezeichnend ist, und ferner — vereint mit dem ersten Fragmente — die wichtigsten Anhaltspunkte zur Begründung eines unparteiischen Urtheils bietet.

Die nächsten Blätter — vier und fünf — enthalten nur Notizen; doch sind sie ebenso durch den Stoff, den sie behandeln, als durch den politischen Blick merkwürdig, der sich in ihnen offenbart.

Der sechste Aufsatz — hervorgerufen durch Montesquieu's: „Considérations sur les causes de la grandeur et décadence des Romains“ — darf nur als eine jener Aufzeichnungen angesehen werden, in denen Gentz jedes hervorragende Buch für sich zu recensiren pflegte. Er greift Montesquieu mit den treffendsten Einwürfen und vieler Kenntniß an, und dürfte in den berührten Punkten kaum zu widerlegen sein.

Ganz anderer Art, wenn auch gleichen Ursprunges, ist der siebente Aufsatz, dessen sorgfältige Durchführung ihm seinen Platz

und gewährte mir einen höchst interessanten Tag. Nie, dünkt mich, habe ich über den Charakter Ludwig des XIV. und seine Regierung etwas Treffenderes, Unparteiischeres, Befriedigenderes gelesen, als diese kurze Einleitung, die hundert große historische Werke aufwiegt. (Auszüge auf besondere Blätter.)“

*) 26. Januar 1829.

unter jenen Arbeiten anweist, auf welche ich in der Einleitung zur dritten Denkschrift*) zurückkommen werde. Ebenso anziehend durch den Geist, der ihn belebt, als bedeutungsvoll für die Gesinnung seines Verfassers, erhält er überdies durch den Zeitpunkt seiner Entstehung einen ganz besonderen Werth; denn — so wie der folgende *acht* — wurde auch er während des Krieges von 1809 geschrieben, somit in jenen Tagen, in denen Gentz — wie aus seinem bereits gedruckten Tagebuche bekannt ist — mitten im Sturme der Ereignisse stand.

Die Kritik von Kants Rechtslehre — *acht* — welche den Schluß bildet, liefert den Beweis, wie sehr sich Gentz selbst in späteren Jahren noch mit der Philosophie, und insbesondere mit dem Systeme seines einstigen Lehrers und wohlwollenden Gönners beschäftigte. Obgleich ein begeisterter Anhänger Kants, hatte Gentz wiederholt die eifrigste Polemik mit ihm geführt**); und diese Zeilen enthalten nur eine neue Aeußerung seines Dranges nach Aufklärung, der selbst unter den Wechselfällen des Sommers 1809 sein Recht behauptet hat. Abgesehen von der ganz besonderen Betonung der Billigkeit***) — welche für die Beurtheilung von Gentzens Charakter von großem Belang ist — zeichnet sich dieses Fragment nicht blos durch den Scharfsinn aus, mit dem es in flüchtigen Worten die Mängel der Kant'schen Lehre aufdeckt, sondern noch mehr durch die auffallende Uebereinstimmung von Gentzens Ideen mit unserer heutigen Richtung.

*) 2. Band.

**) Man vergleiche: „Nachtrag zu dem Raisonnement des Herrn Prof. Kant über das Verhältniß zwischen Theorie und Praxis" — in der Berliner Monatsschrift v. December 1793, S. 518.

***) In der Art des Aristoteles, als ἐπανόρθωμα τοῦ νόμου. Nikomachische Ethik, lib. V, c. 16.

Diese wenigen Züge genügen, um die Eigenthümlichkeiten anzudeuten, welche die Schriftstücke von einander unterscheiden, und zugleich — je nach ihrem Inhalte — ebenso viele Einblicke in Gentzens Wesen gestatten. Weit vollkommener gestaltet sich aber das Bild, wenn man die Glieder zur Kette vereinigt, und diese Blätter — statt im Einzelnen — in ihrer Gesammtheit betrachtet; denn da erst erscheint Gentzens ganzes Sein in vollem Gehalte und wie aus einem Gusse; die Widersprüche gleichen sich aus, die Unebenheiten schwinden; und was manchem bisher ein Räthsel geschienen, das löst sich hier im Einklang der Verhältnisse. Von diesem Standpunkte aus ist daher auch diese Sammlung vor Allem zu betrachten. Ich unterlasse es, dabei die Thätigkeit, die Vielseitigkeit hervorzuheben, die sich in ihr kund gibt; die Kraft des Geistes, dem es — so wie bei den zwei letzten Arbeiten — mitten im Getümmel eines unheilvollen Krieges möglich war, Gegenstände zu erfassen, deren Ergründung sonst ein ebenso ruhiges als ausschließlich ihnen geweihtes Leben erfordern. Auch hieße es sich wiederholen, wollte man näher darauf eingehen, wie hier der Mann erscheint, der so oft mit dem Vorwurfe der Oberflächlichkeit gerichtet worden ist; wie der Ernst seines Strebens alles beherrscht; welch anderes Maß für die Beurtheilung seines ganzen Lebens sich in diesen wenigen Zeilen offenbart! Was aber das entscheidende Gewicht in die Wagschale legt, und als der Grundpfeiler zu Gentzens Charakteristik in's Auge gefaßt werden muß, das ist die Treue — die Einheit der Gesinnung, die hier überall durchgeht; die Unwandelbarkeit seiner Grundsätze, welche nirgends eine glänzendere Bestätigung findet, als eben in diesen Aussprüchen. Wie verschieden dieselben in der That auch dem Stoffe nach sein mögen; ob sie Tagesereignisse betreffen, längst vergangene — künftige Zeiten behandeln; ob sie sich auf dem Felde der Literatur oder auf dem der Wissenschaften bewegen; ob sie aus früheren oder späteren Lebensjahren stammen;

überall beruhen sie auf den gleichen Principien — auf einer Grundlage! Es ist dies: die streng conservative Gesinnung, der Gentz durch sein ganzes Leben gefolgt ist. Sie bezeichnet den Gesichtspunkt, von dem aus er auf alle Ereignisse blickt; sie gibt den Grundton zu allen seinen Aeußerungen. In ihr aber finden sich zugleich auch die Widersprüche gehoben, die man ihm oft zur Last gelegt hat; und sie erklärt sogar, wie er dieselben in sich vereinen konnte. Denn von dem Augenblicke an, wo er durch die Ausartungen der französischen Revolution seiner Illusionen beraubt, die Erhaltung der Gesellschaft — in seiner Zeit — nur durch die Monarchie gesichert sah, mußte er — aus Ueberzeugung — ihr Anhänger werden*), und alles bekämpfen, was sie untergraben konnte. Zugleich aber bewahrt sein Geist jene angeborenen Neigungen, die ihn in anderen Zeiten und unter anderen Verhältnissen, auf anderen Wegen — zu dem gleichen Ziele geführt haben würden; das ist: jener „Freiheitssinn", jener „Anspruch auf Selbstständigkeit", jenes „Bedürfniß der Untersuchung und Prüfung", jene „Anerkennung des höchsten Rechtes der Vernunft und der Wahrheit", welche schon Varnhagen in ihm verehrt, und mit dem Zusatze betont: „und wer ihn für einen Vertheidiger knechtischer Unterwürfigkeit und schnöder Willkühr halten konnte, hat ihn nicht gekannt oder verstanden!**)"

*) Gentz äußert sich in dem Journ. d. Arb. u. Lekt. (Schlesier V, 253) gelegentlich der Lesung von Gibbon's „vermischten Schriften": „Die vortrefflichen Bemerkungen über die franz. Revolution — — — — erweckten den Gedanken in mir, eine Art von kurzem Glaubensbekenntniß über meine früheren Ansichten von dieser Weltbegebenheit niederzuschreiben, und mir und meinen Freunden nachzuweisen, wie und warum ich das Glück gehabt, mich so frühzeitig als wenig Andere (in meiner Lage) gegen allen falschen Enthusiasmus zu schützen und die politischen Grundsätze in mir festzustellen, die ich durch mein ganzes Leben unwandelbar vertheidigt habe."

**) Gallerie von Bildnissen 2c., II. 165.

Weit entfernt vereinzelt dazustehen, bleibt übrigens das politische Glaubensbekenntniß, welches dieser kleine Theil von Gentzens Nachlaß aufweist, nur der Wiederhall einer oft ausgesprochenen Denkungsart; und die volle Klarheit, mit der Gentz sich von Jugend an seiner Aufgabe bewußt war, geht schon aus seinen ersten publicistischen Arbeiten deutlich hervor. Erst beim Vergleiche mit diesen letzteren und mit seinen Briefen an die vertrauten Freunde erhalten daher auch die folgenden Blätter ihre ganze Bedeutung; denn wo fände sich jene conservative Richtung enger vereint mit rein liberalem Sinne, als in den Aufsätzen „über politische Freiheit". — „über den Einfluß der Entdeckung Amerika's *)" — und anderen? Mit aller Glut einer jugendlichen Begeisterung ist dort die „höchste mögliche Freiheit, geführt durch diejenige Verfassung, mit der sie am besten besteht," als das „Ideal einer jeden politischen Verbindung" geschildert; und doch sind dort bereits die Gefahren der Ueberstürzung des Fortschrittes, das Bedürfniß eines beschwichtigenden Gegengewichtes, die Nothwendigkeit gewisser unübersteigbarer Schranken auf das nachdrücklichste betont. Zehn Jahre später aber, nachdem die Erfahrungen manches bestätigt, was der Jüngling blos geahnt, schreibt Gentz an Johannes von Müller: **) „Zwei Principien constituiren die moralische und intelligible Welt; das eine ist das des immerwährenden Fortschrittes, das andere das der nothwendigen Beschränkung dieses Fortschrittes." „Auch jetzt in dieser Zeit der Auflösung müssen sehr viele — — — an der Cultur des Menschengeschlechtes arbeiten; aber einige müssen sich schlechterdings ganz dem schweren, dem undankbaren, dem gefahrvollen Geschäfte widmen, das Uebermaß dieser Cultur zu bekämpfen." „Nun für einen hiezu bestimmten halte ich mich — — — —." Diese Worte charakterisiren Gentzens ganzes Leben, und die Erklärung, welche er kurz vor dessen

*) Weick. Ausgewählte Schriften von Friedr. v. Gentz. II., 1, und V., 175.

**) 1805. Schlesier IV., 176.

Abschluß seiner Freundin Amalie von Helwig darüber gegeben, ist nur eine Wiederholung derselben*).

Ganz außer dem Bereiche meiner Absicht liegt selbstverständlich der Gedanke, daß Gentz mit fünfzig und sechzig Jahren dem ganzen Umfange nach dieselben Ansichten gehegt habe, zu denen er sich in dem Alter von zwanzig und dreißig bekannt. Die Abweichungen in den Folgerungen und Schlüssen, welche bei jedem denkenden Menschen mit dem Fortschritte der Jahre eintreten, mußten sich vielmehr bei ihm um so eher zeigen, als die Erfahrungen auf einen Staatsmann — dem überdies die Verfolgung idealer Ziele nicht gestattet ist — weit unmittelbarer einwirken. Doch gibt gerade das erste Fragment und der Schluß der Kritik von Fox' Geschichte das beste Maß für diese

*) Schlesier V. 316.

„Berlin im October 1827."

„— — — — die Weltgeschichte ist ein ewiger Uebergang vom Alten zum Neuen. Im steten Kreislaufe der Dinge zerstört alles sich selbst, und die Frucht, die zur Reife gediehen ist, löst sich von der Pflanze ab, die sie hervorgebracht hat. Soll aber dieser Kreislauf nicht zum schnellen Untergange alles Bestehenden, mithin auch alles Rechten und Guten führen, so muß es nothwendig neben der großen, zuletzt immer überwiegenden Anzahl derer, welche für das Neue arbeiten, auch eine kleinere geben, die mit Maß und Ziel das Alte behaupten, und den Strom der Zeit, wenn sie ihn auch nicht aufhalten kann noch will, in einem geregelten Bette zu erhalten sucht." — — — „Ich hatte seit meinem 25. Jahre meine Wahl getroffen. Die mich näher kennen — — — werden mir auch das Zeugniß nicht versagen, daß meine Denkungsart und mein Charakter sich immer gleich geblieben sind — — —. Ich war mir stets bewußt, daß ungeachtet aller Majestät und Stärke meiner Committenten, und ungeachtet aller der einzelnen Siege, die sie erfochten, der Zeitgeist zuletzt mächtiger bleiben würde als wir, daß die Presse, so sehr ich sie in ihren Ausschweifungen verachtete, ihr furchtbares Uebergewicht über alle unsere Weisheit nicht verlieren würde, und daß die Kunst so wenig, als die Gewalt, dem Weltrade nicht in die Speichen zu fallen vermag."

Veränderung, und beweist, daß dieselbe wohl die Oberfläche, doch nicht den Grund berührt hat, und daß die freisinnigen Ideen, mit denen Gentz die ersten Schritte in's Leben gethan, bei dem gereiften Manne zwar den Anforderungen der Nothwendigkeit untergeordnet worden sind, doch in seinem Inneren stets fortgelebt haben *).

In wie ferne Gentz mit diesen Anlagen und bei dieser Denkungsart bis in die extreme Richtung des sogenannten „Stabilitäts-Systems" verfallen konnte, ohne sich selbst untreu zu werden, ist nun zwar die nächstliegende Frage; sie gehört aber in ein Gebiet, das ich — ohne das in meinem Vorworte bestimmte Maß zu überschreiten — nicht betreten darf. Ich muß daher die Entscheidung derselben dahin gestellt sein lassen. Doch kann ich nicht umhin daran zu erinnern, daß Gentz vor Allem als österreichischer Staatsmann aufgefaßt werden muß, dessen Standpunkt durch die Interessen seines Landes bestimmt, dessen Aufgabe eine gegebene war. Erwägt man wie auch andere Staatsmänner — Männer, deren Umsicht und Thatkraft die Freiheit des Vaterlandes zu verdanken ist — die damaligen liberalen Bestrebungen ansahen, wie z. B. Stein darüber dachte **); so kann man es schwerlich Gentz verargen, wenn er für das Wiener Cabinet eine Richtung gebilligt hat, von der selbst Gervinus zugesteht: „was Oester-

*) Ein weiterer Beleg dafür ist der Brief an Adam Müller vom Jahre 1815, in dem Gentz — obgleich auf dem Gipfel seiner staatsmännischen Wirksamkeit, und unmittelbar nach dem Wiener Congresse, an diesen Freund die Worte richtete: „Das Princip der Legitimität, so heilig es auch sein mag, ist in der Zeit geboren, darf also nicht absolut, sondern nur in der Zeit begriffen, und muß durch die Zeit, wie alles Menschliche, modificirt werden. Für einen neuen Ausfluß der Gottheit hielt ich es nie. Die höhere Staatskunst kann und muß unter gewissen Umständen mit diesem Principe capituliren." (Briefwechsel mit A. Müller S. 202.)

**) Man vergleiche die bezüglichen Aeußerungen Steins aus den Jahren 19, 20, 21 u. s. w. bei Pertz, und Gagern „Mein Antheil an der Politik" IV.

reich in jenen Jahren der ermatteten Volkskräfte seinen überwiegenden Einfluß und seine leitende Macht gab, war dies, daß hier allein die Staatslenker auf einem festen, unverrückbaren Prinzipe beharrten, während in allen übrigen Staaten des Festlandes die Regierungen unsicher hin und her schwankten zwischen den Ordnungen, Ideen und Menschen der alten und neuen Zeit" *). Dieses gewiß unverfängliche Zeugniß genügt um darzuthun, wie vorsichtig an die Entscheidung jener Frage selbst für den Fall zu gehen wäre, daß man Gentz für alle Maßregeln der damaligen österreichischen Politik verantwortlich machen könnte. Eine nur flüchtige Einsicht in den Gang der Geschäfte zeigt aber die Unhaltbarkeit einer derartigen Behauptung; und manche Stelle in diesem Buche, und an anderen Orten, weist noch überdies nach, wie oft Gentzens Ansichten von denen des leitenden Ministers abwichen **). Es wird daher zunächst dringend nöthig sein, Gentzens Antheil an jedem Schritte genau zu erforschen; und dann erst — wenn man alle dabei in Rechnung kommenden Factoren wohl erwogen, und durch einen Blick „hinter den Vorhang" erfahren hat, „wie doch alles so ganz anders erscheint, wenn man die großen Verhältnisse der Welt in der Nähe sieht" ***) — dann erst wird es möglich sein, ein erschöpfendes Urtheil über diese schwebende Frage zu fällen.

Was sich aber — ganz unabhängig von diesen Betrachtungen — dem Gefühle jedes Einzelnen gleichmäßig aufgedrängt hat, das ist, daß Europa, um die tiefen Wunden vernarben zu lassen, welche

*) Gesch. d. 19. Jahrhundertes. II². 688.

**) Dieses geht aus den Papieren, welche ich später veröffentlichen werde, noch klarer hervor; auch finden sich daselbst viele Aeußerungen, in denen Gentz die Herstellung ständischer Verfassungen — und noch manche andere Reformen — dringend anempfiehlt.

***) Gentz an Pilat. Brief vom 15. October 1818.

ihm die fremde Gewaltherrschaft geschlagen, und dem Elend, der Armuth, den Folgen zwanzigjähriger Kriege ein Ziel zu setzen, um Gewerbe und Künste wieder in seinem Schooße blühen zu sehen, vor Allem der Ruhe bedurfte. Diese war Gentzens höchstes Ziel; und deshalb schließe ich auch — ohne den Vorwurf der Parteilichkeit zu fürchten — diese Zeilen mit dem Ausrufe eines unserer freisinnigsten Staatsgelehrten *): daß die Völker dem Staatsmanne, dessen eifrigstes Wirken der Erhaltung des so nöthigen äußeren und inneren Friedens gewidmet war, ewig dankbar sein können!

*) Bluntschli. Geschichte des Staatsrechts und der Politik. Aufsatz: „Gentz.“ S. 432.

1.

Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV.

Morceau servant d'introduction à l'histoire critique de la France depuis la mort de Louis XIV.

(par Lemontey 1826)*).

Aus diesem 170 Seiten langen Aufsatze habe ich über den Charakter Ludwig's XIV. — der nie treffender und gerechter geschildert worden ist — über den Geist und die Maximen seiner Regierung — das von ihm geschaffene monarchische Princip — und die darin liegenden Keime des nahen und entfernten Verderbens — mehr gelernt, als aus allen historischen Büchern, die mir je über diesen wichtigen Zeitabschnitt der Geschichte Frankreichs vorgekommen sind.

Declamationen gegen den Despotismus sind heute wohlfeil, und im Munde der Volks-Advokaten von keiner sonderlichen Bedeutung. Was die Völker in unsern Zeiten und seit einem Jahrhundert von der absoluten Gewalt gelitten haben, oder, wie es heißt, noch leiden, kommt durchaus nicht in Anschlag gegen die zahllosen Uebel, die sie durch ihre eigene Blindheit und Anmaßung, durch ihren eigenen Wahnsinn und ihre eigenen Verbrechen sich selbst und ihren Nachkommen bereiteten. — Was mich in dem von Lemontey aufgestellten Gemälde ergreift, ist vielmehr das Schicksal der Regenten, die in dem täuschenden Genuß unumschränkter Macht ihre Sicherheit und ihre Größe zu finden

*) Dieser Essai des als Rechtsgelehrten und Romanschriftsteller bekannten Pierre Edouard Lemontey erschien 1818, und war der Vorläufer der ausgezeichneten „Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV.“, welche — von der Regierung unterdrückt — erst 1832 (2 Bände, Paris) zur Oeffentlichkeit kam.

glaubten, und gerade auf diesem Wege den Ruin ihrer Nachfolger und ihrer Kronen stifteten.

Daß Könige wie Ludwig XIV., Friedrich II. und gewissermaßen noch Josef II. (obgleich dieser schon um manche große Erfahrung reicher) zu ihrer Zeit in diesen Irrthum verfallen konnten, war verzeihlich. Sie sahen die glänzende Seite, sie genossen die Vortheile der absoluten Gewalt; wohin der Mißbrauch derselben, wohin besonders die Unfähigkeit schwächerer Regenten, sich im Besitz derselben zu behaupten, führen würde — das konnten oder wollten sie, im Gefühl ihrer eigenen Kraft nicht erwägen. Und, als endlich die Revolution in dem ganzen innern Gewebe des gesellschaftlichen Körpers, aus welchem die Katastrophen der letzten 40 Jahre hervorgingen, zur Reife gediehen war, oder in einzelnen Staaten durch Mißgeschick oder grobe Mißgriffe beschleunigt ward — da war es zu spät, zu denjenigen Mitteln zu schreiten, die in Zeiten der Ruhe, der Freiheit und der Macht des Thrones den Stürmen, die ihn bedrohten und zuletzt zertrümmerten, von früher glücklich vorgebeugt hätten.

Alle sogenannten Reformen, welche die Volksgewalt, oder die in ihrem Namen handelten, als Siege über die königliche davon trugen, hatten den gemeinschaftlichen Fehler, daß sie — mehr oder weniger — die Souveränität, anstatt sie zu regeln, zerstörten. Durch das verderbliche System der Theilung der Gewalten wurde in allen Ländern, die dieser Revolution unterlagen, die Monarchie in eine verlarvte Republik oder in eine, unter eiteln Formen der Herrschaft verlängerte tumultuarische Anarchie umgeschaffen; so zwar, daß ein Freund der Ordnung und der wahren Wohlfahrt der Völker mit vollkommenem Rechte zweifeln darf, ob diese angeblich freien Verfassungen nicht hundertmal weniger Werth haben, als das Regiment der unbeschränktesten Macht, die überdies in der Praxis, so wie die Welt heute gestaltet ist, in Europa nirgends besteht, noch bestehen kann.

(Uebrigens ist es im Ganzen ziemlich einerlei, ob dergleichen Verfassungen durch unmittelbares Uebergewicht der Demokratie erzwungen, oder von schwachen, verblendeten oder eingeschränkten Regenten mit scheinbarer Freiheit verliehen sind.)

Dagegen ist das einzige System, welches — im Gegensatz mit dem der Trennung, der Theilung, und des eingebildeten Gleichgewichtes — die Macht des Regenten mit der Festigkeit des Thrones und dem allgemeinen Interesse der Völker zu verbinden vermag — das der gesetzmäßig organisirten Einheit, in welchem der Regent das wahre und wesentliche Oberhaupt des Staates in allen Verhältnissen und Functionen des Regierens bleibt — die Ausübung gewisser Functionen aber durch Grundgesetze und Grundeinrichtungen (die man in unsern Tagen mit dem Namen der Institutionen bezeichnet) nicht sowohl beschränkt, als regulirt und an bestimmte Formen gebunden ist.

Ohne hier tiefer in die Bedingungen dieses Systems einzugehen, deute ich nur kurz die Grundzüge desselben an:

1. Der Monarch, obgleich in allen und jeden Geschäften der oberste Gesetzgeber und Verwalter des Staates — muß auf das sogenannte Selbstherrschen freiwillig Verzicht thun, und seine Beschlüsse und Maßregeln, selbst wenn sie die ausschließende Frucht seines persönlichen Willens sind, nur durch gesetzlich bestehende Organe kund geben und vollziehen lassen.

2. Zu dem Ende ist ein wohl organisirtes Staats-Ministerium das erste und unumgänglichste Werkzeug der Macht. Und da (besonders in dem jetzigen Zustande der Gesellschaft) diese oberste und alle von ihr abhängenden Behörden, theils den ungeheueren Kreis der Geschäfte nicht zu umfassen, theils dem wahren oder eingebildeten Bedürfniß der Menge, bei der Staats-Verwaltung auf eine oder die andere Weise mitzuwirken, nicht Genüge zu leisten vermag, so müssen

3. Ständische Verfassungen bestehen — die nicht Volksvertretung im heute üblichen Sinne des Wortes sind — vermöge derer aber eine gewisse Anzahl durch Stand, Besitzthum oder andere Qualificationen dazu geeigneter Personen, an gewissen bestimmten Zweigen der Gesetzgebung oder Verwaltung regelmäßig Antheil nimmt.

2.

1829.

Herr Cottu, Mitglied des Appellations-Tribunals (der Cour royale) zu Paris, hatte im vorigen Sommer eine Schrift unter dem Titel: „Des moyens de mettre la charte en harmonie avec la royauté“, herausgegeben, die auf den verständigen Theil des Publicums tiefen Eindruck machte, und von den geschicktesten seiner Widersacher nur mit schwachen und unzureichenden Waffen bekämpft ward. Das Thema dieser Schrift war, daß der gegenwärtige Zustand Frankreichs, hauptsächlich aber die im Jahre 1817 decretirten und in der letzten Sitzung der Kammern zum Vortheil der Demokratie verstärkten Wahl-Gesetze, neben der ungebundenen Freiheit der Presse, früher oder später eine neue Revolution und den Untergang der monarchischen Verfassung herbeiführen müßten. — Vor Kurzem ist von demselben Publizisten eine zweite Schrift unter dem Titel: „Plan du parti révolutionnaire pour la session de 1829“ *), erschienen, worin er den Gegenstand der ersten weiter verfolgt, seine Erwartungen von der bevorstehenden Sitzung der Kammern ausspricht und die Gefahren, die er ahnt, mit dem warnenden Ernst eines aufgeklärten Vaterlandsfreundes schildert.

Die Mittel, die Herr Cottu in beiden Schriften angibt, um diese Gefahren, bevor es zu spät sei, abzuwenden, und die eine durchaus veränderte Organisation des Wahlsystems voraussetzen, hätten im Jahr 1814 unstreitig und vielleicht auch noch im Jahr 1820 von der heilsamsten Wirkung sein können; sie sind aber von der Art, daß man sie, wie gegenwärtig die Sachen stehen, für unausführbar erklären muß; ein Umstand, der weder den Gegnern, noch selbst den Freunden seiner Grundsätze entgehen konnte.

Nichts desto weniger verdient das, was er über den jetzigen Stand der Dinge in Frankreich und die Aussichten in eine nahe Zukunft sagt, die höchste Aufmerksamkeit. An Herrn Cottu haftet keiner der Ehrentitel, womit wir täglich in französischen und deutschen Journalen jeden Schriftsteller, der das Unglück hat, einer intoleranten und

*) Angekündigt im Beobachter vom 15. Jänner 1829.

übermüthigen Partei, die unter dem Schilde der Liberalität die unerträglichste Tyrannei über die Meinungen ausübt, zu mißfallen, ohne alle weitere Prüfung seiner Gründe, verurtheilt und abgefertigt sehen. Er ist und er war kein Congregationist, (Aristokrat, Föderalist, Ultra-Absolutist), kein Jesuitenfreund und kein Verehrer der Villele'schen Administration. Seine früheren Schriften sind von allen Herolden der liberalen Lehre mit lautem Beifall begrüßt worden; und selbst in den neuesten, wovon hier die Rede ist, behandelt er das, was er die Anmaßungen der Geistlichkeit und die Mißgriffe des Herrn von Villele nennt, nicht nur ohne alle Vorliebe, sondern mit einer Strenge, die sehr nahe an Einseitigkeit und Feindseligkeit grenzt. Wenn ein Mann von dieser Art, ein erfahrener praktischer Geschäftsmann, den Niemand mit einem politischen Träumer verwechseln wird, den keine vorgefaßte Meinung beherrschte, der zu keiner Parteifahne geschworen hat, und auf dessen moralischem Charakter kein Flecken ruht, sich über die öffentlichen Angelegenheiten ausspricht, so sollte seine Autorität in den Augen der Unbefangenen, doch wohl die der Lobredner des goldenen Zeitalters vom Jahre 1828 und der Pariser Correspondenten der deutschen Zeitungen aufwiegen.

3.

Charakteristik der heutigen revolutionären Partei in Frankreich.
Nach Cottu. 1829.

Die Partei, welche man nicht umhin kann, die **revolutionäre** zu nennen, weil das was sie beabsichtet, nichts anderes als eine **Revolution** ist, schließt nicht blos die eingewurzelten Feinde des Hauses Bourbon, sondern auch alle jene aufgeregten, jedes fremde Gesetz verschmähenden Menschen in sich, welche aus mißverstandenem Streben nach gesellschaftlicher Verbesserung, oder in der Hoffnung, ihren eigenen Vortheil zu befördern, unmittelbar oder mittelbar die Fundamente der monarchischen Verfassung untergraben. Nicht ohne lebhaftes Bedauern sehe ich mich genöthiget, Individuen die in ihren Grundsätzen, in ihren Absichten, und besonders in ihrer Moralität so sehr von einander abweichen, mit einem und demselben harten Namen zu bezeichnen. Da

sie aber sämmtlich dieselben Opfer von der Krone verlangen, dieselben Maßregeln verfolgen und dieselben Menschen zu Führern wählen, so ist es unmöglich, sie nicht als dieselbe Partei zu betrachten, die mit vereinten Kräften an einer neuen Ordnung der Dinge arbeitet. Diese Partei besteht aus drei Hauptabtheilungen.

Zu der ersten gehören die Revolutionärs im engern Sinne des Wortes; jenes satanische Geschlecht, stets bereit der Gesellschaft den Todesstoß zu versetzen, um sich von ihrem Blute zu nähren; Jakobiner auf Leben und Tod, träumen sie von nichts als einer Pöbelregierung und einem Schreckenssystem. Sie freuen sich insgeheim über die Verbrechen der ersten Revolution, und seufzen nur nach dem Augenblick, wo es ihnen gelingen würde, sie alle ohne eine einzige Ausnahme von neuem zu beginnen. Wenn sie sich irgend einen Vorwurf machen, so ist es der, daß sie vor ihren eigenen Rasereien erschrocken sind, und gefürchtet haben, das Aeußerste zu wagen. Auch sind sie fest entschlossen, künftig ohne alle Schonung zu verfahren. Da sie sich noch nicht stark genug fühlen, ihre Hand unmittelbar nach der Herrschaft auszustrecken, so dienen sie unterdessen allen denen, die, in welcher Absicht es auch sei, am Umsturz des Bestehenden arbeiten und warten nur auf den Augenblick, wo diese den Abgrund geöffnet haben werden, um sie selbst darin zu begraben und auf den Ruinen der Monarchie wie auf den Leichnamen derer, welche sie zerstörten, ihre eigene Gewalt zu erheben.

Die zweite Classe besteht aus abstracten Philosophen, die sich einbilden, es gebe gewisse unveränderliche, bisher unbekannte, von ihnen aber entdeckte Gesetze, nach welchen allein die Staaten regiert werden können. Thatsachen haben keinen Werth für sie; sie erkennen nur allgemeine Grundsätze, die sie aus der Natur des Menschen entwickelt zu haben wähnen. Sie behandeln die gesammte Menschheit wie eine leidenschaftslose Masse, die durch einen regelmäßigen Mechanismus in Bewegung gesetzt werden soll. Von ihrer idealistischen Höhe sehen sie mit Verachtung auf die monarchische Verfassung herab, wie auf eine blos vorübergehende Form, die man beibehalten muß, bis zu dem glücklichen Tage, wo die Völker den ganzen Umfang ihrer Rechte und alle daraus fließenden Verbesserungen ihres Zustandes begriffen haben werden.

Die dritte Classe besteht hingegen aus Menschen von sehr positiver Denkungsart, die in allen den sinnreichen Combinationen, welche die Macht mit der Freiheit in Einklang bringen sollen, nichts als glänzende Kinderspiele erblicken, und keine andere Regierungsform, wenigstens für die französische Nation keine andere gelten lassen, als den unbeschränkten Despotismus durch eine treu ergebene Armee gesichert. Diesen wäre die Dynastie der Bourbons eben so willkommen als jede andere, wenn die Vergangenheit nicht auf ihr lastete. Ihr Ehrgeiz aber fordert einen neuen Despotismus, dem keine Verpflichtung für früher geleistete Dienste, keine Rücksicht auf ältere Ansprüche anhängt, und der die ganze Fülle seiner Gaben über diejenigen ausschütten kann, denen er seinen Sieg verdanken wird.

Fern sei von mir der Wunsch, irgend eine dieser Classen, und besonders die beiden letzten, verfolgt zu sehen. Ihre Meinungen sind allerdings höchst gefährlich; aber es steht nicht mehr in ihrer Macht, sie abzulegen. Sie erzeugten sich in ihnen, wie Meinungen überhaupt sich erzeugen, durch den höheren oder geringeren Grad von Einsicht und Urtheilsfähigkeit, den die Natur ihnen verlieh und durch den Gang, den ihr Privatinteresse ihnen vorzeichnete.

Wer könnte sogar Manchem unter ihnen seine Achtung versagen? Wer könnte leugnen, daß viele jener gelehrten und arbeitsamen Theoretiker wohlmeinende und tugendhafte Männer sind? Wenn ihre Theorien auch unausbleiblich zur Folge haben, die Leidenschaften der Völker aufzuregen und jede regelmäßige Regierung unmöglich zu machen, so kann man ihnen doch nicht strafbare Zwecke zur Last legen. Mit den besten Absichten von der Welt stürzen sie ihr Vaterland in's Verderben; und wenn Frankreich abermals allen Gräueln der Anarchie Preis gegeben sein wird, so werden sie die ersten sein, die über Verletzung der Grundsätze schreien, die ersten, die sich verwundern werden, daß ihre phantastischen Systeme nichts als Zerrüttung und Unheil gestiftet haben.

Und die Anhänger der militärischen Regierung! Wer könnte mit unerbittlicher Strenge jene enthusiastischen Bewunderer des Genies und der Tapferkeit verdammen, die in einer neuen Ordnung der Dinge und unter einer neuen Dynastie, den Ruhm und den Rang zu er-

werden hoffen, den ihre persönlichen Eigenschaften ihnen gesichert haben würden, wenn das Schicksal sie zu Stiftern eines Staates, nicht zu Bürgern einer geordneten Monarchie, deren Umsturz sie ohne Verbrechen nicht wünschen dürfen, berufen hätte.

Aus so ungleichartigen Elementen ist die heutige revolutionäre Partei gebildet; und man wird von einem geheimen Schrecken ergriffen, wenn man dieses unglückverkündende Einverständniß zwischen Menschen sieht, die bei der äußersten Verschiedenheit in Grundsätzen und Meinungen nur ein einziges gemeinschaftliches Interesse — das der Zerstörung — verbindet.

Wenn ihre verderblichen Entwürfe in Erfüllung gehen, wenn der Augenblick gekommen sein wird, wo sie auf den Trümmern des Thrones, einer dem andern gegenüber die furchtbare Aufgabe, die gesellschaftliche Ordnung wieder aufzurichten, zu lösen haben werden, was werden sie mit allen ihren unvereinbaren, widersprechenden Systemen anfangen? Welche Ausgleichung läßt sich denken zwischen dem wüthenden Demagogen, der nach dem Blut und dem Eigenthum der Reichen dürstet, und dem gewissenhaften Theoretiker, der sich in die Anschauung der fortschreitenden Civilisation vertieft? Welcher Kampf, welche Stürme! Die einen werden eine reine Republik, mit einem einzigen Senat, und unbeschränktes Wahlrecht aller Bürger ohne Unterschied verlangen, die andern Abstufungen und Bedingungen für Wähler und Wählbare; auf der einen Seite wird man zwei Kammern, die eine erblich, auf der andern zwei gleichmäßig durch Wahl erkohrne vorschlagen. Man wird Directoren, man wird Consulen, man wird lebenslängliche oder wechselnde Präsidenten, man wird die Zersplitterung Frankreichs in förderative Republiken, die einzige noch unversuchte Regierungsform wollen. Was wird man nicht wollen! Jeder wird sein eignes Verfassungsmodell, in welchem allein die Freiheit wohnen soll, anrühmen. Nach Geld und Aemtern begierige Intriganten werden alles wollen, was ihnen die Herrschaft verheißt. Und in diesem allgemeinen Taumel, in dieser heillosen Verwirrung werden alle Parteien das Volk zu den Waffen rufen; und die Menge, ohne Richtpunkt und Leitstern, ohne einen Anführer, der ihr Vertrauen erobert hätte, wird Frankreich von neuem mit Ruinen und Leichnamen bedecken, bis

endlich aus dem Schooße der Armee ein neuer Soldat sich emporschwingt, der mit der Klinge seines Degens alle diese ohnmächtigen Vernünftler zu Paaren treiben, und die, welche er nicht in seine Hofdiener verwandeln konnte, in den Staub treten wird.

4.

Sur les Ordonnances*).

1830.

Si j'étais dans la nécessité de m'expliquer devant un Conseil de conscience sur ce que je pense des dernières mesures du Ministère français, voici ce que je dirais au risque d'être gravement compromis par les événements.

Le Ministère a reconnu, que l'espoir dont il paraît s'être flatté pendant quelque temps d'arriver à la réforme des lois sur les élections et sur la presse dans les voies ordinaires de la constitution, était une chimère. Il s'est donc senti placé dans l'alternative — de se retirer avant la session, ou de dissoudre la Chambre et d'essayer la réforme dont il s'agit, par une série d'ordonnances, que la France tout entière regardera comme des coups d'état, d'autant plus que les Ministres viennent de déclarer eux-mêmes, qu'ils sont hors de l'ordre légal.

En se décidant pour ce dernier parti, une lutte avec la Chambre composée comme elle l'est, étant évidemment impossible, le Ministère, en le supposant dépouillé de tout égoïsme, a cru, sans doute, que sa retraite, à la veille de la bataille parlementaire, serait pour l'autorité royale une nouvelle et funeste défaite. Il a donc préféré une marche qui le dispensait

*) Veröffentlicht im Moniteur vom 26. Juli 1830. Sie gaben das Zeichen zum Ausbruche der Revolution.

Man vergleiche: Schmidt Zeitgenöss. Gesch. 10. Cap. Guizot-Mémoires. Band II. Cap. IX. Capefigue X, 378 u. f. Lacretelle IV, 438 u. f.

d'un combat sans espoir, et lui ouvrait une nouvelle carrière, en renversant de fond en comble l'état de la question.

Mon opinion est, que le Ministère n'a ni la force, ni la capacité de soutenir les mesures, qu'il a hasardées. L'exécution de ces mesures, leur exécution matérielle même serait dans les circonstances les plus pacifiques d'une difficulté extrême; on n'a qu'à jeter un coup-d'oeil sur les ordonnances pour s'en convaincre. Mais les exécuter au milieu des résistances et des orages, qui ne peuvent manquer d'éclater — voilà ce que des génies du premier ordre pourraient bien croire au-dessus de leur pouvoir, et que les hommes du jour me semblent incapables d'entreprendre.

Qu'arrivera-t-il donc? Les Ministres se trouveront engagés dans une lutte qui finira par une déconfiture complète. La suppression des Journaux peut amener des désordres et des émeutes populaires dès le lendemain de la publication des ordonnances; et si le gouvernement venait à bout de triompher du premier danger il en rencontrerait d'autres et de plus graves à Paris et dans les départements pour l'exécution du nouveau système des élections. En face de la fermentation générale des esprits, et de la puissance formidable que la faction libérale, et ses organes ont su créer sur tous les points de la France, (puissance qui ne s'est que trop manifestée dans les dernières élections et que le langage audacieux des Journaux ne permet plus de mépriser) le Ministère, quels que soient les moyens qu'il aurait organisés pour sa défense, doit nécessairement succomber dans peu de semaines, et avant que la nouvelle Chambre des Députés sur l'appui de laquelle tout paraît calculé, ait pu se réunir. Alors on n'aura pas seulement perdu tous les fruits que le coup du 26 Juillet devait porter, mais la position du Roi deviendra plus déplorable encore qu'elle n'a été.

Si le Ministère se retire avant une bataille décisive, celui, qui le remplacera, quel qu'il puisse être, devra infailliblement commencer sa carrière par une marche rétrograde, par une rétractation solennelle. Car les mêmes causes qui auront ren-

versé les auteurs de la dernière tentative, répondent de l'impossibilité de la reproduire. La Chambre, dissoute sur le papier, reparaîtra incessamment sur la scène, secondée dans chacune de ses entreprises par l'ascendant irrésistible du parti auquel elle devait son existence, et qui aura su la maintenir.

5.

Januar 1832.

Nein! Wenn wir uns heute irgend einer Besorgniß Preis geben wollten, so wäre es weit weniger der eines politischen, als eines gesellschaftlichen Krieges. Die Möglichkeit eines Aufstandes der unteren Volksclassen gegen die höheren, der Armen gegen die Reichen, das ist die Gefahr die über uns schwebt, für welche der moralische und materielle Zustand der Gesellschaft in fast allen Ländern den Keim in sich trägt, und wovon wir schon einige erschreckende Beispiele erlebt haben. Doch auch diese Gefahr wird unstreitig beseitigt werden, wenn der Glauben an den politischen Frieden nur einmal wieder Wurzel faßt, wenn das Vertrauen zu den Regierungen sich wieder befestigt, und wenn die Hochgestellten und Reichen klug genug sind, sich mächtige und geschickte Bundesgenossen zu sichern. Denn es bleibt eine ewige Wahrheit, daß nicht das Uebergewicht der Menge, nicht die rohe Gewalt der Massen, sondern das Uebergewicht des Geistes und die organisirte Gewalt die Welt regieren.

6.

Gegen Montesquieu *).

Die alten Republiken waren Kartengebäude, aufgeführt von unbändigen Kindern, denen der Gehorsam eine Last war, und das höchste Uebel dünkte. Was sie Gesetze nannten, waren Schranken, woran

*) Montesquieu; Considérations sur les causes de la grandeur et décadence des Romains, erschien 1734 als Vorläufer des 14 Jahre später herausgekommenen „De l'esprit des lois".

der Uebermuth des großen Haufens sich brechen sollte, oder Fallstricke die ein Mächtiger dem andern in den Weg warf. Volk und Volksmacht waren Schatten ohne Wirklichkeit. Nur wenige beherrschten den Staat, bald mit Zustimmung der Menge, bald mit offener Gewalt. Daß sie diese Wenigen von einem Tage zum andern stürzen, mit ihnen aber zugleich die Verfassung umkehren, auflösen, den gesammten Staat in Schutt und Graus legen konnten — das nannten sie Freiheit.

Es ist jämmerlich zu sehen, wie die größten modernen Schriftsteller, von dem falschen Schimmer jener gebrechlichen Institutionen geblendet und berauscht, durch ihre eiteln Lobreden, falsche Philosophie, und kurzsichtigen Theorien von gesellschaftlicher Vollkommenheit, das in Europa zwar nie zur völligen Reife gediehene, aber doch immer mehr und mehr von Schlacken gereinigte System der monarchischen Einheit muthwillig untergraben haben. Montesquieu hat, ohne bösen Willen, noch unmoralische Neigungen, vielleicht mehr Böses gestiftet, als Voltaire, wäre es auch nur dadurch, daß er das Wort Freiheit stets im absoluten Sinne gebraucht, den Besitz dieser absoluten Freiheit als das höchste Gut, den Verlust derselben als das Uebel aller Uebel schildert.

„Ce qui fait (sagt er: Grand. et décadence des Rom. Cap. 9) que les états libres durent moins que les autres, c'est que les malheurs et les succès qui leur arrivent, leur font presque toujours perdre la liberté (warum es so sein muß, erklärt er nicht), au lieu que les succès et les malheurs d'un état, où le peuple est soumis, confirment également la servitude.“ (Alles eine Willkühr; alles ein schnöder Mißbrauch der Worte. L'état de soumission — synonyme de servitude). „Une république sage ne doit donc rien hasarder qui l'expose à la bonne ou à la mauvaise fortune etc.“. Sie soll unbeweglich sein, ob er gleich ein paar Seiten später nichts unvereinbarer mit der Freiheit findet als Ruhe, und obgleich Bewegung oder Ruhe nur selten von dem freien Willen eines Staates allein abhängen.

„On n'entend parler dans les auteurs que des divisions qui perdirent Rome; mais on ne voit pas que ces divisions y étaient nécessaires, qu'elles y avaient toujours été, et qu'elles

devaient y être.“ Ganz richtig; eben deshalb aber war der Untergang dieser Republik früh oder spät unvermeidlich. — „Ce fut uniquement la grandeur de la république qui fit le mal, et qui changea en guerres civiles les tumultes populaires.“ Ich sage: bien loin de là, le système des conquêtes conserva la république, qui réduite à elle-même n'aurait jamais subsisté 5 ou 600 ans. La chute commença à se manifester lorsqu'il n'y eut plus rien à conquérir, rien au moins qui en ait valu la peine, et vu les dimensions colossales que l'état avait gagnées, les tumultes populaires prirent le caractère de guerres civiles, et l'édifice s'écroula avec fracas.

„Sylla fit des lois très-propres à ôter la cause des désordres que l'on avait vus etc.“.

Sylla était un grand homme, „et sa fantaisie qui lui fit quitter la dictature, loin de rendre la vie à la république acheva de lui donner la mort“. — Comment Montesquieu pouvait-il rêver encore que Rome eût pu conserver sa liberté!! Quel abus de mots!

Chap. 12. „En effet, le crime de César, qui vivait dans un gouvernement libre, n'était-il pas hors d'état d'être puni autrement que par un assassinat?“

Selon moi, le seul crime de César était celui de s'être arrêté à mi-chemin, d'avoir voulu jouer le républicain, lorsqu'il n'y avait plus, lorsqu'il ne pouvait plus y avoir de république. Ceux qui l'assassinèrent, étaient des scélérats dans le sens même de la morale publique de Rome, et des monstres dans tout autre sens.

Chap. 13. „Auguste établit l'ordre, c'est-à-dire une servitude durable; car dans un état libre où l'on vient d'usurper la souveraineté, on appelle règle tout ce qui peut fonder l'autorité sans borne d'un seul; et on nomme trouble, dissension, mauvais gouvernement tout ce qui peut maintenir l'honnête liberté des sujets.“

Il y a autant d'erreurs que de mots dans ce passage. — „Etablir l'ordre“ était la même chose qu'établir, ou rétablir la

liberté, détruite dans les guerres civiles. Depuis longtems la soi-disante liberté républicaine n'était que la plus détestable anarchie; et ce n'est pas, comme le dit Montesquieu, les ambitieux qui avaient travaillé exprès pour la faire naître; elle était née d'elle-même, résultat inévitable d'une forme de gouvernement contraire à la nature de l'homme.

Le modèle de régime monarchique qu'Auguste poursuivait avec sagesse et modération, devait échouer contre des écueils, que ni Auguste, ni aucun Prince n'aurait pu surmonter. Tels furent: 1. L'attachement à des formes incompatibles avec la Monarchie, et qu'Auguste n'osait pas brusquer, puisqu'on qualifiait déjà de servitude le régime, bien tempéré et bien doux auquel il s'était arrêté. 2. L'Esprit du militaire, qui — grâce au régime républicain — s'était emparé de l'état, et ne cessait de menacer de ruine toute institution civile et politique. 3. La corruption morale, dont tout le corps social était gangrené, corruption qui, ayant une fois envahi une république, y jette des racines infiniment plus profondes que dans une monarchie. 4. L'impossibilité de garantir l'état, par une loi de succession héréditaire quelconque, du fléau des plus exécrables Souverains, tels que tous les successeurs d'Auguste de la famille des Césars, tels que ceux de Titus, des Antonius, de Sévère etc. Les monstres, dont l'existence nous paraît aujourd'hui presque fabuleuse, étaient cependant les fruits naturels du climat moral qui les faisait naître, des moeurs et des dispositions du peuple, qu'ils gouvernaient. Montesquieu fait à ce sujet des aveux, dignes d'être remarqués. „Cette épouvantable tyrannie des Empereurs venait de l'esprit général des Romains". — „Accoutumés à se jouer de la nature humaine, dans la personne de leurs enfants et de leurs esclaves, les hommes ne pouvaient guères connaître cette vertu que nous appelons humanité". — „Le peuple de Rome ne haïssait pas les plus mauvais Empereurs. Caligula, Néron, Commode, Caracalla, étaient regrettés du peuple à cause de leur folie même; car ils aimaient avec fureur ce que le

peuple aimait, et contribuaient de tout leur pouvoir, et même de leur personne, à ses plaisirs etc. etc.".

Voilà la véritable clef de tant de phénomènes qui nous paraissent extraordinaires dans l'histoire des premiers siècles de la monarchie romaine! Et ces moeurs féroces, ces goûts avilis et crapuleux, ce besoin d'être gouvernés par des Maîtres cruels, etc. etc. — qui les avait donnés aux Romains? Certes, ni César, ni Auguste!

7.

Bemerkungen zu einigen Stellen aus C. J. Fox Geschichte der ersten Regierungsjahre Jakob's II. *). Fragment geschrieben zu Ofen im Sommer 1809, während des letzten französischen Krieges.

In der Vorrede gibt Lord Holland Rechenschaft von der Entstehung dieses Fragments. — Im Jahre 1797 (als Fox sich von den öffentlichen Geschäften entfernt hielt — his famous secession) — faßte er den Entschluß, die Geschichte der Revolution von 1688 zu schreiben — „einer Begebenheit (sagt L. Holland), welche er als den ausgezeichnetsten Triumph der Sache, der sein öffentliches Leben gewidmet war, betrachtet, und in deren Ursprunge er nothwendig jene Grundsätze wieder erkennen mußte, welche seinem eigenen politischen Verfahren zur Richtschnur gedient hatten". — Er entschloß sich indessen bald, in seiner Arbeit höher hinauf zu steigen, und die Regierung Jakob II. von ihrem Anfange an, ja selbst das, was vorhergegangen, in einem einleitenden Capitel darzustellen, hauptsächlich um dem Eindruck entgegen zu wirken, den Hume's und andere Geschichtschreiber „parteiische Erzählungen" gemacht haben konnten.

Es ist merkwürdig, daß er in eben diesem Zeitpunkte, neben seiner Hauptarbeit mit literarischen Studien beschäftigt, ein so außerordentliches Wohlgefallen an Racine gefunden und sich nicht blos gegen neuere Verkleinerer dieses Dichters, sondern selbst gegen Dry-

*) A history of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter. London 1808, deutsch von Soltau, Hamburg 1810.

den, der ihm, nach seiner Meinung, nicht gehörige Gerechtigkeit widerfahren lasse, mit großer Lebhaftigkeit erklärt hat!

Er arbeitete äußerst langsam. Seine „Adresse an die Wahlherrn von Westmünster 1793" — und seine „Lobrede auf den verstorbenen Herzog von Bedford" — die beiden einzigen Compositionen, die je unter seiner Autorität gedruckt worden sind, kosteten ihm, die eine und die andere, viele Tage Arbeit.

Sein Unmuth gegen Hume nahm während der Arbeit zu. Er schrieb an Malcolm Laing (den bekannten Verfasser einer Geschichte von Schottland) im September 1800: „Ueberhaupt scheint es mir, daß Sie ihn (Hume) zu schonend behandeln. Er war ein vortrefflicher Mann, und ein Mann von vielem Genie; aber seine Parteilichkeit für Könige und Prinzen ist unerträglich. Ja sie ist, nach meiner Meinung, durchaus lächerlich, und gleicht mehr der einfältigen Verehrung, welche Weiber und Kinder zuweilen äußern, wenn von Fürsten die Rede ist, als irgend einer wahren oder falschen Meinung eines Philosophen." — Doch unterschied er ihn von andern, die er härter verkannte; Dalrymple, Macpherson, Somerville, „mit welchen ich (sagt er) Hume gewiß nicht in eine Classe setzen will, außer in Rücksicht auf die schädliche Tendenz ihrer Darstellungen".

Die Auszüge, welche Macpherson und Dalrymple aus den Original-Manuscripten Jakob II. gegeben hatten, veranlaßten bei ihm den Wunsch, diese Manuscripte selbst zu consultiren. Sie befanden sich ehemals im Schotten-Collegium zu Paris; es wurde aber mit Recht vermuthet, daß sie in der Revolution zerstört worden waren. Daß, und wie dieses in der That geschehen, wird in der Vorrede umständlich erzählt. — Außer diesem Manuscripte hoffte Fox aber im Depot der auswärtigen Angelegenheiten eine reiche Ernte zu finden; er ging daher im Jahre 1802 nach Paris (von Lord St. John, Mr. Adair und Mr. Trotter begleitet) und machte seine Auszüge, vornehmlich aus Barillon's Depeschen, die wie es scheint, eine der Hauptquellen (und allerdings eine wichtige!) alles dessen, was er über die Regierung Jakob II. gesagt hat und noch sagen wollte, gewesen sind.

Seine Ideen über den Styl überhaupt, und den historischen insbesondere, verrathen unläugbar einen Mann von ausgezeichnetem Geschmack. Der Ton eines Schriftstellers mußte nach seiner Meinung von dem eines Redners so durchaus verschieden sein, daß er nicht Sorgfalt genug anwenden zu können glaubte, um in seinen schriftlichen Compositionen die höchste Simplicität zu erreichen, und alles daraus zu verbannen, was an den Redner erinnern konnte. Als er die Einleitung vollendet hatte, schrieb er an einen Correspondenten: „Ich bin endlich mit meiner Einleitung fertig, und finde sie zuletzt doch einer Rede ähnlicher als sie es sein sollte."

Einleitung.

„p. 10. Beim Ausbruch des bürgerlichen Krieges, welchem Lord Clarendon den so unvorsichtig gewählten Namen einer Rebellion beilegt, scheint mir die wesentliche Frage die zu sein, ob das Parlament und die Führer desselben sich hinlängliche Mühe gegeben haben, eine solche Extremität zu vermeiden. Daß nach den allgemeinen Grundsätzen der Moralität, das Recht auf ihrer Seite war, kann nicht füglich bezweifelt werden."

In dieser Stelle ist das nicht das auffallendste, daß Fox in dem großen Kampfe unter Carl I. das Recht auf der Seite des Parlaments und seiner Führer findet: — nach seinen Grundsätzen war dies zu erwarten; daß er aber diesen Punkt für vollkommen ausgemacht und abgethan annimmt, ihn keiner weitern Untersuchung werth zu finden scheint, und die einzige wesentliche Frage auf die politische oder moralische Verantwortlichkeit der Anstifter des bürgerlichen Krieges (ob sie nämlich das ihrige gethan, um ihn zu vermeiden?) richtet — das ist es, was jeden denkenden Leser befremden muß.

Mir scheint, daß der (für die Sache der Volkspartei) günstigste Standpunkt, aus welchem man die bürgerlichen Kriege unter Carl I. betrachten kann, folgender ist: die brittische Verfassung war seit mehreren Jahrhunderten von einer gemischten Natur; monarchisch in ihrem Fundament und in ihren wesentlichen Bestimmungen, aber mit einem sehr beträchtlichen Zusatz demokratischer Elemente, welche

sich in den zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger ausgedehnten, aber stets in einer oder der andern Gestalt fortdauernden Gerechtsamen und Freiheiten des Parlaments, besonders des Unterhauses, deutlich offenbarten. Es waren aber bis zum Ausbruch des bürgerlichen Krieges weder durch eigentliche Grundgesetze oder Statute, noch auch nur durch feste Observanz zwischen den heterogenen Bestandtheilen dieser Verfassung solche bestimmte Grenzen gezogen, daß man in irgend einem einzelnen Fall mit Zuverlässigkeit hätte entscheiden können, bis wie weit die Macht des Monarchen, und bis wie weit das Remonstrations- oder Mitwirkungsrecht des Parlaments ging. Daher Könige von kräftigem Charakter (wie z. B. Elisabeth), ja selbst solche, die sich nur stark genug fühlten, um dem Widerstand zu trotzen (wie Jakob I.), das Parlament, wie ein ihrem Willen untergeordnetes, mit gar keinen unabhängigen und selbstständigen Rechten begabtes Conseil, hingegen in unruhigern Zeiten und unter schwächern Fürsten, die Anhänger der Demokratie das Parlament als einen integrirenden Theil der Souverainität behandeln und über den Monarchen setzen durften. — Durch diese absolute Unbestimmtheit der englischen Verfassung wurden die bürgerlichen Kriege veranlaßt, und das Resultat derselben war endlich die durch die Revolution von 1688 herbeigeführte, seitdem in den Grundsätzen unverrückt aufrecht erhaltene Bestimmung derjenigen Attribute des Parlaments und derjenigen Privilegien der Bürger, deren Inbegriff man gemeinhin (ob sie gleich keinesweges eine Constitution im neuesten Sinne des Wortes bilden) die brittische Constitution nennt.

In so fern also, als die Führer des Parlaments bei der damaligen Unbestimmtheit aller constitutionellen Rechte und Prärogativen, sich befugt glaubten, den Volksdeputirten, die das Unterhaus bildeten, einen größern Antheil an der Gesetzgebung und Staatsverwaltung zu vindiciren, als die Vertheidiger der königlichen Gewalt ihnen zugestehen wollten, in sofern ist es erlaubt zu sagen, daß ihr Unternehmen wenigstens ursprünglich den Namen einer Rebellion nicht verdiente; denn eine eigentlich sogenannte Rebellion setzt entweder eine vorher bestehende ungetheilte Souverainität oder wenigstens eine Verfassung, in welcher der Umfang und die Schranken der Sou-

verainität durch klare Gesetze oder feste Observanz bestimmt sind, voraus. Beim Ausbruch des bürgerlichen Krieges gab es aber weder das eine, noch das andere in England.

Unleugbar ist es indessen doch: 1. daß in den frühern Perioden der Geschichte von England, und besonders während der Regierungen der Prinzen aus dem Hause Tudor, die Verfassung sich ungleich mehr zur Monarchie als zur Volksherrschaft geneigt hatte, daß es anderthalb Jahrhunderte lang dem Parlament auch nicht einmal eingefallen war, die Souverainität in irgend einem Sinne des Wortes mit dem Monarchen theilen zu wollen, und daß dieser lange Besitzstand die Könige mehr oder weniger berechtigte, solche Versuche, wie das Parlament sie unter Carl I. zu machen begann, als Eingriffe in ihre Prärogativen, und in sofern als Rebellion zu betrachten; 2. daß, wenn der bürgerliche Krieg von 1640 sq. auch ursprünglich keine Rebellion gewesen wäre, er doch gewiß mit einer vollständigen Rebellion, und zwar der schlimmsten, die gedacht werden kann, endigte. Denn daß das Parlament nicht blos Mitgesetzgeber und Mitregent, sondern ausschließend Souverain und oberster Richter über den Monarchen sein sollte, konnte schlechterdings aus keiner Construction der ältern Verfassung erzwungen werden.

Wenn aber auch der Widerstand des Parlaments gegen diese oder jene Ausdehnung der königlichen Gewalt, aus dem hier angegebenen wahren Gesichtspunkte betrachtet, nicht von Hause aus Rebellion zu heißen verdiente, so ist man darum doch keineswegs berechtiget, in das entgegengesetzte Extrem zu fallen, und (wie hier von Fox geschehen ist) als unbezweifelbare Thatsache aufzustellen, „daß das Recht auf der Seite der Parlamentsführer,“ mithin — denn eines kann ohne das andere nicht angenommen werden — der König ein Usurpator fremder Rechte, oder wie man es gewöhnlich ausdrückt, ein Despot war. Denn daß wenigstens eben die Unbestimmtheit der Verfassung und der verfassungsmäßigen Prärogativen und ihrer Schranken, welche damals den Volksdeputirten zu Gute kam, auch dem Monarchen zu Statten kommen mußte, kann doch wohl in aller Billigkeit verlangt werden; um so mehr, da es nicht möglich ist zu leugnen, daß bei der damaligen factischen Lage und wenn man die Streit-

frage historisch (wie sie allein erörtert werden kann und muß) erörtert, das Recht prima facie, nach der Observanz aller vorigen und besonders der letzten Zeiten, offenbar auf der Seite des Königes war, und das novas res moliri unstreitig weit eher das Parlament oder den König und seine Minister traf.

Was aber bei weitem das Schlimmste ist und was eigentlich den Geist bezeichnet, in welchem die obige Stelle und vieles andere in diesem Werke geschrieben wurde, ist der Zusatz, daß „nach den allgemeinen Grundsätzen der Moralität" (worunter hier offenbar das höhere Staatsrecht zu verstehen) das Recht auf der Seite der Volksanführer gewesen wäre. Durch diesen Zusatz wird die Streitfrage aus ihrem eigentlichen Gebiet ganz weggewiesen und in ein anderes, das ich das Reich der Hirngespinnste und der moralischen und politischen Gesetzlosigkeit nenne, verwiesen. Der eingebildete allgemeine Grundsatz, nach welchem, ohne Rücksicht auf vorher bestehende bestimmte Verfassungen und Gesetze, dem Volk oder denen, welche in seinem Namen sprechen und handeln, ein gewisser Antheil an der Souverainität (oder das Ganze; denn wer kann hier noch Grenzen bestimmen?) zustehen soll, ist eben der, der alles hergebrachte Recht, alle gesetzmäßige Ueberlieferung der Macht und des Besitzes von einem Geschlecht auf das andere, allen wahren gesellschaftlichen Zusammenhang zwischen den vergangenen Zeitaltern und dem gegenwärtigen aufhebt; dasselbe revolutionäre Princip, das in unsern Zeiten die Weltordnung zerstört und so furchtbares Verderben über uns alle gebracht hat. Es ist wunderbar zu sehen, wie die älteren und neueren Freunde dieses Princips sich zu allen Zeiten gegen das göttliche Recht der Könige (ein Ausdruck, der wenn er nur richtig bestimmt wird, sehr wohl bestehen kann) ereifert, und in ihrem sogenannten allgemeinen Grundsatz des Staatsrechtes (droit primitif, inaliénable, volonté générale, droits de l'homme, denn dies alles ist gleich) ein göttliches Recht der Völker oder ihrer Repräsentanten, Führer, Demagogen u. s. f. statuirt haben; ohne zu bemerken oder eingestehen zu wollen, daß dieses göttliche Recht ohne allen Vergleich gefahrvoller und verderblicher wäre, als jenes, selbst in seiner crassesten Bedeutung genommen, nicht blos weil es viel größeren Mißbräuchen

ausgesetzt, sondern weil es noch unendlich viel unbestimmter und unbestimmbarer ist, daher auch bis zur gänzlichen Auflösung des Staates führen kann, die selbst bei dem äußersten Mißbrauch des göttlichen Rechts der Könige nicht leicht zu besorgen ist.

In einer Verfassung, wie die brittische, wird, darf und muß es immer eine Partei, und eine Partei rechtlicher Männer geben, die es sich zur Regel macht, den populären Theil der Constitution gegen den monarchischen zu vertheidigen und zu schützen. Daß in der Hitze des Gefechtes und der Debatten diese Partei zuweilen weiter gehen wird als sie sollte, zuweilen aus dem Charakter einer rechtmäßigen Opposition in den einer ungestümen Demagogie verfallen wird, ist natürlich, auch verzeihlich. Solche Ideen aber, wie in der obigen Stelle obwalten (von einem dem Volke nach sogenannten allgemeinen Grundsätzen zustehenden Rechte), können in einer gesetzlichen Verfassung weder gebilligt noch geduldet werden. In den Zeiten des Kampfes machten sie hin und wieder das Haupt erheben; in Zeiten der Ordnung und des Friedens sind sie nicht blos giftig, sondern ungereimt. Wer sich belehren will, wie weit die Orakel der brittischen Staatsweisheit schon zu den Zeiten der Revolution von 1688 von solchen Ausschweifungen entfernt waren, der lese und studire — „Burke's Appeal from the New Whigs to the Old". — Ich halte es auch für ein ziemlich sicheres Factum, daß seit Locke die Chimäre eines göttlichen Rechtes der Völker aus den classischen Schriftstellern über Staatsrecht und Staatsverfassung in Großbrittannien so gut als verschwunden war, und daß die unglücklichen Zeiten der französischen Revolution, die augenblickliche Verblendung eines Theils der Oppositionisten während der ersten Periode dieser Revolution, der Eigensinn und der Stolz, womit sie ihre ersten Irrthümer nachher behaupten wollten, und täglich in deteroria ruebant, die steigende Erbitterung der Parteien, und viele andere Widerwärtigkeiten dieser Tage, eintreten mußten, damit ein Mann wie Fox und mehrere mit ihm wieder auf diese längst verlassenen Abwege gerathen konnten. —

p. 13—17. Ueber die Hinrichtung Carl's I. ist folgendes im Wesentlichen das Raisonnement des Herrn Fox. Zwei Fragen seien in Erwägung zu ziehen: 1. War die Hinrichtung an und für

sich gerecht und nothwendig? 2. Konnte man sich von dem dadurch gegebenen Beispiel mehr Gutes als Böses versprechen? — Die erste Frage, meint er, habe Hume am besten beantwortet, indem er erklärt, die projectirte Republik wäre nie sicher gewesen, so lange der König gelebt hätte; „das Leben schenken wäre eine That der Gerechtigkeit und Großmuth ohne Beispiel, eines der seltenen Wunder menschlicher Tugend gewesen"; — unter den verschiedenen Arten, Personen die sich in einer solchen Lage befinden, zu zerstören, sei übrigens die von Cromwell und seinen Genossen gewählte die anständigste (the last dishonourable) zu nennen. — Auf die zweite Frage müsse man im Allgemeinen antworten, man habe sich die Hinrichtung ersparen können; als schreckendes Beispiel sei das Unglück eines abgesetzten Königes immer schon wirksam genug; und der Vortheil, der aus dieser That entspringen mochte, sei durch die Gelegenheit, die man dadurch dem Könige gegeben, sich von einer interessanten Seite zu zeigen, wohl mehr als überwogen worden. „Unterdessen — setzte er hinzu — zweifle ich, daß irgend ein Vorfall in unserer Geschichte mehr als dieser dazu gedient hat, den Charakter der englischen Nation in der allgemeinen Meinung von Europa zu heben. Wer Discussionen über diesen Gegenstand bei Fremden gelesen, und noch mehr, in Unterredungen gehört hat, dem wird es nicht entgangen sein, daß selbst in den Gemüthern, welche die Handlung selbst verdammen, der Eindruck, den sie gemacht, weit mehr der der Achtung und Bewunderung, als des Widerwillens und Abscheues gewesen ist."

Für's erste glaube ich im Namen aller wohlwollenden und gefühlvollen Menschen zu sprechen, wenn ich erkläre, daß nach meiner innigsten Ueberzeugung der Ton, in welchem diese ganze Stelle geschrieben ist, bei ihnen wie bei mir „weit weniger den Eindruck der Achtung und Bewunderung als den des Widerwillens und Abscheues" hervorbringen wird. Nach allem, was uns von dem Herzen des Verfassers bekannt worden ist, würde man diesen Grad von eiskalter Gleichgültigkeit bei einem Schauspiel von so erschütternder Natur, bei einer so durchaus melancholischen Katastrophe nicht von ihm erwartet, ihn in der That nicht fähig geglaubt haben, vor dem Blutgerüst eines Königs über die anständigste Art, „Personen, die sich in einer solchen

Lage befinden, aus dem Wege zu räumen", mit etwas mehr als philosophischer Ruhe zu dissertiren. Wenn diese Kälte, wie wir zu seiner Ehre glauben wollen, erkünstelt ist, sei es nun daß er sich an Hume und anderen, die diese traurige Begebenheit, nach seiner Meinung, zu pathetisch geschildert hatten, reibe; sei es, daß er sich dadurch über jede mit rein historischer Strenge nicht vereinbare Privatempfindung erhaben zeigen wollte, so muß man in jedem Falle gestehen, daß es eine schlechte Zurechtweisung der Gegner, oder eine noch schlechtere historische Kunst ist, die mit den ersten Forderungen der Menschlichkeit und mit allen höheren Charakterzügen eines echten Geschichtschreibers streitet.

Was nun die Sache selbst betrifft, so kann man sich nicht genug wundern, daß Fox das undankbare Geschäft übernahm, diese schlüpfrigen Fragen zu behandeln, nachdem er kurz zuvor ausdrücklich erklärt hatte (p. 12) „die spätern Maßregeln, die Hinrichtung des Königs und anderer, wären nicht mehr dem Parlament, sondern Cromwell allein zuzuschreiben", den er selbst mit dem Titel eines Usurpators brandmarkt. Ich bin zwar keineswegs dieses Glaubens, vielmehr fest überzeugt, daß jenem von Fox gerechtfertigten Parlament die sämmtlichen Missethaten Cromwell's in so fern zugerechnet werden können und müssen, als ohne die früheren Schritte dieses Parlaments nie an einen Cromwell zu denken gewesen wäre, und daß eben das charakteristisch Furchtbare und Sträfliche solcher zweideutigen Unternehmungen (wie die der damaligen Demagogen) ist, daß man wohl weiß, wo sie anfangen, aber nie, wo und wie sie enden werden. — Unterdessen hätte Fox, seinem einmal gethanen Ausspruch getreu, sich wenigstens die Mühe sparen können, nun auch das Uebergewicht des Guten oder Bösen in einer Handlung zu untersuchen, die er einmal dem Usurpator ausschließend aufgebürdet hatte. Besonders ist es ganz widersinnig, daß er nicht nur die Zweckmäßigkeit (aus Cromwell's Standpunkte betrachtet), sondern sogar die Gerechtigkeit der That zum Thema seiner Raisonnements macht, da doch von dieser, sobald ein anerkannter Usurpator der Urheber derselben war, durchaus nicht mehr die Rede sein konnte.

Wenn Hume gesagt hat, „der König habe umgebracht werden müssen, weil die projectirte Republik sonst nie sicher gewesen wäre, so hat er den Gang der menschlichen Dinge ausgedrückt, vermöge dessen nur zu oft ein größeres Verbrechen nothwendig wird, um die Straflosigkeit oder den Genuß eines geringeren zu sichern. Dies eine Rechtfertigung des Königsmordes zu nennen, ist selbst als Scherz oder Spott von einer nicht sehr löblichen Gattung.

Eben so heißt es, Worte, die man mit Achtung auszusprechen gewohnt ist, herabwürdigen, wenn Fox sagt, „es wäre eine That von beispielloser Gerechtigkeit und Großmuth, ein Wunder von Tugend gewesen, dem Könige das Leben zu schenken". So hörten wir von Menschen, wie die, die sich mit diesen Gräueln befleckten, reden! Wenn solche Menschen ein großes Verbrechen unterlassen, so muß Furcht, oder ein höheres Interesse, oder eine Rücksicht auf größeren Gewinn, oder ein Calcul von schwärzerer Bosheit im Spiel sein. Man kann allenfalls zugeben, daß Cromwell ein schwacher, inconsequenter, stümperhafter Bösewicht gewesen wäre, wenn er, nachdem die Sache bis dahin gediehen war, den König nicht aus der Welt geschafft hätte. Aber daß Gerechtigkeit, Großmuth, Tugend an seinen Berathschlagungen je hätten Antheil haben können — wem würde das eingefallen sein? Was haben diese mit Cromwell, seinen Gesellen und seiner Sache gemein? — Diese Art zu argumentiren scheint uns einer der gröbsten Mißgriffe zu sein, die einem Mann, der sich doch nicht geradehin als Advokat des Schlechtesten ankündigen wollte, je begegnen konnten.

Um die sinnreiche These, „unter den Mitteln, wodurch man Personen in einer solchen Lage zu zerstören pflegt, sei das von Cromwell gewählte das anständigste gewesen" — zu vertheidigen, citirt der Verfasser die Beispiele von Eduard II., Richard II., Heinrich VI. und Eduard V., und setzt hinzu, „hier (bei Carl I.) habe man zum erstenmale sagen können, daß eine solche That nicht im Winkel vollführt worden sei" — die Beispiele sind keineswegs passend: denn die angeführten unglücklichen Regenten gehörten offenbar nicht zu „den Personen, die sich in einer solchen Lage befanden". — Sie wurden von einzelnen Rebellen, oder von ihren eigenen Ver-

wandten, in blutigen Thronrevolutionen und Bürgerkriegen gemordet. Zwischen Missethaten von so ganz verschiedener Art, obgleich jede in der ihrigen den tiefsten Abscheu erregt, ist es schwer, Parallelen zu ziehen. Das Mehr oder Weniger des Eindrucks, den sie machen, hängt großentheils von Nebenumständen ab. So viel aber scheint uns anderen, die wir in der Theorie der unveräußerlichen Volksrechte noch nicht die Fortschritte gemacht haben, die uns einen rechtmäßigen Monarchen wie einen gemeinen Deliquenten anzusehen erlaubten, so viel scheint uns unumstößlich gewiß, daß unter allen entsetzlichen Schauspielen, welche die Raserei und der Frevel der Menschen von Zeit zu Zeit der Welt bereiten, die überlegte förmliche, feierliche Hinrichtung eines Königes, im Namen seines Volkes, und mit schnöder Entheiligung der gerichtlichen Formen — ohne Vergleich das Entsetzlichste ist.

In Ansehung der zweiten Frage: „ob dieser Königsmord als Beispiel gut zu heißen war?" — würden wir uns, wenn auch das, was hier darüber gesagt, oder — sit venia verbo! — gefaselt wird, irgend eine nähere Aufmerksamkeit verdiente, doch immer nur auf eine einzige Bemerkung einschränken. Die ganze Discussion ist empörend, weil sie die Gerechtigkeit der That vorauszusetzen scheint. Diese Kritik ist von größerem Gewicht, als alles was über einzelne Stellen jener Discussion gesagt werden konnte; obgleich die, wo es den Königsmördern beinahe zum Vorwurf gerechnet wird, daß sie dem unglücklichen Könige „Gelegenheit gaben, seine Standhaftigkeit und Frömmigkeit an den Tag zu legen, und dadurch in den Augen der Nachwelt interessant zu werden" — wenn es uns darum zu thun wäre, den Verfasser in einem gehässigen Lichte zu zeigen (welches keineswegs unsere Absicht ist), ganz besonders würde gerügt werden müssen.

Zwar nicht schlimmer, aber seltsamer und befremdender als alles übrige, ist die Anmerkung am Schluß des Abschnittes, „daß die Hinrichtung Carl I. den Charakter der brittischen Nation in den Augen des übrigen Europa gehoben, daß sie im Ganzen nicht Widerwillen oder Abscheu, sondern Achtung und Bewunderung erregt habe". — In welchen Büchern, in welchen Gesprächen mit Ausländern Fox den Stoff zu einer solchen Meinung gefunden hat, ist mir vollkommen unbegreiflich. Fast möchte ich glauben, daß auch dies hier nur gesagt ist,

weil Hume und andere das Gegentheil gesagt haben. Mir ist kein älterer französischer oder deutscher Schriftsteller von irgend einigem Namen, Ansehen und Credit bekannt, der von dieser Begebenheit auch nur mit der Ruhe und Kälte gesprochen hätte, mit welcher Fox davon spricht. Seit der französischen Revolution hat sich die Sache freilich geändert; aber auch in diesem an Leichtsinn, Geschwätzigkeit und Frechheit alle früheren weit übertreffenden, an echter politischer Weisheit elendiglich armen Zeitalter, hat doch der Königsmord (der gerichtliche und außergerichtliche) nur solche zu Bewunderern gehabt, von denen man nicht glauben sollte, daß ein Mann wie Fox sie je als Autoritäten betrachtet haben könnte. Mit den Gesprächen (auf die er das Meiste zu legen scheint) verhält es sich nicht anders. Selbst in Paris konnte ihm schwerlich ein rechtlicher Mann begegnen, der, wenn das frische Gefühl jüngerer Frevelthaten ihm erlaubte, bei jenen älteren zu verweilen, nicht mit lebhaftem und sogar mit verdoppeltem Abscheu sich darüber geäußert haben sollte. Von diesem letzten Punkte bin ich so ganz überzeugt und durchdrungen, daß ich in Frankreich und überhaupt auf dem Continent, dem Foxischen Werke schon deshalb bei dem besseren Theil der Leser keine sonderliche Aufnahme verspreche, weil seine politischen Ansichten und Grundsätze ihn genöthiget haben, mit Schonung, ja selbst mit Beifall von einer That zu sprechen, die mit einer anderen, welche wir erlebt, und welche theils durch ihre eigenthümliche Verruchtheit, theils durch die aus ihr entsprungenen furchtbaren und unabsehlichen Uebel, den Abscheu vor jeder ähnlichen tief in alle Gemüther gegraben hat, von vielen, wenn gleich lange nicht von allen Seiten, in eine schreckliche Parallele gestellt werden kann.

p. 18. Cromwell's Charakter.

Daß Cromwell viele von den Eigenschaften besaß, die einen kräftigen, selbst mehrere von denen, die einen glänzenden Regenten constituiren, ist gewiß; dies bezeugt die Geschichte seiner Regierung. Doch hat ihn Hume richtiger gezeichnet als Fox. Man liest mit einigem Erstaunen, „selbst in Rücksicht auf moralische Schätzung würde Cromwell unter denen, die ihr Glück ihrem Genie zu danken hatten, einer der tadelfreisten gewesen sein, wenn ihm nicht jenes gehässigste und erniedrigendste aller Laster — Heuchelei — angeklebt hätte;" das heißt

mit anderen Worten, wenn er nicht Cromwell gewesen wäre. Denn der Mißbrauch religiöser Motive und Formen für Zwecke, erst der Meuterei und dann der Herrschaft (welches doch hier unter dem Worte Heuchelei offenbar verstanden werden soll), war die Grundlage seines ganzen Systems, seiner Größe, seiner Thaten und seines Lebens.

In eben dieser Charakterschilderung stößt man auf einen andern Ausdruck, der noch weit befremdender ist. „Seine außerordentlichen Talente — heißt es — wußten ein System durchzuführen, welches Vernunft und Vorurtheil gleichmäßig verwarfen; Vernunft als eine Staatsverfassung ohne Freiheit, Vorurtheil als eine Usurpation" — dies scheint uns selbst im Sinne eines entschlossenen Demokraten noch äußerst ketzerisch und anstößig; denn die Macht, die Cromwell ausübte, war ihm nicht einmal vom Volke übertragen; sie war aus einer Quelle geflossen, die sonst selbst Republikaner verabscheuen. Wie war es möglich, daß Fox die Abneigung gegen eine solche Macht — Vorurtheil nennen konnte?

p. 19. Charakter des General Monk.

Diese Schilderung zeichnet sich eben so sehr durch die dazu gewählten ungünstigen Farben, als jene durch ihre außerordentliche Milde und fast an Gunst grenzende Mäßigung aus. Der Staat und die Armeen befanden sich in den Händen eines Mannes „dem in ihren niedrigsten Reihen nicht leicht ein schlechterer an die Seite gesetzt werden konnte." — Wir finden uns eben so wenig berufen, die Advokaten Monk's, als die Ankläger Cromwell's gegen einen Schriftsteller abzugeben, in dessen System jeder von beiden nun einmal seine ihm angewiesene Stelle annehmen mußte. — Aber aus dem rein historischen Gesichtspunkte betrachtet, scheint solche Parteilichkeit uns etwas zu stark.

p. 20. Allgemeine Bemerkung über die Regierung Carl II.

Die Skizze der Regierung Carl II. wird mit der allgemeinen Bemerkung eröffnet, „sie sei das Zeitalter guter Gesetze und schlechter Verwaltung gewesen." Indem der Verfasser diese Bemerkung erläutert, citirt er die vornehmsten und populärsten Gesetze, die jene Regierung ans Licht treten sah, und setzt hinzu, ein neuerer Schriftsteller von großem Gewicht habe gesagt (Blackstone) „das Jahr 1679 sei

als dasjenige zu betrachten, wo die brittische Constitution den höchsten Grad theoretischer Vollkommenheit erreicht hatte;" und doch habe sich eben dieser Schriftsteller genöthiget gesehen, in einer Note zu eben dieser Stelle zu bekennen, „die unmittelbar darauf folgende Epoche sei ein Zeitpunkt großer praktischer Unterdrückung gewesen". — Dies veranlaßt nun Herrn Fox, über die Unzulänglichkeit und Ohnmacht aller, auch der besten Constitutionen und Gesetze einige unbestreitbare Bemerkungen zu machen, und die Verblendung, den Dünkel derer zu bejammern, die sich einbilden, Gesetze vermöchten alles, und es käme nur auf Maßregeln, nicht auf Menschen an.

So gegründet dies auch ist, so müssen wir doch darauf aufmerksam machen, daß der Irrthum, der hier ausgestellt und beseufzt wird, die Freunde revolutionärer Grundsätze und demokratischer Formen ohne allen Vergleich häufiger als ihre Gegner heimgesucht hat. Unter allen praktischen Erfahrungsargumenten gegen politische Revolutionen ist gerade das von jeher als das dringendste betrachtet worden, daß man bei diesen Versuchen einen viel zu großen Werth auf eine oder die andere Form legt, da, wenn gleich keinesweges alles, so doch viel, ja das Meiste auf die Menschen ankömmt, die keine Form unbedingt verlangen oder anschaffen können.

So groß aber übrigens auch die Autorität des Mannes sein mag, der gesagt hat „die brittische Constitution habe im Jahre 1679 ihre höchste theoretische Vollkommenheit erreicht" — so trete ich doch nicht allein dieser Meinung nicht bei, sondern wage auch sogar, daraus zu folgern, daß Blackstone, bei allem seinen Scharfsinn, seiner Gelehrsamkeit, seiner gründlichen Kenntniß der englischen Gesetze, doch in das innerste Wesen der englischen Constitution noch nicht mit gehörigem Tiefsinn geschaut hatte. Ueberhaupt ist es schon eitel und verkehrt, von der theoretischen Vollkommenheit einer Verfassung zu sprechen, deren praktische Untauglichkeit man anklagt. Es gibt keine andere Vollkommenheit einer Verfassung als ihre praktische; nur in so fern sie lebt und wirkt, verlohnt es der Mühe, Notiz von ihr zu nehmen; eine blos theoretisch gute Verfassung ist ein Unding; die Vollkommenheit einer Verfassung besteht ausschließend in

ihrer Tauglichkeit für bestimmte Zwecke, Menschen, Umstände und Localitäten.

In der brittischen Constitution war zu den Zeiten der Stuarts ein mächtiges Streben nach Vervollkommnung sichtbar; ein Streben, welches, da man aus Unkunde oder Leidenschaft zu falschen Mitteln griff, ein halbes Jahrhundert von Stürmen, und das Unglück der regierenden Familie zur Folge gehabt hat — die einzelnen guten Gesetze, die unter Carl II. zu Stande kamen, haben sich erst in späteren Zeiten bewährt; damals war die Constitution nicht blos theilweise unvollkommen, sondern radical fehlerhaft; und das aus dem alles umfassenden Grunde, daß der Monarch und die ihm ergebene zahlreiche Partei das Recht des Parlaments, die königliche Gewalt zu beschränken, nie bona fide anerkannten, vielmehr die einzelnen auf solche Beschränkung abzielenden Gesetze immer nur als vorübergehende, der Volkspartei gelungene Siege betrachteten, im Herzen aber gegen die Maßregeln selbst, und noch mehr gegen das Princip derselben fortdauernd protestirten. Ein solcher Zustand verdient gewiß nicht eine vollkommene Verfassung zu heißen. Ein solcher Zustand konnte auch nicht dauerhaft sein; eine Revolution in einem oder dem anderen Sinne mußte erfolgen, da die von 1640 ihren Zweck gänzlich verfehlt hatte; und das Glück oder das Verdienst der englischen Nation war, daß die vom Jahr 1689 mit solcher Weisheit und Mäßigung geleitet und vollführt wurde, daß aus ihr eine Verfassung hervorging, die wirklich allen großen Bedürfnissen entsprach.

Der wesentliche Vorzug dieser Verfassung vor der, welche Blackstone ihrer theoretischen Vollkommenheit wegen rühmte, bestand darin, daß der Monarch, der die Krone durch eine Art von Capitulation auf sich und seine Nachkommen gebracht hatte, jene Beschränkung seiner Gewalt, welche seine Vorgänger als Beeinträchtigungen ihrer Rechte, als Mißbräuche und Usurpationen behandelte, nun unbedingt anerkannte und annahm; hiedurch kam in das Ganze der Verfassung jene glückliche Einheit und Harmonie, aus welcher ihre echte, lebendige Vollkommenheit hervorging; und da, durch günstige Conjuncturen und eine bestimmte Anlage dieser Nation zum wahren politischen Leben, die einzelnen Bestandtheile ihrer unter langen Kämpfen endlich gereiften

Constitution so vortrefflich gegen einander abgewogen wurden, daß sie aus und durch sich selbst, ohne Erschütterung oder Umsturz jede Verbesserung oder Umformung entwickeln konnte, welche die Umstände nothwendig oder rathsam machten, so war ihr nun auch der Grad von Unsterblichkeit gesichert, auf welchen menschliche Werke Anspruch machen dürfen.

p. 30. Papisten-Verschwörung. (Popish plot.)

Der Verfasser spricht von dieser berichtigten Fabel, wie jeder rechtliche und gefühlvolle Geschichtschreiber davon sprechen muß, und stellt mit lebhaftem Abscheu sie in ihrem ganz Unsinn, aber auch in ihrer ganzen Grausamkeit vor. Es ist gewiß, daß nichts den Fanatismus jener Zeiten, zugleich aber die blinde Wuth der damaligen Volkspartei so nachdrücklich charakterisirt, als das Verfahren, zu welchem dies abgeschmackte Märchen selbst Männer von sonst anerkannter Einsicht und Rechenschaft verleiten konnte; und eben so gewiß ist es, daß, da in Zeiten großer Parteiungen die Handlungen des einen Theils durch die des anderen beständig erklärt und sehr oft entschuldigt werden müssen, die Geschichte des Papisten-Complotes einen großen Theil der bitteren Anklagen, womit das Andenken Carls II. noch heute verfolgt wird, in den Augen eines billigen Richters wo nicht niederschlagen, doch beträchtlich mildern muß.

Herr Fox, weit entfernt, diese Ansicht anzudeuten oder nur zuzulassen, zieht vielmehr aus dem Papisten-Complott eine neue Veranlassung zu heftigen Vorwürfen gegen den König. „Der König" — sagt er — „der nach der gangbarsten Meinung dem ganzen Complott seinen Glauben versagte, übte doch in keinem einzigen Falle das glorreiche Vorrecht der Begnadigung aus. Man hat behauptet, er durfte nicht; sein Thron, vielleicht sein Leben war auf dem Spiel; und die Geschichte liefert kein Beispiel von einem Monarchen, der je das Leben unschuldiger, oder selbst verdienstvoller Unterthanen für etwas geachtet hätte, wenn es gegen solche Rücksicht in Anschlag gebracht werden mußte."

Die letzte Bemerkung ist eben so unwahr, als ungerecht; eines erhitzten Demagogen würdiger, als eines ruhigen Geschichtschreibers; die Geschichte widerlegt sie mit Nachdruck; sie bietet uns wenigstens

ebenso viel Beispiele von Fürsten, die durch allzu große Milde, durch allzu zärtliche Rücksicht auf Schonung ihrer Unterthanen und zu weit getriebene Furcht vor Schritten, die Blut kosten konnten, gefallen sind, als von solchen, die ihrer Sicherheit oder ihrem Vortheile das Leben ihrer Unterthanen aufgeopfert haben; und kaum weiß man, was man von dem Autor denken oder sagen soll, der in dem Zeitalter Ludwig XVI. eine solche Verleumdung niederschreiben konnte!

Wenn Carl II. der Furcht, Thron und Leben zu verlieren, seine Ueberzeugungen, sein Begnadigungsrecht, das Leben unschuldiger Männer und die Ehre seines Staates Preis gegeben hat, so war dies allerdings kein rühmlicher Zug in seinem Charakter und in seiner Geschichte. Indessen würde doch nichts weiter dadurch bewiesen werden, als was ohnehin sicher und unbestreitbar ist, daß dieser Monarch den Grad von Charakterstärke nicht besaß, der wahrhaft große Regenten auch unter den furchtbarsten Stürmen nicht verlassen darf. Eine große Seele hat Niemand ihm zugeschrieben. Er handelte, wie die meisten Menschen in seiner Lage gehandelt haben würden. Die Raserei seiner Nation hatte dies denkwürdige Scandal zu verantworten; der König fühlte sich nicht stark genug, ihr Einhalt zu thun; dies ist alles, was man gegen ihn sagen kann. — Aber in welchem Zustande — dies ist eine gegründetere und eine wichtigere Bemerkung! — in welchem Zustande mußte sich ein Monarch befinden, der, ohne Krone und Leben in die Schanze zu schlagen, sich einem Fieberwahnsinn, wie der, welcher die Papisten-Verschwörung zum Glaubensartikel machte, und Proceduren, wie die, zu welchen dieser Wahnsinn die Veranlassung wurde, nicht widersetzen durfte!

p. 34. Habeas-Corpus-Acte.

„Es ist merkwürdig genug, daß wir diesen Zeiten der Leidenschaft, und einem Parlament, welches sich und die Nation durch den Vorschub, den es einem Oates und Bedloe leistete, und durch die Verfolgung so vieler unschuldigen Schlachtopfer, so sehr herabwürdigte, die wichtigste Schutzwehr gegen die Tyrannei, die je erfunden worden ist, zu verdanken haben."

Vollkommen wahr! Aber dies eben beweiset auf's neue die Richtigkeit meiner obigen Bemerkungen. Die Habeas-Corpus-Acte

war, wie andere Statute dieser Zeit, in ihrem Ursprung nichts als eine Maßregel unmittelbarer Nothwehr gegen die unbestimmte Gewalt eines Monarchen, der sich nicht verpflichtet glaubte, die Schranken, in welche die Volkspartei ihn einengen wollte, oder schon eingeengt hatte, als rechtmäßig anzuerkennen, und in welchem also eben diese Partei und das Volk mit ihr, einen beständigen geheimen Feind erblicken mußte. Nur dadurch, daß eben dieses Statut, an und für sich sehr geschickt und glücklich ersonnen, sich späterhin einer Verfassung einverleibt fand, mit der es gründlich harmonirte, ist es eine wesentliche Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit, und eine der edelsten Zierden der brittischen Gesetzgebung geworden.

p. 36. Ausschließungs-Bill.

Das Raisonnement über diese Bill ist eines der seltsamsten, aber zugleich (für das politische System des Verfassers) bedeutendsten, die in diesem Buche vorkommen.

Die Volkspartei wollte den Herzog von York, als einen Papisten, durch ein förmliches Gesetz vom Throne ausgeschlossen wissen. Die monarchische (selbst die Häupter der Kirche, die bei dieser Frage ihrer politischen Ortodoxie den Sieg über ihre geistliche einräumten), schlug statt dessen gewisse Restrictionen vor, wodurch das Regiment eines katholischen Königes für die protestantische Religion unschädlich gemacht werden sollte. — Fox behauptet, die Aufrichtigen und Wohlmeinenden unter den Vertheidigern der letzten Maßregel hätten einsehen müssen, daß Beschränkung der königlichen Gewalt ein weit größeres Uebel war, als gänzliche Unterbrechung der Thronfolge; und gibt sich hierauf viel Mühe zu beweisen, daß es sich nicht blos in Rücksicht auf das Interesse der Royalisten, sondern auch in Rücksicht auf das wahre Interesse des Staates und seiner Verfassung, so und nicht anders verhalte. Nur die, welche von dem Recht der Könige die ungereimtesten und verderblichsten Vorstellungen hätten, konnten einer entgegengesetzten Meinung sein.

Was nun fürs erste das Interesse der wahren und wohlmeinenden Royalisten betrifft, so ist es vielmehr einleuchtend, daß ihnen die Restrictionen der königlichen Gewalt ungleich weniger gefährlich scheinen mußten, als die Ausschließung des gesetzlichen Thronfolgers.

Denn ohne auch noch diese beiden Maßregeln nach ihrem eigenthümlichen Verdienst gegen einander zu vergleichen, mußte sich ja den echten Royalisten schon die Anmaßung des Parlaments, aus welchem Grunde oder unter welchem Vorwande es auch sein mochte, die Thronfolge umstoßen zu wollen, als der bedenklichste aller Schritte darstellen. Daß die königliche Gewalt Schranken haben müsse, darüber waren nun einmal alle Parteien schon eins; nur die Natur und das Mehr oder Weniger dieser Schranken wurde noch auf's Lebhafteste bestritten. Die Befugniß, die Thronfolge anzutasten, war hingegen eine solche, die die Royalisten dem Parlament nie zugestanden hatten und nie zugestehen konnten; denn dadurch allein war das Parlament Herr und Meister über die gesammte Constitution geworden.

Betrachtet man aber die Sache aus dem Standpunkte des wahren Staatsinteresse, so ist es noch viel weniger möglich mit dem, was er darüber sagt, einverstanden zu sein. — Es läuft nämlich auf folgendes hinaus: „In den Augen derer, die wie die Whigs, die Prärogativen der Krone als ein zum Besten des Volkes ihr vertrautes Gut ansehen, wird es allemal bedenklicher scheinen, die Person, welche dies Gut verwalten soll, als die Natur desselben einer Umänderung zu unterwerfen; dagegen die, welche jene Prärogativen als „ein Eigenthum des Monarchen" betrachten (welche „dem sinnlosen Princip eines göttlichen und unzerstörbaren Rechtes anhängen"), sie lieber zum Theil vernichten, als den, „welchen sie den rechtmäßigen Eigenthümer derselben nennen," gänzlich davon entkleidet sehen wollen. „Wenn das Volk der Souverain und der König der Abgeordnete ist, so mag es besser sein, den Beamten zu ändern, als die Amtspertinenzen (the farm) zu schmälern; ist aber der König der Eigenthümer, so ist es freilich rathsamer, seinen Wirkungskreis zu beschränken, ja theilweise zu zerstören, als das Ganze in die Hände eines Usurpators gelangen zu lassen."

Der erste Grundfehler dieses Raisonnements ist der, daß es willkürlicher und verkehrter Weise voraussetzt, es gebe nur zwei Ansichten des Verhältnisses, worin in einer gemischten Staatsverfassung die Prärogativen des Monarchen zu den Rechten und dem Interesse des Volkes stehen, und überhaupt nur zwei politische Systeme, deren

eines das Volk als den Souverain und den König als dessen Beamten, das andere den Monarchen als Eigenthümer des Volkes betrachte. Von diesen beiden einander entgegengesetzten Ansichten oder Systemen ist eines gerade so falsch als das andere; es stände aber sehr schlecht um wahre Politik, wenn man wirklich gezwungen wäre, eines davon zu wählen. Souverainität des Volkes ist die wildeste, heilloseste, halsbrechendste aller Chimären; den Monarchen als Eigenthümer des Staates (in dem Sinne, wie ein Privatmann Eigenthümer seines Landgutes ist) betrachten, ist eine unhaltbare und unwürdige Vorstellung. Der Staat ist allerdings ein dem Monarchen anvertrautes Gut; aber nur zum Besten des Volkes soll er es verwalten; aber die Uebertragung geschieht nicht durch einen gemeinen, armseligen Contract, den ein oder der andere Theil etwa gelegentlich aufkündigen könnte; den Staat wie ein Pachtstück zu behandeln (das hat Fox in dieser Stelle gethan) ist ein Fehlgriff von so unverantwortlicher Größe, daß in Vergleich mit demselben die Ansicht einiger älteren Politiker, die ein göttliches Recht, in der strengeren Bedeutung des Wortes, nämlich eine von Gott selbst dem Monarchen gleichsam eingepflanzte Gewalt annehmen, nicht nur erträglich, sondern reizend erscheint. Der Staat ist weder das Eigenthum eines Menschen, noch ein Gegenstand der Willkür des Volkes; er ist eine ewige Gesellschaft, bestimmt, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft durch ein unauflösbares Band an einander zu knüpfen; und in diesem Sinne ist er von Gott. Nicht zu seiner eigenen Lust und Befriedigung, um des Ganzen, um des Volkes, um aller so verbundenen früheren und späteren Geschlechter Willen, muß der König als der Eigenthümer der Krone, die er anderen weit mehr trägt denn sich selbst, betrachtet werden; und die hieran Anstoß nehmen, haben noch nicht die ersten Elemente einer monarchischen Verfassung begriffen. —

8.

Kant's Rechtslehre *).

Ofen im Sommer 1809.

„Das Recht ist der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des anderen nach einem allgemeinen Gesetz vereinigt werden kann. Und recht ist eine Handlung, bei welcher oder nach deren Maxime die Freiheit der Willkür eines Jeden mit Jedermanns Freiheit nach einem allgemeinen Gesetz zusammen bestehen kann."

„Der Widerstand, der dem Hindernisse einer Wirkung entgegen gesetzt wird, ist eine Beförderung derselben, und stimmt mit ihr zusammen. Folglich: wenn ein gewisser Gebrauch der Freiheit selbst ein Hinderniß der Freiheit nach allgemeinen Gesetzen (d. i. unrecht) ist, so muß der Zwang, der diesem entgegengesetzt wird, als Verhinderung eines Hindernisses der Freiheit mit dieser, nach allgemeinen Gesetzen zusammen stimmend, d. i. recht sein; mithin ist mit dem Rechte zugleich eine Befugniß, den, der ihm Abbruch that, zu zwingen, nach dem Satze des Widerspruches verknüpft. — Ja, das strenge Recht kann auch überhaupt als die Möglichkeit eines mit Jedermanns Freiheit nach allgemeinen Gesetzen zusammenstimmenden durchgängigen wechselseitigen Zwanges vorgestellt werden."

Billigkeit und Nothrecht.

„Die Billigkeit ist ein Recht ohne Zwang, das Nothrecht, ein Zwang ohne Recht; und die Doppelsinnigkeit beruht in beiden Fällen darauf, daß es Fälle eines bezweifelten Rechtes gibt, zu deren Entscheidung kein Richter aufgestellt werden kann."

„Die Billigkeit (sagt er ferner sehr wahr und scharfsinnig) ist keineswegs ein Grund zur Aufforderung an die blos ethische

*) Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre (1. Auflage 1797).

Pflicht anderer (ihm Wohlwollen und Gütigkeit), sondern sie beruht auf einem wirklichen Recht, nur daß es dem, welcher dieses fordert, an den Bedingungen mangelt, nach welchen der Richter bestimmen könnte, was und in wieferne es ihm zukömmt."

„Ein Gerichtshof der Billigkeit (in einem Streit Anderer über ihre Rechte) schließt einen Widerspruch in sich. Nur da, wo es die eigenen Rechte des Richters betrifft, und in dem, worüber er für seine Person disponiren kann, darf und soll er der Billigkeit Gehör geben."

„Der Sinnspruch (dictum) der Billigkeit ist: summum jus, summa injuria."

* * *

Diesen wichtigen Gegenstand würde ich ungefähr so zu bestimmen suchen.

Gerechtigkeit (sie werde nun objectiv genommen, d. h. als der Inbegriff der Regeln, welche die rechtlichen Verhältnisse einer Gesellschaft bestimmen, oder subjectiv, als der habitus oder die Fertigkeit des Gemüths, menschliche Verhältnisse nach diesen Regeln zu richten und zu behandeln) ist entweder Gerechtigkeit im strengeren oder Gerechtigkeit im weiteren Sinne.

Strenge Gerechtigkeit, justitia stricta, commutativa, ist die, welche die Regeln ihrer Bestimmung in einer positiven Gesetzgebung findet. — Erweiternde Gerechtigkeit, justitia lata, distributiva (ordnende, ausgleichende, umfassende) ist die, welche die Regel ihrer Bestimmung jenseits einer positiven Gesetzgebung, aber stets im Einverständniß mit derselben, und nach der Analogie ihrer Maximen sucht. Diese heißt, sowohl objectiv als subjectiv betrachtet: Billigkeit.

Die positive Gesetzgebung kann nämlich nicht alle rechtlichen Verhältnisse, und kann nicht ein Jedes in allen seinen möglichen jetzigen und zukünftigen Modificationen erreichen. Es muß daher, wo nicht in der Organisation der gesellschaftlichen Verfassung, wenigstens im Gemüth des Menschen, eine supplementarische Gesetzgebung zu finden

sein, welche diesem Mangel begegnet. Diese ist die Gesetzgebung der Billigkeit.

Sie ist von dem Gebiet der sogenannten unvollkommenen, oder Gewissenspflichten völlig geschieden. Denn ihre Basis ist das Recht, im engeren Sinne des Wortes, so wie es jedesmal erscheinen würde, wenn die positive Gesetzgebung in jedem einzelnen Falle entschieden hätte, oder entscheiden könnte. Kein positives Gesetz kann mich jemals zwingen, einem anderen von meinem Vermögen mitzutheilen, wenn dieser auch in Noth verginge, während ich im Ueberflusse schwelge. Wohl aber könnte — (und müßte eigentlich) die positive Gesetzgebung bestimmen, daß, wenn ich heute eine Zahlung in einer gewissen Münzsorte verheiße, und diese durch unerwartete Conjuncturen vor dem Termin die Hälfte oder mehr von ihrem damaligen Werthe verliert, dem, welcher die Zahlung zu empfangen hat, eine Schadloshaltung geleistet werde. Hat die positive Gesetzgebung dieses nun nicht bestimmt (wozu sie freilich überwiegende Motive haben konnte), so ist es von meiner Seite nicht etwa eine Wohlthat, sondern wirkliche Gerechtigkeit, daß ich dem, der durch das Verstummen der Gesetze leidet, nichts desto weniger seinen Schaden gut thue.

Die Maxime der Billigkeit ist eigentlich, alle Verhältnisse, bei welchen das Recht zur Frage kömmt, so zu ordnen und so zu behandeln, wie eine gerechte positive Gesetzgebung sie geordnet haben und behandelt wissen wollen würde, wenn sie darüber den Ausspruch gethan hätte.

Das Dictum: „Summum jus summa injuria;“ das strengste Recht ist das größte Unrecht, hat nur einen zulässigen und vernünftigen Sinn, den nämlich: „der Buchstabe des Rechtes kann, wenn er alleinherrschend ist, (zuweilen) das Recht selbst tödten.“ So z. B. ist es dem Buchstaben des Rechtes (des positiven) gemäß, dem, welcher mir vor einem Jahre eine gewisse Summe in einer heute völlig verrufenen, allenfalls auf Nichts reducirten Münze lieh, dieselbe Nominalsumme in derselben Münze zurückzuzahlen. Gleichwohl würde hier das strenge Recht zur gröbsten Ungerechtigkeit führen. Denn in diesem Fall ist das strengste Recht nichts weiter als die Regel einer höchst unvollkommenen (d. h. höchst ungerechten) positiven Gesetzgebung —

der Buchstabe des Rechtes muß also in vielen Fällen durch den Geist desselben ergänzt und verbessert werden; welches zwar oft die positive Gesetzgebung selbst durch ihren eigenen Fortschritt, oft aber die Billigkeit allein bewirken kann. Versteht man also, wie es immer sein sollte, unter dem summum jus, das entweder durch die positive Gesetzgebung selbst, oder in Ermanglung derselben, durch eine im Einverständniß und nach der Analogie ihrer Maximen verfahrende Billigkeit, ergänzte, verbesserte, erweiterte, vervollkommnete, und endlich (ob dies gleich unerreichbar ist) bis auf den höchsten Punkt der Vollendung ausgebildete Recht, so kann dies wohl niemals ein Unrecht, vielweniger das höchste Unrecht genannt werden.

Ein Gerichtshof der Billigkeit in einem Streit über Anderer Rechte — schließt keinen Widerspruch in sich, sobald man nur über die Bedeutung der Worte einig ist. Ein Gerichtshof, der die Maximen der Billigkeit den Regeln des Rechtes, d. h. der positiven Gesetzgebung, substituiren wollte, wäre freilich ein Ungeheueres. Denn da jene von Niemanden als dem Richter zur Sprache gebracht werden könnte, so heißt das, den Richter über die Gesetze erheben, welches nicht denkbar ist. Sehr wohl aber kann ein Gerichtshof bestehen, in welchem da, wo alle positive Gesetzgebung schweigt, die Billigkeit den Ausspruch thun soll. Mehr oder weniger ist dies der Fall mit allen Gerichtshöfen in der Welt. Wenn Verhältnisse vorkommen, worüber das Gesetz nichts entschieden hat, so muß entweder der Gesetzgeber aufgefordert werden, ein neues Gesetz zu promulgiren, oder der Richter muß nach der Analogie des Rechtes, d. h. nach der Billigkeit entscheiden. In allen Criminalgerichtshöfen ist ein Element der Billigkeit unverkennbar. Denn ein Hauptpunkt bei der ganzen Procedur, der Grad der Schuld, kann nie durch die Strafgesetze zum voraus mit Genauigkeit bestimmt werden, sondern bleibt dem Gutachten des Richters überlassen.

Gerichtshöfe, worin über völkerrechtliche Verhältnisse gesprochen wird, sind der Natur der Sache nach allemal Gerichtshöfe der Billigkeit. Denn außer den Verträgen gibt es für das Verhältniß zwischen Staat und Staat durchaus keine positive Gesetzgebung. Der Richter muß also stets, in so ferne er nicht durch Vorschriften, welche die

Stelle der Gesetze vertreten, gebunden ist, so sprechen, daß seine Maxime die Regel einer vollkommenen Gesetzgebung, wenn solche zwischen Staaten möglich wäre, abgeben könnte.

„Das angeborene Recht ist nur ein einziges. — Freiheit (Unabhängigkeit von eines anderen nöthigender Willkür), sofern sie mit jedes Anderen Freiheit, nach einem allgemeinen Gesetz, zusammen bestehen kann, ist dieses einzige, ursprüngliche, jedem Menschen, kraft seiner Menschheit zustehende Recht."

Dieser Satz ist — positiv betrachtet — falsch oder wenigstens ohne alle Bestimmtheit ausgedrückt. Wenn Recht (nach der eigenen Definition des Verfassers) nichts anderes als der Inbegriff der Bedingungen ist, unter welchen die Freiheit des Einen mit der Freiheit des Anderen nach einem allgemeinen Gesetz besteht, so kann die Freiheit nicht selbst ein Recht, also auch nicht das einzige sein. Die Freiheit ist blos der gemeinschaftliche Boden aller Rechte; das Recht aber ist der Inbegriff aller Schranken der Freiheit.

In negativer Hinsicht ist jener Satz wichtig und interessant; denn er beweiset, daß Kant selbst, ob er gleich hin und wieder das Gegentheil anzunehmen scheint, und von den Lieblingskrankheiten seiner Zeit in nicht unbeträchtlichem Grade angesteckt war, keine angeborenen Rechte statuirte. Denn, wer genöthiget ist, die Freiheit selbst als das einzige Urrecht zu proclamiren, der erklärt deutlich genug, was man von diesen sogenannten Urrechten zu halten hat.

Nichts ist dem Menschen angeboren, als: 1. die Freiheit, 2. der Trieb, diese seine ursprüngliche Kraft so weit auszudehnen, als es nur irgend die äußeren Umstände zulassen, 3. der Begriff der Nothwendigkeit, diesem Triebe Schranken zu setzen, weil seine Mitwesen einen ähnlichen Trieb haben, der nicht befriedigt werden könnte, wenn solche Schranken nicht stattfänden. Die Freiheit hat er als selbstständiges Wesen überhaupt, den Trieb als thierisches, den Begriff als vernünftiges Wesen.

In dem Begriff von der Nothwendigkeit der Schranken liegt blos das, daß es überhaupt dergleichen Schranken irgendwo geben müsse, aber kein Element zu einer näheren Bestimmung derselben. Dieser Begriff sagt nur — daß der Trieb nicht in's Unendliche fortschweifen

dürfe; aber wo er sich aufhalten soll, bleibt noch ziemlich unbestimmt. Dieses wo kann nie durch das Individuum selbst, und ausschließend bestimmt werden; denn die Aufgabe ist ja eben, es so zu bestimmen, daß die Freiheit aller anderen damit bestehen könne. Es gibt also nur zwei Wege, zu einer solchen Bestimmung zu gelangen: entweder, daß der Widerstand Jedes Einzelnen gegen jeden anderen Einzelnen die Sphäre bezeichne, in welcher die Freiheit des Einen und des Anderen sich bewegen soll; oder aber daß dieses durch die Constituirung eines obersten Willens geschehe. Die erste Methode ist eigentlich nur die Aufrechthaltung oder Wiederherstellung der ursprünglich ungebundenen Freiheit, in einer anderen und furchtbareren Gestalt (bellum omnium contra omnes); denn es ist keine Regel zu erdenken, welche dem beschränkenden, aber sich selbst gebietenden Widerstande wieder seiner Seits Schranken setzt. Es bleibt also nur die zweite übrig. Mithin ist der Begriff einer bürgerlichen Verfassung von dem Begriffe eines Rechtes überhaupt durchaus unzertrennbar; und es gibt außer der bürgerlichen Verfassung auch nicht ein einziges Recht. — Alles was von angebornen Rechten gefaselt und gefabelt wird, ist reiner Unsinn. Denn die angeborne Freiheit — ist kein Recht; der angeborne Trieb, sich ihrer zu bedienen, ist kein Recht; der angeborne Begriff von der Nothwendigkeit diesen Trieb zu beschränken — ist kein Recht. Nur erst die wirkliche Bestimmung der Schranken der Freiheit — stiftet das Recht; diese aber kann ohne äußere rechtliche Verfassung auch nicht einmal gedacht werden.

Die Wissenschaft, welche man Naturrecht nennt, hat eigentlich keine andere Bestimmung, als jene drei Uranlagen der Menschheit gehörig zu definiren und zu entwickeln, und den nothwendigen Uebergang von denselben zu demjenigen Zustande, in welchem allein das Recht realisirt werden kann, nachzuweisen. Weiter erstreckt sich diese Wissenschaft, objectiv betrachtet, schlechterdings nicht.

In diesem Sinne hat denn auch Kant an mehreren Stellen dieses Werkes die Sache ganz fest und unbezweifelbar entschieden; besonders §§. 8, 9, 14, 15, 16, — ob er gleich in einzelnen Stellen mehr wohl durch Unbestimmtheit in Gedanken oder Ausdruck, als mit wirklicher Absicht von dieser Entscheidung abzuweichen scheint. — Zu-

gestehen kann man, „daß es auch im Naturstande einen Besitz, der die rechtliche Präsumtion für sich hat, und also comparativ für einen rechtlichen gelten mag, aber nur in der bürgerlichen Verfassung einen peremtorischen Besitz geben kann." — Aber ein provisorisches Recht ist schon ein Widerspruch. Denn nur die wirkliche und endliche Bestimmung der Schranken, nicht ihre provisorische Aufstellung, macht das Recht. Ein Recht im außergesellschaftlichen Zustande ist höchstens ein Analogon des Rechtes, eine Anlage zum Recht.

Mit dieser Theorie stimmt auch die von Kant aufgestellte, gründliche, erschöpfende Haupteintheilung der Rechte vollkommen überein. (Ein Recht im positiven Sinne ist nämlich diejenige Aeußerung meiner Freiheit, die im Zustande einer bürgerlichen Gesetzgebung als mit der allgemeinen Freiheit vereinbar anerkannt wird.) Er sagt nämlich, Alles Recht ist entweder ein Sachenrecht, oder ein persönliches, oder ein persönlich dingliches.

Versuchen wir nun unser Princip auf diese drei Classen der Rechte.

1. Sachenrecht. Es ist außer dem gesellschaftlichen Zustande keine giltige Erwerbung denkbar. Kant selbst lehrt, daß der Rechtsbegriff des Besitzes einer Sache von der körperlichen Inhabung (detentio) abgehen, und auf das reine Haben bezogen werden muß. Allerdings! denn wenn dieser Begriff die unmittelbare Inhabung voraussetzte, so würde er jederzeit in die engsten Schranken geklemmt sein. Nun läßt sich aber das Haben eines von uns entfernten Gegenstandes gar nicht anders als unter einer äußeren Sanction denken, die mich, auch ohne alle unmittelbare Berührung, mit jenem Gegenstande verbindet. Wenn diese äußere Sanction nun nicht in der bürgerlichen Gesellschaft läge, wo sollte sie denn wohl zu finden sein?

2. Persönliches Recht. „Das Recht auf die Leistung oder auf die That eines anderen (oder deren Resultat) ist jederzeit, sagt Kant, ein abgeleitetes Recht, welches durch Uebertragung des von dem Einen erworbenen auf den Anderen zu Stande kömmt — die Uebertragung seines Eigenthumes an einen Anderen ist die Veräußerung. Der Act der vereinigten Willkür zweier Personen, wodurch überhaupt das Sein des Einen auf den Anderen übergeht, ist der Vertrag."

Die Uebertragung des Mein und Dein durch Verträge läßt sich freilich, so wie die ursprüngliche Erwerbung durch Occupation auch außer dem gesellschaftlichen Zustande, aber nur als ein Bestreben, sich etwas zu eigen zu machen, nie als ein wirklicher Erfolg denken. Denn, wenn auch der Vertrag zwischen den contrahirenden Personen bindend sein sollte (welches er doch in der That nicht ist, da seine letzte und einzig wirksame Sanction nur in einem obersten, alles bindenden Willen gesucht werden kann), so würde er doch nie einem Dritten Gesetz werden können; denn der Gegenstand, über welchen paciscirt wird, ist im außergesellschaftlichen Zustande weder des Einen noch des Anderen wahres Eigenthum geworden; wenigstens haben es die Uebrigen nie als solches erkannt; ein Jeder hat seine ursprünglichen Ansprüche darauf behalten. Damit ein Recht veräußert werden könne, muß es erst als Recht in seiner ganzen Vollkommenheit existiren.

3. Persönlich dingliches Recht. — Kant hat vortrefflich gezeigt, daß diese Classe von Rechten (zwischen Eheleuten, Eltern und Kindern, Herrschaft und Gesinde) weder durch eigenmächtige That, noch durch bloßen Vertrag, sondern durch Gesetz (worunter — NB. ein moralisches, aus den Grundbedingungen der Menschheit hervorgehendes zu verstehen ist), erworben wird. — Da aber diese Rechte nicht blos Rechte gegen eine Person, sondern zugleich Besitz der Person (wie einer Sache) sind, so ist es klar, daß die Sanction derselben, sowohl gegen jeden fremden Competiten, als auch gegen die Objecte des Rechtes selbst, die als Sinnenwesen dem Gesetz, welches sie bindet, wohl untreu werden können, nur allein in einer bürgerlichen Verfassung zu suchen ist, die also selbst dieser, dem Anschein nach am meisten von ihr unabhängigen Classe von Rechten erst ihre wahre und bleibende Realität geben muß.

— — — —

Im Verfolg der Abhandlung sagt Kant zwar von einigen Rechten, sie gehörten schon zum Naturstande. Wie drückt er sich aber darüber aus? z. B. über die Testamente. „Die Beerbung ohne Vermächtniß (ab intestato) kann im Naturzustande nicht gedacht werden. — —

Testamente hingegen sind auch nach dem bloßen Naturrechte giltig, welche Behauptung so zu verstehen ist, daß sie fähig und würdig sind, im bürgerlichen Zustande (wenn dieser dereinst eintritt) eingeführt und sanctionirt zu werden." — Dies kann man freilich von mehreren, ja zuletzt von allen rechtlichen Verhältnissen sagen, in so ferne sie ursprünglich aus den Grundbedingungen der Menschheit hervorgehen, und also gewissermaßen ihre Wurzeln tiefer haben als der Boden des gesellschaftlichen Zustandes, der zuletzt ihr gemeinschaftliches Resultat ist. Aber diese Fähigkeit und Würdigkeit bestimmt noch keineswegs ihre Giltigkeit im bloßen Naturrechte, sobald man nämlich darunter eine reale Giltigkeit versteht. Der Begriff eines Testamentes (aber eben so auch wohl der einer Intestaterbschaft) kann, seiner bloßen Form nach, auf einen außergesellschaftlichen Zustand ohne Schwierigkeit übertragen werden; nie aber wird er in diesem zur realen Giltigkeit, d. h. zur Rechtskraft gelangen.

„Der rechtliche Zustand ist dasjenige Verhältniß der Menschen unter einander, welches die Bedingungen enthält, unter welchen allein jeder seines Rechtes theilhaftig werden kann." (Das ist noch nicht genug; es gibt gar kein Recht in einem anderen Zustande als dem rechtlichen, wie Kant hier selbst den bürgerlichen nennt.) „Der nichtrechtliche Zustand, d. i. derjenige, in welchem keine austheilende Gerechtigkeit (besser, in welchem kein Recht überhaupt) ist, heißt der natürliche." — — „Aus dem Privatrecht im natürlichen Zustande geht nie das Postulat eines öffentlichen Rechtes hervor: Du sollst, im Verhältnisse eines unvermeidlichen Nebeneinanderseins mit allen anderen, aus jenem heraus, in einen rechtlichen Zustand übergehen." — Dies Postulat kann nicht aus dem Privatrecht im natürlichen Zustande hervorgehen; denn in diesem gibt es weder Privat- noch öffentliches Recht. Das Postulat, welches den bürgerlichen Zustand erheischt, ist gerade dasselbe, welches die Realisirung des Rechtes überhaupt erheischt. Es gibt für eine Mehrheit mit Freiheit begabter Wesen nur zwei mögliche Zustände: Der, wo Jeder sich selbst, und Jeder dem anderen, so weit

er es vermag, die Schranken seiner Freiheit anweiset; und der, wo diese Schranken durch einen obersten gesetzgebenden Willen bestimmt sind, d. h. der Zustand der rohen, zügellosen Willkür, des ewigen Krieges, der absoluten Rechtlosigkeit, und der Zustand der bürgerlichen Ordnung. Die Wahl zwischen beiden gebietet die Vernunft; ein vernünftiges Wesen kann jenen Zustand nie wollen, muß also diesen begehren.

Die näheren Bestimmungen des rechtlichen Zustandes einer menschlichen Gesellschaft, und namentlich die Grundsätze der öffentlichen Gesetzgebung, sollen nicht etwa aus der reinen Willkür des obersten Willens, sondern aus der Vernunft, d. h. hier aus einer wohl überlegten Anwendung der allgemeinen Bedingungen des Zusammenbestehens freier Wesen, auf die bestimmten Formen, Zwecke und Bedürfnisse der Gesellschaft entspringen. Die positive Gesetzgebung muß also gleichsam über sich selbst hinaufsteigen, um ihrer eigenen Forderung angemessen zu sein. Aus diesem Umstande ist wahrscheinlich die ganze, in der gewöhnlichen Bedeutung grundfalsche Idee eines dem positiven Recht entgegengesetzten Naturrechtes entstanden. Es wurden damit die allgemeinen vernunftmäßigen Principien der positiven Gesetzgebung gemeint; und da diese Principien gewissermaßen höher liegen als die positive Gesetzgebung selbst, so stellte man sich fälschlich ein über diese erhabenes, der menschlichen Natur eigenthümliches Recht, ein Urrecht, ein Menschenrecht, ein angebornes Recht, ein Naturrecht u. s. f. vor.

Daß Kant, ob er gleich die Hauptidee richtig und glücklich gefaßt hatte, ihr doch in der Ausführung nicht gefolgt ist, lehrt der bloße Anblick des zweiten Hauptstückes seiner Rechtslehre, betitelt: das öffentliche Recht. Denn anstatt, daß nun hier alle eigentlichen Rechtslehren (die im ersten Abschnitt nur provisorisch und gleichsam negativ berührt werden müßten), verhandelt werden sollten, nimmt dieses ganze Haupt-

stück — mirabile dictu! — eine Abhandlung vom Staatsrecht ein, welches offenbar nur ein Theil des öffentlichen Rechtes ist. Wie übrigens dieses Staatsrecht hier behandelt worden, soll jetzt nicht erörtert werden; es ist durchaus ein trauriges Monument der Verirrung eines von abgeschmackten Ansichten seichter Zeitgenossen fortgerissenen großen Geistes!

Der Abschnitt vom Völkerrecht ist mager und wenig befriedigend.

Daß die Vernunft dem gesetzlosen Zustande, worin sich die Staaten unter einander befinden, eben so gut ein Ende gemacht wissen will, als dem gesetzlosen Zustande unter den Einzelnen, ist gewiß; die schwere Frage aber: wie dieses geschehen kann.

Zwischen Staaten gibt es nur Eine Art von Rechten. — Das Recht der unmittelbaren Erwerbung (Occupation) findet zwischen ihnen nicht Statt; denn dieses Recht wird zwischen den Einzelnen lediglich durch positive Gesetzgebung gegründet; und diese ist unter Staaten nicht denkbar. — Wenn ein Staat sich eines bis dahin herrenlosen Gebietes mit noch so viel gesetzlichen Formen und feierlichen Erklärungen, ja selbst wesentlichen Aufopferungen bemächtigt, so ist dies an und für sich kein hinreichender Grund, um alle übrigen von diesem Gebiet auszuschließen. Es scheint nur so, weil, wenn man sich zwischen den Staaten eine rechtliche Verfassung errichtet denkt, in dieser natürlich jener Vortheil der ersten Occupation, mit allem was ihn begleitet, zum wirklichen Rechtstitel erhoben werden würde. — Im bloßen Naturstande aber kömmt dies alles so wenig in Anschlag, daß man sogar nach der Strenge behaupten kann, selbst das ursprüngliche Gebiet des Staates ist durch den bloßen Besitz, trotz aller ihn umgebenden rechtlichen Form, nicht sein wirkliches, vollständiges Eigenthum geworden; selbst auf dieses behalten alle übrigen ihre ursprünglichen Ansprüche so lange, bis sie ihnen förmlich entsagt haben.

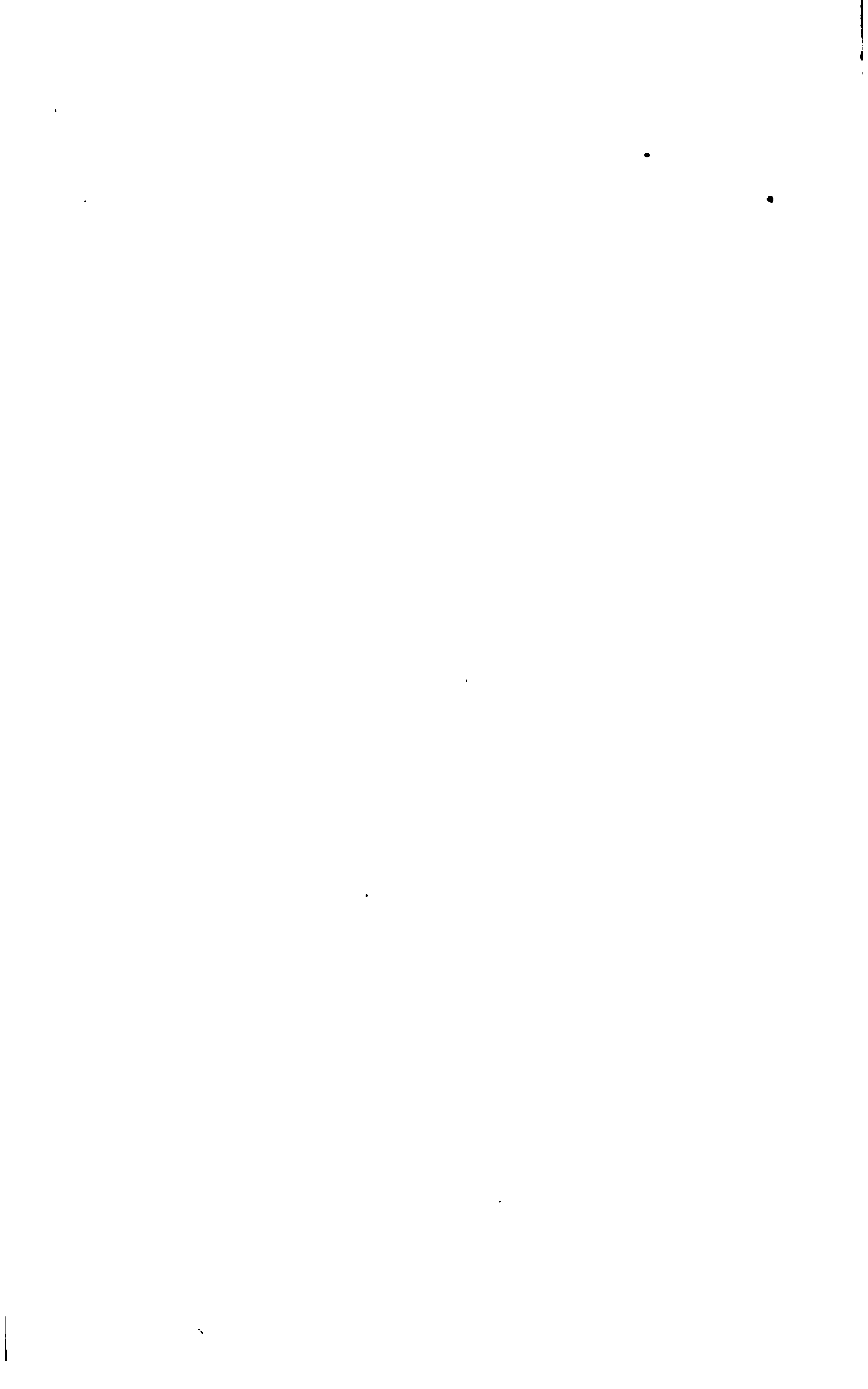
Es bleibt also für die Staaten keine andere Quelle des Rechtes als die Verträge. Auch sie sind freilich, wie wir oben gesehen haben, ohne höhere Sanction nicht allgemein bindend; sondern verpflichten nur

die, welche sie mit einander eingingen, und selbst diese nur durch ein moralisches (obgleich für den Zweck hinlänglich festes) Band. Sollen diese Verträge und die Resultate derselben auch von anderen, die sich außerhalb derselben befinden, respectirt werden, so kann dies wieder nur durch neue Verträge geschehen, und so ist der ganze unter Völkern mögliche rechtliche Zustand nur ein Inbegriff ihrer wechselseitigen Verträge.

Man hat oft und viel darüber gesonnen, wie es doch wohl anzustellen sei, diese unreife gesellschaftliche Verfassung zu einer vollständig rechtlichen zu erheben. Die Auflösung dieses Problems ist aber unmöglich; noch unmöglicher als eine vollkommene positive Gesetzgebung in den einzelnen Staaten; doch sind die Schwierigkeiten — welches wohl zu bemerken — in der That nur dem Grade nach verschieden; eine Beimischung, gleichsam ein Bodensatz von Rechtlosigkeit, bleibt in den Staaten wie in dem Völkerverhältniß zurück; nur wird er bei gleichen Bemühungen hier immer beträchtlicher sein, als dort. — Das einzige denkbare Mittel, um die Verhältnisse der Staaten unter einander mit denen der Einzelnen im Staate auf eine Linie zu setzen, wäre die Unterwerfung der ganzen Erdkugel unter einen und denselben obersten gesetzgebenden Willen — eine eben so abenteuerliche und unausführbare, als widrige, scheußliche, mit anderen hohen Zwecken der Menschheit absolut streitende Idee. — Alle andern Combinationen sind unzureichend. Denn, wenn gleich, indem man die Zahl der unabhängigen Staaten (durch ihre Verschmelzung in größere) vermindert, dadurch die Collisionen dem Anschein nach weniger werden, so vermehren sich in eben dem Maße die Berührungspunkte und Collisionen zwischen den größeren, und die Kriege werden höchstens einfacher, aber darum nicht weniger furchtbar; ohne zu gedenken, daß dieses Zusammenziehen der Staaten fast immer um einen solchen Preis geschehen muß, daß fast kein wahrer Menschenfreund es so erkaufen möchte. — Associationen, Conföderationen zc. zc. zc., wenn sie auch (was doch selten der Fall ist) in ihrem Inneren einen der bürgerlichen Verfassung nahen gesetzlichen Zustand bewirken können, haben doch die Schwierigkeit gegen die außerhalb liegenden Staaten nicht im Geringsten; überdies sind sie eben so, wie einzelne Staaten, an einen gewissen

Umfang gebunden. Mithin ist weder in der Alleinherrschaft, noch in der Polyarchie ein Mittel zur Realisirung einer allgemeinen gesetzlichen Verfassung unter den Staaten zu finden.

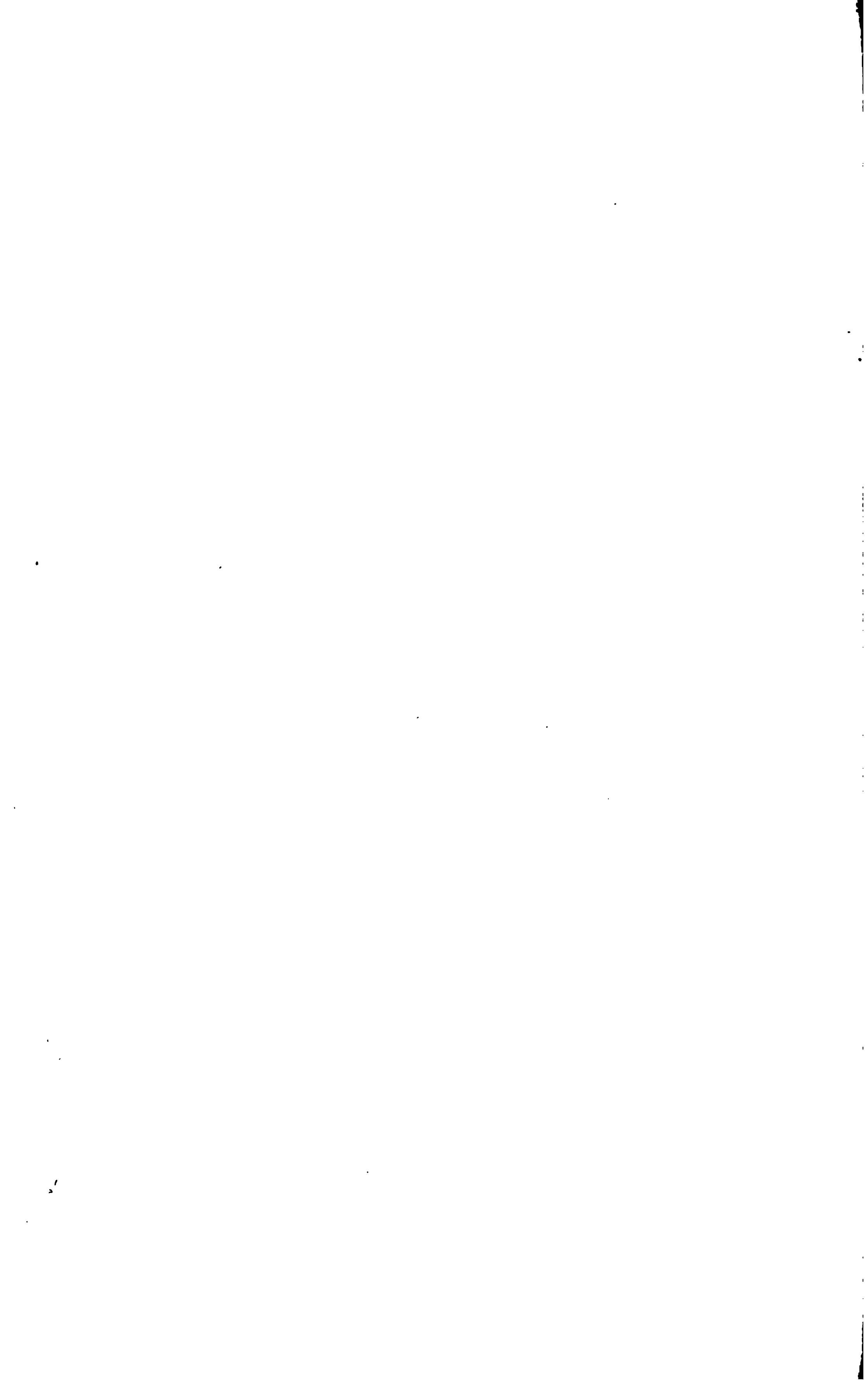
Wenn nun gleichwohl die Vernunft gebietet, daß man dieser Verfassung so nahe als möglich zu kommen sich bestreben soll, was bleibt übrig. Man muß den Weg dazu da suchen, wo er liegt. Verträge allein sind das Verbindungsmittel zwischen unabhängigen Staaten; eine höhere rechtliche Sanction für diese Verträge gibt es nicht; denn die Staaten sind nicht mehr unabhängig, wenn sie einen höheren Richter erkennen. Aber die einzige wahre Sanction der Verträge unter Staaten ist ja ohnehin nur ihre wechselseitige Moralität. Diese also muß cultivirt, diese muß mehr und mehr gegründet werden. Die Staaten, ihre Regenten und ihre Bürger müssen die Gerechtigkeit erlernen; discitie justitiam! auf diesem Wege allein ist, wo nicht der ewige Friede, doch die Verminderung der Kriege zu suchen. Jedes andere Bestreben ist entweder chimärisch oder verderblich. — Uebrigens kann es denen, welchen dies einzige Mittel nicht befriedigend scheinen möchte, zum Troste gereichen, daß auch die innere Gesetzgebung der Staaten, man mag an ihren Formen ändern, bauen und niederreißen was man will, immer nur auf diesem Wege und nie auf einem anderen zu ihrer höchsten Vollkommenheit gelangen wird.

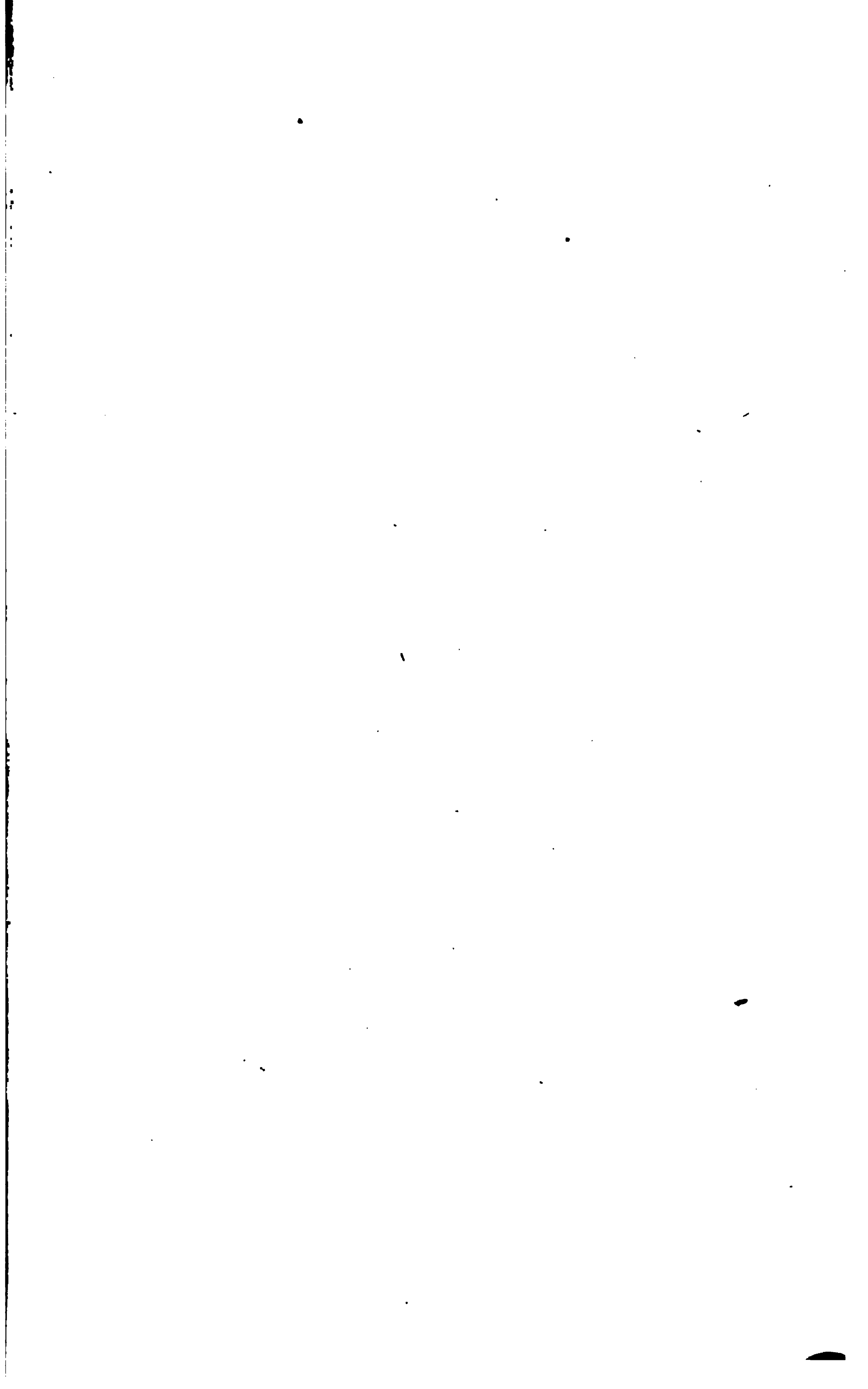


Inhalt des I. Bandes.

1. Theil: Briefe.

2. Theil: Kleinere Aufsätze und Aufzeichnungen.





1

